195

# Friedrich der Große

und

# die deutsche Literatur.

# Friedrich der Große

und

# die deutsche Literatur.

Mit Benutzung

handschriftlicher Quellen.

Von

Heinrich Pröhle.

Berlin.
Franz Lipperheide.
1872.

38
PT301
.P8
2853
.03

Meinen Freunden und Landsleuten

# Gustav Bolze in Berlin

und

# David Müller in Karlsruhe

mit Hochachtung und Ergebenheit

gewidmet.

# Inhalt.


Seite

Vorwort . . . . . XI

## Friedrich der Große und die deutsche Literatur.

### I. Friedrich der Große bis 1740.

1. Erziehung und Jugendbildung des Kronprinzen Friedrich . . 3
2. Der Kronprinz Friedrich in Lebensgefahr . . . . . 8
3. Die schönsten Tage des Kronprinzen Friedrich . . . . . 15
4. Zwei deutsche Belletristen unter Friedrichs rheinsberger Freunden 19
5. Friedrich der Große und Voltaire . . . . . 25
6. Friedrichs Reise nach Straßburg . . . . . 29

### II. Friedrich der Große und die preußische Dichterschule.

1. Der hallische Dichterkreis . . . . . 35
2. Die Volkspoesie in Norddeutschland zur Zeit des siebenjährigen Krieges . . . . . 46
3. Eintritt der volksthümlichen Richtung in die Kunstpoesie: der Kanonikus Gleim als preußischer Grenadier . . . . . 53
4. Ein Blick auf die östreichische Kriegspoesie . . . . . 61
5. Gleims Siegeslieder nach den Schlachten bei Roßbach und bei Leuthen . . . . . 66
6. Höhepunkt des Einflusses von Kleist auf die deutsche Literatur 1758 und 1759 . . . . . 71
7. Lessing . . . . . 87

Seite

III. Ramler und die politisch-literarische Bewegung in Berlin zur Zeit des siebenjährigen Krieges. 95

IV. Gleims Hochzeit oder: wie wurde Gleim ein politischer Dichter? . . . . . 109

V. Klopstock und der preußische Staat.

1. Klopstock bis zu Meta's Tode . . . . . 121
2. Klopstocks Fanny als Madame Streuber in Eisenach . . . 137
3. Klopstock und Done . . . . . 141
4. Klopstocks letzte vierzig Jahre . . . . . 148

VI. Die Schrift Friedrichs des Großen über die deutsche Literatur und sein Tod.

1. Gellert und der Nachdruck . . . . . 157
2. König Friedrich und Kaiser Joseph . . . . . 162
3. „De la littérature allemande." . . . . . 165
4. Friedrich der Große und Johann Nicolaus Götz . . . . 174
5. Bei Friedrichs Tode . . . . . 180
6 Schlußbemerkungen . . . . . 189

Anhang.

I. Ueber den Ursprung der vorliegenden Schrift und ihr Verhältniß zur gleimischen Familienstiftung in Halberstadt . . . . . 199

II. Die hauptsächlichsten früheren Schriften, in denen (nebenbei) über das Verhältniß Friedrichs des Großen zur deutschen Literatur gehandelt wird 202

III. Die Familie Sack . . . . . 204

IV. Ein plattdeutsches Gedicht auf die Hochzeit Friedrichs des Großen . . . . . 204

V. De ule Fritz un de zalldate mitten schpecksticke . . . . . 207

VI. Ueber Ramlers Briefe an Gleim . . . . . 208

VII. Berlin vor hundert Jahren. (Aus Ramler's Briefen an Gleim.) . . . . . 209

VIII. Zwei Briefe von Gleim an Ramler über Friedrich den Großen . . . . . 223

Seite

IX. Brief über die Schlacht bei Kolin nach mündlichen Nachrichten von Officieren und vom Domdechanten von Spiegel. . . . . 226
X. Aus dem Briefwechsel zwischen Kleist und Gleim 228
XI. Kleists ungedruckte Epigramme, besonders über die Schweiz, nebst ungedruckten Stellen aus seinen Briefen, namentlich über Klopstocks Streit mit Bodmer . . . . . 265
XII. D. Hirzel an Gleim über Friedrich, Bodmer, Klopstock und Gleim. . . . . 270
XIII. Einige kleinere Stücke aus Mscr. Boruss. fol. 872 in der K. Bibliothek zu Berlin . . . . . 273
XIV. Ramlers gereimte Quittung bei seinem Briefe an Gleim vom 26. Juni 1756 . . . . . 274
XV. Gleims Audienz bei Friedrich dem Großen am 22. Dec. 1785 . . . . . 275
XVI. Die Tapeteninschriften in Gleims Hüttchen . . 282
XVII. Klopstock, der deutsche Dichterwald und der göttinger Hainbund . . . . . 289
Register . . . . . 297

# Vorwort.

Friedrich der Große hat das mit Goethe gemein, daß unter seinen Lebensbeschreibungen die interessanteste und zugleich dieselbe, welche in Deutschland die bekannteste geworden ist, von einem Engländer geschrieben wurde.

Das Leben und der Charakter Friedrichs des Großen hatte jedoch eine Seite, die kein Fremder richtig verstehen kann. Die Fragen, welche hiermit zusammenhängen, waren daher auch im deutschen Volke, dem sie recht eigentlich an's Herz greifen, noch zu wenig beachtet.

Diese Fragen habe ich in dem vorliegenden Buche zu lösen gesucht.

Ich glaube in diesem Buche eine ähnliche Arbeit zu liefern, wie in meinem Leben Friedrich Ludwig Jahns.

Auch die hier vorliegende Arbeit ist zugleich eine publicistische. Wie in Jahn's Leben für die „Vermehrung des Patriotismus" gekämpft wurde, den wir seitdem in zwei bis drei Kriegen gebrauchten, so soll diese Schrift ein warmes Wort für die deutsche Literatur einlegen. Während die Literatur an der Seine eine zu große Macht ist, besitzt sie in der Heimat der Kreisrichter und der Landräthe einen noch viel

zu geringen Einfluß. Und was könnten die Germanisten dem Elsaß, die deutschen Classiker unsern Seminarien, Real- und Bürger- und höheren Töchterschulen sein, wenn — nicht selbst unsere Nichten in den kleinen Städten unter 5000 Einwohnern jetzt schon französisch und englisch lernen müßten, nicht damit sie später den Shakespear lesen können, sondern damit sie wissen, wie das Wort „strike“ gesprochen wird.

Doch ich eile zum Schlusse. Ich wünsche dieser Schrift so gütige Beurtheiler als sie Jahns Leben in Häusser und Varnhagen von Ense gefunden hat. Einzelne Erläuterungen, die Manche in der Vorrede noch suchen möchten, finden sie in den ersten beiden Abschnitten des Anhanges.

Berlin, Michaelis 1872.

**Heinrich Pröhle.**

# I.

# Friedrich der Große bis 1740*).

*) Schon in diesem Abschnitte nimmt der Verfasser besonders auf die Stellung Friedrichs des Großen zur deutschen Literatur (und zu Frankreich) Rücksicht. In der Schrift von Preuß über die Jugend Friedrichs des Großen ist sein Bildungsgang in ähnlicher Art noch nicht behandelt. Auch Heinsius und Löbell haben dies nur mit Rücksicht auf sein Alter gethan.

# 1. Erziehung und Jugendbildung des Kronprinzen Friedrich.

— — — Tandem venias, precamur,
Nube candentes humeros amictus,
Augur Apollo.

Horaz.

Als Friedrich der Große schon dreißig Jahre regirt hatte, sprach er den Wunsch aus, daß alle Väter bis zum sechsundzwanzigsten Jahre für ihre Söhne haften möchten. Und dennoch hatte er durch die Schuld seines Vaters vermittelst seiner Erziehung jene Harmonie einer classischen Bildung nicht erreicht, zu welcher ihn die Sehnsucht hinzog und welche alle Menschen gern besitzen möchten, die überhaupt zum Selbstbewußtsein gelangt sind. Ohne eine harmonische Erziehung ist sie überhaupt kaum erreichbar. Der Sohn, der in glücklicher Gemeinschaft der Geister mit dem braven Vater selbst bis zum Manne heranwächst, wird einer harmonischen Bildung anderer Art sogar in der beschränkten Sphäre des Volkes nicht entbehren. Goethe läßt einmal in einer schönen Stelle den Wilhelm Meister seinen Sohn Felix seinen Bruder nennen. Er war freilich in der Erziehung gerade nicht glücklich und hat auch das fürchterliche Wort gesagt: „Kinder halten nicht, was sie versprechen." Allein in jener ersten Aeußerung Goethe's liegt doch etwas Wahres. Es ist schade um die Menschheit, wenn sich die Gegensätze schon in der Erziehung ganz abarbeiten und wenn zwei Menschenalter in der Schulstube mit einander Krieg führen. Bloße Prinzipienreiter

und selbst im bessern Sinne des Wortes charaktervolle Väter haben nur selten das Glück, sich schon früh mit ihren Söhnen eins fühlen zu können. In der Natur der Sache liegt es, daß die Jugend, durch welche das allgemein Menschliche immer von neuem zu seinem Rechte gelangen muß, über jede förmliche Unterdrückung desselben empört ist, wenn sie auch jede vernünftige Vermittelung mit dem historisch Gewordenen annehmen soll. Der Conflict in der Erziehung mag immerhin die Charaktere schärfen, aber schon allein vor diesem Conflicte entflieht die harmonische Menschenbildung unwiderbringlich.

In keiner Erziehung ist der Conflict wohl schwerer zu vermeiden als in der Erziehung der Fürsten, weil der junge Prinz schon durch seine Geburt eine Macht ist, welche der Knabe an sich sonst keineswegs besitzt. Rousseau soll sogar, als ein Prinzenerzieher von einem kleinen deutschen Hofe sich durch List bei ihm Zutritt verschafft hatte, alle Prinzenerziehung für unmöglich erklärt haben. So schlimm wird es nun freilich wohl nicht sein.

Friedrich der Große hat in seiner tiefen Humanität sein ganzes Leben lang den meisten seiner zum Theil recht schwachen Lehrer zu schmeicheln verstanden. Nicht einmal gegen die Theologen, die ihn auf Befehl des Vaters mit Bibelsprüchen quälten, war er eigentlich widersetzlich. Nur wenn der Kammerdiener seines Vaters bei der Hausandacht die geistlichen Lieder anstimmen mußte, gerieth er zuweilen mit seiner Schwester Wilhelmine ins Lachen. Wie er denn aber auch sonst sehr frühreif war, so ist er allerdings sich jener durch die königliche Geburt ihm angeborenen Macht seinem Vater gegenüber viel früher bewußt gewesen als ihm später selbst lieb war.

Zur Erklärung des unerhörten Zerwürfnisses zwischen Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. muß aber selbst jenes wichtige geistige Gesetz ins Auge gefaßt werden, wonach die preußische Geschichte sich meist in Gegensätzen zwischen Vorgänger und Nachfolger entwickelt hat. Es ist die alte preußische, die deutsche Zucht selbst, welche hier in der Gestalt des im vollen

Umfange des Wortes streng sittlichen Vaters mehr der Liebe des Sohnes zum Angenehmen und zum Luxus als zum Schönen entgegentritt.

Vielleicht wirkte schon die Erscheinung dieses Repräsentanten der preußischen Zucht auf Friedrich abstoßend. Später wenigstens war sein Anblick geradezu fürchterlich.*) Die Farbe seines Gesichtes schraffirte 1739 in Roth, Blau, Gelb und Grün. Die ganze Figur war kurz und gedrängt, und der dicke Kopf steckte tief in den Schultern. Nicht ganz mit Recht galt dieser König für geizig, der den berliner Baumeistern auf die Finger sah und die von ihm aufgenommenen Emigranten nicht vorher durch den Bischof von Salzburg ausplündern lassen wollte. Aber seine für Preußen so vortheilhafte militairische Neigung behielt doch etwas häßliches und abnormes. Die größten Summen verschlang der Militairkirchhof, wo er seine Riesen begrub, die in ihrer schlechten und engen Kleidung meist durch Schwindsucht und Blutbrechen schnell weggerafft wurden.**) Mohren mit einem türkischen Bunde auf dem Kopfe schritten in militairischem Aufzuge vor dem Riesenregimente des Königs einher. Selbst die Sitten der Stabsoffiziere des Königs waren seltsam. An der Mittagstafel bei vortrefflichem Rheinweine zeigten sie sich als „wahre Weinschläuche, die nach altdeutscher Art rasch mit den vollen Humpen fertig" zu werden verstanden. Nach dem Mittagsessen begannen sie wohl einen Ball, auf welchem zwar nicht Riesen mit Riesen, aber Stabsoffiziere mit Stabsoffizieren oder doch jedenfalls Männer mit Männern tanzten.***)

Solche Geschmacklosigkeit mußte den Kronprinzen zurückstoßen. Empfand er doch das Poetische in der Lebensweise des Hofes nicht einmal da, wo es wirklich vorhanden war. Das

---

*) Bielefeld, Friedrich der Große und sein Hof. Breslau, Max. I. S. 28.

**) Bielefeld I. S. 24. 25.

***) Vergl. Bielefeld I. S. 26—33.

Jagen in den Wäldern schätzte er niemals höher als das Ausfegen eines Kamins. *)

Reicher und höher begabte Naturen pflegen bei jenem Conflicte in der Erziehung, von welchem oben gesprochen ist, nicht selten ihre Zuflucht zu den rein menschlichen Gebieten der Literatur und Kunst zu nehmen, wo sie dann aber eben deshalb, weil ihnen in intellectueller und in moralischer Hinsicht die Harmonie der Bildung fehlt, nicht über den Dilettantismus hinausgelangen können. Ueber diesen Dilettantismus hat auch Friedrich der Große mit Bezug auf Literatur und Kunst im allgemeinen nie hinausgekonnt, wie hoch er sich auch durch die Versöhnung mit seinem Vorgänger als Feldherr und Staatsmann noch erheben konnte.

Hier verstand es sich nun aber fast von selbst, daß sich Friedrichs literarisches Interesse nicht der deutschen Literatur zuwenden konnte. Selbst sein Vater war zwar deutsch, aber er hatte wenigstens in Bezug auf Literatur ebenso wenig nationale Interessen als ein märtischer Bauer oder ein salzburgischer Emigrant, der eben erst aus den Händen des Bischofs Firmian kam. Für Friedrich lag die völlige Hingabe an die französische Literatur sehr nahe. Nicht allein war auch in Potsdam die höfische Erziehung damals doch eine wesentlich französische. Auch den bürgerlichen Kreisen Berlins, wo noch jetzt mancher in der Schule das deutsche u stets wie ein französisches u ausspricht, waren durch die französischen Colonisten bedeutende Elemente eigen. Sie regten sich während der Jugend Friedrichs des Großen auf jede Weise. Der Prinzessin Wilhelmine sollen diese Colonisten während ihrer Streitigkeiten mit ihrem Papa Körbe „voll guter Sachen" zum Satteſſen oder zum Naschen hingestellt haben. Nicht bloß französirende Städte wie Berlin und Potsdam hatte die Mark damals, sondern auch ganze französische Dörfer. Französisch-Buchholz machte in den letzten Regierungsjahren Friedrich

*) Vergl. Bielefeld I. S. 49.

Wilhelms I. einen wunderlichen Eindruck. Den französischen Colonisten dankte man es, daß die Gärten um Berlin mehr und mehr aufblühten. Man glaubte von ihnen erst eine feinere Mischung des Düngers mit dem märkischen Sande gelernt zu haben, ein Gegenstand, der den großen König selbst bis ans Ende seiner Tage beschäftigt hat und durch den er sein Reich den am meisten begünstigten Ländern der Erde, wenigstens seinem Frankreich, etwas ähnlicher zu machen hoffte.

Denn Frankreich war das Land seiner Sehnsucht. Frankreich war ja kein bloßes Treibhaus wie die Mark. Während sein Vater zu Potsdam für jede Schüssel Hopfensalat Gott dankte, die er zu essen bekam, so reifte in Frankreich dem heiteren Bauern die Traube in Fülle an sanften Höhen. Griechenland und Italien blieben Friedrich mit den Schätzen ihrer alten Literatur fast ganz verschlossen. Später sah er zwar ein, daß selbst für die schönen Wissenschaften die Franzosen das Höchste nicht erreichen könnten. Aber über den dunkeln Höhen Frankreichs erschien ihm dessen romanische Literatur wie ein sanfter Mondenabglanz von der Sonne römischer und griechischer Classicität. Und hatten sich nicht im schönen Frankreich durch das gewissermaßen Friedrich zum Ideale der Regierung dienende Zeitalter Ludwigs XIV. die gesangreichen Tage des Augustus wiederholt? Durch die französische Literatur wurde Friedrichs ganzes Leben überreich an allen Genüssen des sogenannten Esprit. Besonders im Anfange aber trat ohne Zweifel die französische Literatur auch mit den schwächeren und schlechteren Seiten des ausgezeichneten königlichen Jünglings in eine Verbindung, welche selbst auf den Proceß, den ihm sein Vater machte, nicht ganz ohne Einfluß geblieben zu sein braucht.

## 2. Der Kronprinz Friedrich in Lebensgefahr.

„Wo ist Don Karlos, mein Infant? — Der Knabe
Don Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden.
— — — — — — — — — — —
Sein Blut ist heiß, warum sein Blick so kalt?
So abgemessen festlich sein Betragen?
Seid wachsam. Ich empfehl' es Euch."

Schiller.

Die neueste Darstellung des gegen Friedrich den Großen als Kronprinzen geführten Processes in Droysen's „Geschichte der preußischen Politik" zeigt die großen Dimensionen der Angelegenheit nach der diplomatischen Seite hin. Das Verhalten der fremden Mächte gegen das kleine Preussen war nebenbei auch durch die Stellung mehrerer Glieder der königlichen Familie wahrhaft unleidlich geworden.

Im Gegensatze zu J. G. Droysen's auf das Große und Ganze der Politik gerichteter Darstellung, die gewiß ihre Wahrheit behalten wird, weisen allerdings manche Züge aus diesem Processe gerade in engere Kreise und in das beschränkte Privatleben hinein. Aber abgesehen davon, daß es eine schlechte Aufgabe wäre, Friedrich Wilhelm den Ersten auf Kosten seines Sohnes und Katte's mit bezug auf diesen Proceß immer noch mehr von Vorwürfen entlasten zu wollen als schon von Droysen geschah, so ist uns wirklich von allen dem Kronprinzen mehr persönlich gemachten Vorwürfen noch keiner bekannt, den es nach gewissenhafter Erwägung hier anzuführen verlohnte, außer dem Schuldenmachen

und der Desertion. So bleibt uns denn mit bezug auf diesen Proceß nur übrig hier den ganzen Verlauf desselben einmal kritisch zu überblicken.

Bekanntlich war es 1730 zu Mannheim, wo der Kronprinz Friedrich seine Flucht zu „exequiren" suchte. Nachts um 2 Uhr stand er auf und zog einen „zu solchem Vorhaben verfertigten rothen Roquelore" an. Schon waren durch den Pagen Kait zwei Postpferde herbeigeführt. Auf Veranstaltung des Kammerdieners Gummersbach wurde jedoch der „Obrist-Lieutenant von Rochow" gerufen, um zu verhindern, daß der Kronprinz „mit den Pagen würklich fortgeritten wäre und seine Flucht über Straßburg und Landau nach Frankreich fortsetzen wollen, worüber der Inquisit Katte in Arrest gerathen."

Die Untersuchung gegen den Kronprinzen und seine Mitschuldigen war geschlossen, als der König unter dem 22. Oktober 1730 ein Kriegsgericht über sie zusammentreten ließ. Die jedenfalls umfangreichen Untersuchungsakten lagen ihm vor und wurden ihm vorgelesen. Zum Vorsitzenden dieses Gerichts machte der König Achatz V. von der Schulenburg, Urgroßvater des jetzigen Grafen Schulenburg auf Propstei Salzwedel, Landesdirektors der Altmark.*) Achatz V. war geboren am 17. Oktober 1669 zu Apenburg. Von 1685 bis 1687 hatte er zu Frankfurt studirt. Alsdann aber war er noch auf die soeben erst gestiftete Ritterakademie in Wolfenbüttel gegangen. 1688 war er Hofjunker beim Kurfürsten Friedrich III. geworden. Diesen hatte er auf seinen Reisen und auf den früheren Feldzügen begleitet. 1689 aber hatte Schulenburg seine militairische Laufbahn bei der Belagerung von Kaiserswerth und bei Bonn begonnen. 1690

*) Durch diesen Herrn erhielt ich die im Texte benutzten sehr werthvollen mündlichen Mittheilungen über den Proceß Friedrichs des Großen, als ich mich wegen der Widersprüche in der bisherigen Literatur dieses Processes an ihn wandte. Ich verzichte zwar auf jede Berücksichtigung dieser Literatur, muß aber eine weitere Benutzung derselben ernstlich widerrathen.

war er Cornet in der Garde du Corps geworden. 1701 hatte er den Kurfürsten zu seiner Krönung als König nach Königsberg begleitet. Alsdann hatte er die Feldzüge bis zum Frieden von Ryswick mitgemacht. 1706 war er als Obristlieutenant am flandrischen Feldzuge betheiligt gewesen. Er schlug sich bei Oudenarde und bei Malplaquet. 1709 wurde er Obrist des Leibregiments. 1717 hatte er den Auftrag erhalten ein neues Dragoner-Regiment zu errichten; es ist das nachherige Regiment der Königin. 1719 war er General-Major und 1728 General-Lieutenant geworden. Dieser Mann eignete sich zum Vorsitzenden des Kriegsgerichtes schon weil er studirt hatte. Auch stand er bereits am Rande des Grabes: denn schon ein Jahr später nahm die Garnisonkirche in Berlin seine Leiche auf. Dazu besaß er wie Wenige das Vertrauen des Königs, der ihm für sein Regiment stets mit seinen eigenen Unteroffizieren auszuhelfen bereit gewesen war. Nach seiner Ernennung zum Vorsitzenden des Kriegsgerichts scheint sich dieser gottesfürchtige Herr die Angelegenheiten des Kronprinzen zunächst nach dem alten Testamente zurecht gelegt zu haben. Und da in diesem Augenblicke das Leben des Kronprinzen Friedrich nur noch an einem seidenen Faden zu hängen schien, so scheint unserem Achatz V. von der Schulenburg vor Allem Absalom in den Sinn gekommen zu sein. Dieser Königssohn hing an einer Eiche. So wurde er von Joab durchstochen. Zuvor aber hatte ein Mann, der dem Joab es gemeldet, zu diesem gesprochen: „Wenn Du mir tausend Silberlinge in die Hand gelegt hättest, so wollte ich doch nicht Hand gelegt haben an des Königs Sohn. Denn der König gebot dir, und Abisai und Ithai vor unseren Ohren und sprach: Hütet euch, daß nicht Jemand dem Knaben Absalom" (2. Sam. 18.)

Jedenfalls lehnte das Kriegsgericht die Bestrafung des Kronprinzen ab. Nicht so die Katte's. Zwar verurtheilte es ihn nicht zum Tode, war aber der Ansicht: wenn Katte nicht die Geheimnisse des Kronprinzen bewahrt, ihm „ein grau Kleyd mit Silber chameriret" für die Reise machen lassen, ihm Geld ver-

schafft hätte u. s. w., so wäre selbst der Versuch der mißglückten Flucht des Kronprinzen nicht möglich gewesen. Wir übergehen den von Ingersleben. Etwas mehr als dieser war schon der Lieutenant von Span in den Fluchtversuch verwickelt. Er wurde deshalb auch „mit dreijähriges Festungsprison" (sic) belegt. Fast ebenso genau als Katte war Kait eingeweiht gewesen. Er rettete sich durch die Flucht. Das Kriegsgericht zu Köpnick beschloß demnach, „daß er zu dreyenmahlen durch Drommelschlag zu citiren sey." Wenn aber das nichts hülfe (er war nämlich sehr weit vom Schuß), so solle sein Bild an den Galgen gehängt und sein Degen vom Büttel zerbrochen werden. Der König „confirmirte" diesen Spruch ausdrücklich.

Friedrich Wilhelm I. war ein Sonderling, aber einen Heuchler wird ihn nur der nennen können, der in jeder Religionsübung nichts als Verstellung erblickt. Wenn er krank war, so malte er mit den Fingern „in doloribus". Aber er warf nicht mit Bibelversen um sich, wenn er zornig war.

Es ist daher auch nicht richtig, daß Friedrich Wilhelm I., nachdem ihm das köpnicker Urtheil bekannt geworden, die Bibelstellen 5. Buch Mos., Cap. 17, 2. Buch Sam., Cap. 18, V. 10—12, und 2. Buch Chron. 19, V. 5—7 auf einen Zettel geschrieben haben soll. Man hat geglaubt, daß er durch das zweite Citat die Freisprechung seines Sohnes vom Standpunkte des Kriegsgerichtes aus habe billigen wollen. In der That war der Sinn dieser Bibelstelle die Norm des ganzen Kriegsgerichtes gewesen. Allein in dem Augenblicke, da der König dem Kriegsgerichte zumuthete, Katte doch noch zum Tode zu verurtheilen, konnte er selbst wenigstens nicht an die dritte Bibelstelle erinnern, welche sich auf das Wärmste für die Unabhängigkeit der Richter ausspricht. Diese letztere Stelle eignete sich vielmehr zur Vorlesung von Seiten des edlen Schulenburg, um das Kriegsgericht in Köpenick zur Festigkeit zu ermahnen, als das Kriegsgericht zum zweiten male zusammentreten mußte, um Katte doch noch zum Tode zu verurtheilen, was es bekanntlich nicht

that. Und wirklich hat nicht der König, sondern Schulenburg diese drei Bibelstellen aufgeschrieben, auf der Rückseite des Zettels, auf dem Schulenburg das sogenannte votum regis, die Verwerfung des ersten Urtheiles über Katte, eigenhändig abschrieb. Auch die erste Bibelstelle ist in seinem Geiste: denn er, der nicht ruhte, bis sein Regiment einen eigenen Feldprediger hatte, gibt darin nur die Absicht zu erkennen, sich bei Priestern und Leviten Rath zu holen für sein schweres Richteramt.

Im Ganzen und Großen erreichte der König jedenfalls seinen Zweck in Bezug auf den Kronprinzen. Das Gefängniß wurde zum Correctiv für das relativ wenigstens unsittliche Traumleben, welches Friedrich an dem nüchternen Hofe zu Potsdam geführt hatte. Erst als Arbeiter in der Kriegs- und Domänenkammer zu Küstrin beugte sich dieser eiserne, wenn auch lebhafte Geist unter eine rauhe Wirklichkeit, gleichviel ob sie seinem Freiheitsgefühle später noch widersprochen haben mag oder nicht. Wie einst der Dichter Günther seinen Vater, so hatte auch Friedrich den König um „Gnade, Vergebung und selbst gefällige Beahndung" gebeten. Seine Reue war aufrichtig, wenn sie auch nur äußerlich während des milden geistlichen Zuspruches nach Katte's Tode diejenige Form der Buße annahm, die den frommen Sinn seines Vaters allein mit ihm ganz versöhnen konnte. Weit entfernt, diesen Versuch einer völligen Unterwerfung unter den Geist des Vaters von seinem Standpunkte aus zu überschätzen, belohnte ihn doch der König bald sehr weise, indem er dem Kronprinzen ein immer größeres Maß von geistiger Freiheit gewährte.

Aber noch ein zweites mal schwebte das Leben Friedrichs in Gefahr *) — wir wissen nicht, ob vor oder nach der Zeit des

*) In Bezug auf diesen Vorfall folge ich einer mündlichen Mittheilung des Hrn. Gymnasialdirectors W. Schwartz in Posen und des Hrn. Böttcher in Berlin. Die Erzählung, wie sie schon in einem Buche steht, ist ungenau.

köpenicker Kriegsgerichtes. Der Kronprinz ging an einem Vormittage die enge Burgstraße in Berlin zwischen dem Wasser und den Häusern entlang. Da sprang ein wüthender Ochse auf ihn los. Er flüchtete sich jedoch auf die Freitreppe des Kellerhalses von No. 11. An dem Kellerhalse und der Treppe, die zugleich den Eingang zum Hause bildet, soll sich seitdem nichts verändert haben. Es befindet sich jenes Haus seit längerer Zeit in den Händen zweier ehemaliger königlicher Beamtenfamilien. Der Eigenthümer war im vorigen Jahrhundert der königliche Mundkoch Friedrich Krüger. In diesem Jahrhundert aber pachtete es ein alter Reisewagenmeister König Friedrich Wilhelms III. und Friedrich Wilhelms IV. Namens Böttcher. Er fing bereits an, es in das solide aber behagliche und feine Hôtel garni zu verwandeln, welches es jetzt als Pachtung von Böttcher's Sohne, im Besitze des Krüger'schen Erben Stadtrath Mollius in Neu-Ruppin, noch ist.

Es war ungefähr hundert Jahre nach der Thronbesteigung Friedrichs des Großen und im zweiten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV., der mitunter der Burgstraße gegenüber im Schlosse der Hohenzollern wohnte. In den Zimmern dem Kellerhalse gerade gegenüber, wo die grünen Bäume zwischen der Spree und dem Schlosse stehen, soll er unter anderm seine Bibliothek und sein Schlafzimmer gehabt haben. Berlin wurde damals schon etwas Weltstadt und die Polizei verordnete, daß auch der Kellerhals in der Burgstraße weggerissen werden solle. Allein der alte Reisewagenmeister Böttcher nahm eine Bittschrift der Krüger'schen Erben für die Erhaltung des Kellerhalses mit aufs Schloß. Durch einen Kammerdiener ließ er sie Friedrich Wilhelm IV. eines Morgens beim Ankleiden übergeben. Bald darauf konnte man von Böttcher's Hôtel aus beobachten, wie sich gerade gegenüber hinter den grünen Bäumen ein Fenster öffnete. Friedrich Wilhelm IV. nahm den Kellerhals von da aus in Augenschein. Nachdem er dann noch eines Abends einen Adjutanten zu dessen Besichtigung in die Burgstraße geschickt hatte, erfolgte endlich

unter dem 18. Oktober 1841 die Antwort: „Sie werden benachrichtigt, daß des Königs Majestät auf Ihr Immediatgesuch vom 5. Mai d. J. Ihnen die Beibehaltung des Kellerhalses vor Ihrem hierselbst in der Burgstraße No. 11. belegenen Hause zu gestatten geruht haben." — Gegenwärtig soll es außer diesem nur noch zwei solche Kellerhälse in ganz Berlin geben.

## 3. Die schönsten Tage des Kronprinzen Friedrich.

„O Schmuck der Schäferinnen,
Gehab Dich ewig wohl!"
„„Gehab Dich wohl, Du Harter!
Fleuch nur mein Angesicht!
Du mehrest meine Marter,
Und schwächst die Liebe nicht!
Du sprachst: ich bin Dein eigen.
Wie? heißet das geliebt?
Du stiller Wald sollst zeugen,
Wie Thyrsis mich betrübt.""
Johann Nicolaus Götz.

Der Schlußstein der Versöhnung zwischen Friedrich und seinem Vater war die Verheirathung des ersteren mit einer Prinzessin von Braunschweig-Bevern im Jahre 1733. Auch auf der Hochzeit benahm er sich mit außerordentlich vieler Klugheit. Aus dem Kronprinzen Absalom, den der fromme Schulenburg mitgerettet hatte, wurde nun immer mehr ein salomonischer Friedrich, zunächst aber ein glücklicher und von Apollo selber eingeweihter arkadischer Flötenbläser.

Es war damals die Zeit der Schäferspiele und der Bauernhochzeiten, auf denen die Welfen sich besonders in Blankenburg mit dem Volke ergetzten und platt sprachen. So erblicken wir dann selbst Friedrich den Großen, der gerade für diese leichtere Seite des Lebens an den kleinen welfischen Höfen eine Vorliebe zeigte, um die Zeit seiner Hochzeit mitten unter den verkleideten Schäfern und Bauern dieser Welfen.

Am 11. Juni 1733 *) strömten viele Zuschauer aus der Gegend von Braunschweig und Wolfenbüttel nach dem bevernschen Schloßgarten zu Salzdahlen, um ein neues Schäferspiel zu sehen. Friedrich der Große und sein Vater, der ihm einst den Proceß gemacht hatte, traten mit hundert andern Personen als Hirten darin auf. Aber der Inhalt dieses Schäferspieles mußte dem Herzen Friedrich Wilhelms I. wohl thun. Die zarte Liebhaberrolle, welche der Kronprinz darin spielte, war der Höhepunkt seiner Unterwürfigkeit gegen den königlichen Vater. Friedrich der Große trat nämlich in Bauerntracht mit zwei andern Hirten vor den Herzog von Braunschweig-Bevern als Hirtenfürsten. Alle drei, die besten Flötisten in Arkadien, baten um die schönste Tochter Arkadiens, welche von der Braut gespielt wurde. Der beste Flötenbläser unter den drei jungen Hirten sollte die schönste Tochter Arkadiens erhalten. Alle drei spielten zum Entzücken, aber Allen versagte der Hirtenkönig die Hand der schönsten Schäferin. Da kündigte eine unvergleichliche Musik in der Ferne die Ankunft des Apollo selber an. Dieser erklärte den Kronprinzen Friedrich für den besten Flötenspieler in Arkadien und beglückte ihn mit der Hand der Prinzessin von Braunschweig-Bevern. Die Hochzeitstänze der Hirten schlossen sich daran. Am Tage darauf fand die Trauung statt. Am 14. Juni machte der Hof von Salzdahlen eine Lustfahrt zu den Ruinen der Asseburg. Dort wurde ein antiquarischer Vortrag gehalten, in dem wohl der alte „Lurenbarg" (der Lauerberg der ehemaligen Raubritter auf der Asse) nicht unerklärt geblieben sein wird. Am 15. Juni brachen die Hohenzollern aus Niedersachsen wieder nach der Mark auf. Auf dieser Hochzeitsreise war es, daß sich in der magdeburger Gegend die ersten plattdeutschen Gedichte von einer mehr modernen Form an das hohe Paar herandrängten, in denen wir

*) Vergl. den interessanten Aufsatz von Adolf Glaser „die Hochzeit Friedrichs des Großen" in den illustrirten Monatsheften vom Oktober 1871, S. 103—107.

bereits deutlich die Vorläufer und Vorbilder für die Manier unseres altmärkischen Dichters Bornemann erblicken können.

Am Sonntage nach Friedrichs Hochzeit predigte Mosheim „von der Heirat des Gerechten." Es schien nun nicht mehr wahr zu sein, was die Zeitgenossen zitternd mit dem Kronprinzen von Preußen selbst erlebt hatten. Gewissermaßen galt für Friedrichs Verhältniß zu seinem Vater von nun an, was Leopold von Ranke*) als ein allgemeines Gesetz für die politische Entwickelung jener Zeit aufgestellt hat. Er sagt nämlich: „Das deutsche Leben im achtzehnten Jahrhundert beruht darauf, daß der Gegensatz, der den Gesichtskreis der Politik beherrscht, doch auch zugleich eine gewisse Selbständigkeit der Aktion ermöglicht und selbst provocirt." Friedrich brachte es im Militairrange bei seinem Vater selbst bis zum Generalmajor, wenn auch nicht weiter**).

In diesen schönen Tagen der Eintracht, welche Friedrich Wilhelm, der größte Haushalter unter den Hohenzollern, noch mit dem größten Philosophen seines Hauses zusammen verlebte, schienen Potsdam und Berlin den ersten volleren Glanz auszustrahlen. Und hatte nicht der alternde König aus seinem Potsdam ein „zweites Venedig" gemacht? Man fand, daß in den neuen Gebäuden Berlins durchgängig der Geschmack Griechenlands und Roms herrsche. Zum mindesten aber schien das Schloß, das Zeughaus, das Gießhaus, die Bildhauer-Akademie, einige Kirchen und der vordere Theil des Posthauses an Vollkommenheit nur wenigen Palästen des neueren Italiens nachzustehen. Die Reiterstatue des großen Kurfürsten aber verbreitete 1793 auf ihrem Fußgestelle von weißem Marmor noch einen weit größeren Glanz als jetzt.***) Die Märkte der Stadt hatten sich

*) Der Ursprung des siebenjährigen Krieges. Leipzig, Duncker und Humblot 1871. S. 27.

**) Preuß, Jugend und Thronbesteigung. S. 264.

***) Vergl. Bielefeld I, S. 14. 15.

allmählig mit Blumen, Früchten und Gartengewächsen gefüllt. Man sah es mit Staunen und erzählte es sich scherzend, daß früher in den Gärten der Mark nichts als — Petersilie gewachsen sei.*)

Der Kronprinz konnte seit seiner Gefangenschaft nicht mehr für schön gelten. Aber er sah doch 1738 noch jung genug aus. Er erschien von einnehmender Bildung, wenn auch nicht groß. Sein Haar zeigte ein schönes Braun und fiel in natürliche Locken. Sein großes blaues Auge war zwar ernst geworden, blickte aber doch recht angenehm und freundlich.**) Sein ganzes Wesen hatte gerade seit seiner Gefangenschaft etwas ganz ungemein Verbindliches. Der Grund soll darin gelegen haben, daß er sich eine Zeit lang ganz ohnmächtig gefühlt und die Hilfe selbst des geringsten Unterthanen der preußischen Monarchie schätzen gelernt hatte. Noch im höheren Alter sprach er oft in den allerverbindlichsten Ausdrücken. Es war ihm dies mehr ein gesellschaftliches Bedürfniß. Durch die Befriedigung desselben fühlte er seine königlichen Entschlüsse überhaupt nicht in dem Maße gebunden, wie namentlich die rheinsbergischen Freunde des Kronprinzen gehofft zu haben scheinen.

Vorläufig genossen sie, ohne allzuviel an die Zukunft zu denken, in Rheinsberg eine „königliche Tafel" und einen Göttertrunk, den der Kronprinz selbst erst ohne Sorgen trinken konnte, nachdem ihm sein Vater noch das reiche Gestüt zu Trakehnen geschenkt hatte. Eine himmlische Musik, köstliche Spaziergänge, sowohl im Garten als im Walde, Wasserfahrt, Zauber der Künste und Wissenschaften und eine angenehme Unterhaltung machten den Aufenthalt in Rheinsberg feenhaft.***)

---

*) Vergl. Bielefeld I, S. 21.
**) Vergl. Bielefeld I, S. 6 und 7.
***) Vergl. Bielefeld I, S. 51.

## 4. Zwei deutsche Belletristen unter Friedrichs rheinsberger Freunden.

„Sing' ihn, den guten, weisen, edlen Stille!"
Gleim.

Unter Friedrichs rheinsberger Freunden finden sich in der That wenigstens zwei, welche der deutschen National-Literatur nicht fern stehen. Es sind Stille und Bielefeld. Sie schreiben ebensowohl deutsch als französisch. Das ist freilich gerade charakteristisch für eine Uebergangszeit, in der Friedrich wohl noch für die deutsche Literatur hätte gewonnen werden können. Aber die beiden Männer waren damals selbst noch nicht für die deutsche Literatur erwärmt. Bielefeld las nachher alle Gedichte durch, die auf Friedrichs Thronbesteigung gemacht wurden. Es gefiel ihm keins darunter als das von Voltaire. Das konnte dem Könige nicht unbekannt bleiben und war verhängnißvoll für die deutsche Literatur.

Herr von Bielefeld war ein reicher hamburger Kaufmannssohn. Er hatte nicht eigentlich studirt, aber sich durch seinen Umgang und seine Reisen ungemein viel Weltkenntniß erworben. Sein Vermögen erleichterte ihm den Eintritt in den Kreis des Kronprinzen Friedrich. Vorgestellt war er dem Kronprinzen fast in demselben Augenblicke, in welchem dieser den Wunsch ausgesprochen hatte, Freimaurer zu werden. Bei Friedrichs Aufnahme in diesen Bund zu Braunschweig war er besonders thätig.

Bielefeld reiste mit einem großen Koffer, der alle „zur Loge gehörigen Werkzeuge" enthielt, nach Braunschweig und vertheidigte den Kasten durch Bestechung gegen die Neugier des Thorschreibers von Braunschweig, vielleicht desselben, der auch, als der alte Stobwasser, der Begründer dieser jetzt in ein Actienunternehmen verwandelten berliner Firma, sein Geschäft in Braunschweig klein anfangen wollte, wegen der Messe in Stobwassers Wagen mit den ersten deutschen Lackirern wilde Thiere vermuthete. Zum Logenlokale für den Kronprinzen wählte Bielefeld den Korn'schen Gasthof aus. Einen adligen Herrn, der auf seinem Zimmer jedes in diesem Logenlokale ertönende Wort verstehen konnte, machte er und seine Freunde vorher unschädlich. Sie drangen nämlich nach dem Mittagsessen zu ihm aufs Zimmer und tranken ihn für längere Zeit vollständig darnieder Kanonendonner verkündigte übrigens die Ankunft des Königs von Preußen. Sein Sohn ging auch diesmal wieder seine eigenen Wege in den Korn'schen Gasthof. Am 15. August 1738 nach 4 Uhr Morgens war dort Alles vorüber. Friedrich war Freimaurer.

Vor Friedrichs Thronbesteigung wurde Bielefeld zeitig wieder in die Kreise des Kronprinzen beschieden. Er hat kein Hehl daraus gemacht, daß er in Rheinsberg mit auf den Tod Friedrich Wilhelms I. wartete. Friedrich war schon von dort abgereist. So oft ein Ochs oder ein Maulthier über die große hölzerne Brücke kam, die nach der Landstraße führte, liefen Alle an's Fenster. Nur die Kronprinzessin selber blieb sitzen. Gerade die Leute aus gröberem Stoffe in der damaligen Gesellschaft des Kronprinzen gaben sich ungemessenen Hoffnungen hin. Man fand es überflüssig, daß einer aus der Gesellschaft seine hingefallenen Pfennige aufsuche, weil man hoffte, bald mit Gold um sich werfen zu können.

Welche Enttäuschungen ihrer warteten, ist bekannt genug. Selbst der feinere Bielefeld, mit welchem der neue König es im Grunde gut genug meinte, schien bereits von den übelsten Vorzeichen verfolgt zu werden, als er sich seinem liebevollen könig-

lichen Freunde vor dem Begräbniß der Königsleiche wieder näherte. Zu denjenigen Verlegenheiten, welche er mit anderen Höflingen theilte, gehörte es, daß die Gastwirthe in Charlottenburg geradezu mit nichts versehen waren, als der neue König unvermuthet seine Residenz dort aufschlug.

Durch die Verbindung der Maurerei mit dem Studium der neueren Sprachen blieb Bielefeld lange ein einflußreicher Mann. Französisch und englisch sprach er wie deutsch. Die natürlichen Betrachtungen über das Verhalten des Königs von Preußen, welche zu Anfange des zweiten schlesischen Kriegs in England erschienen, sowie eine oder die andere politische Schrift der damaligen Zeiten *), übersetzte er ins Französische und den Montesquieu „De la grandeur des Romains" ins Deutsche. Seine Uebersetzungen zog die Neuberin bei der Aufführung den Gottsched'schen vor. Aber auch seine „deutsche Komödie" (also wohl ein Originalstück): „die beschwerlichen Seiten des Hoflebens", fand vielen Beifall. 1746 arbeitete er an der Verbesserung dieser Komödie und wollte sie drucken lassen.

Obgleich Friedrich ihn sogleich bei seinem Regierungsantritte baronisirt hatte, so war er mit seiner Verwendung doch anfangs nicht sonderlich zufrieden. In den auswärtigen Angelegenheiten, für die ihn der König bestimmte, durfte er anfangs in Hannover, in London und im Felde nur als fünftes Rad am Wagen so mitlaufen. Dahingegen mußte er Strohkranzreden halten, mit denen man bei Hofe an Hochzeiten die neuvermählten Hofdamen mitunter etwas derb geärgert zu haben scheint, und von denen wohl keine so galant gewesen sein dürfte als das Schäferspiel zu Salzdahlen. Freilich die Deutschen liebten es bis zur Erfindung der Hochzeitsreisen in dem Momente, von dem Schiller singt:

Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei

allerlei Thorheiten zu begehen. Man zerriß den Myrtenkranz

*) Gleims ungedruckter Brief an Uz vom 6. März 1746.

der Braut, ja, man setzte ihr, wie es scheint, einen Strohkranz dafür auf. Friedrich der Große, so fern er auch sonst dem deutschen Volksleben stand, hatte daran noch nicht einmal genug. Er ließ an seinem Hofe eben diesen Moment noch durch eine eigene Strohkranzrede verherrlichen. Eine solche Strohkranzrede hielt Bielefeld am 7. Januar 1742 auf der Hochzeit des Prinzen Wilhelm und einer Prinzessin von Braunschweig. Auf dieser Hochzeit war Friedrich „in ein einziges Stück Silber" gekleidet. Bevor Bielefeld seine Strohkranzrede vortrug, mußte der bekannte Baron von Plotho ihm erst Muth zusprechen, wie einst Frundsberg dem Mönchlein Luther auf dem Reichstage zu Worms. „Courage, mon ami, vous êtes pâle comme la mort!" sagte Plotho zu Bielefeld. Zuletzt wurde der Prinzessin der Strohkranz aufgesetzt. *)

Später hielt Herr von Bielefeld eine zweite Strohkranzrede bei Hofe. Friedrich der Große nahm damals an den Feierlichkeiten bei der Vermählung eines Fräuleins von Kalkstein theil. Das Fräulein von Kalkstein war blond, ja, man hatte sie lange das weiße Hühnchen genannt.

Die Kronprinzessin war in Rheinsberg gern auf einen Scherz ihres Gemahls eingegangen. Hatte sie doch einst dort sogar bei einem Trinkgelage, mit dem man möglicherweise eigens den Bielefeld zum Besten haben wollte, durch absichtliches oder zufälliges Zerbrechen eines Gefäßes das Signal zu einer überlauten Scene gegeben. Die Königin ließ daher zu der Hochzeit, und wie es scheint, gerade zu der Strohkranzrede des Herrn von Bielefeld, des lebhaftesten Verehrers dieser Königin von „unerschütterlicher Tugend", wie Friedrich selbst sie nennt, ein Hühnchen mit dem Kopfe des Fräuleins von Kalckstein anfertigen. Darauf bezog sich dann, wo nicht Bielefeld's Rede, so doch eine „Fabul", die Gleim „in einem Augenblick" zu der Strohkranzrede (sei es für den Vortrag oder später erst für den Druck) hinzu-

*) Bielefeld II S. 64.

fügte. Diese „Fabul" scheint gehandelt zu haben „vom willigen Hahn und vom weißen Hühnchen". Man glaubte dabei ein Wortspiel „vom ersten Range" anzubringen, weil der Bräutigam (oder vielmehr der Hahn) der Obrist Willich war.*)

Diese bei Hofe gefeierte Hochzeit des Fräuleins von Kalckstein fiel wahrscheinlich in den Juni 1746.**) Damals war Herr von Bielefeld Legationsrath und „zweiter Gouverneur vom jüngsten Prinzen des hiesigen Hofes" (Ferdinand).

Wir haben bereits in einem flüchtigen aber merkwürdigen Momente Gleim und Bielefeld als Friedrichs Hofpoeten zusammen arbeiten sehen. Und in der That sehen wir Stille und Bielefeld mit den talentvollen jungen preußischen Dichtern in Verbindung, als die letzteren kaum zu Männern geworden waren. Aber Friedrich, als König und als Krieger, wie regsam er auch war, konnte nun doch für keine neuen Hauptrichtungen mehr gewonnen werden. Auch trat der sprachgewandte Bielefeld für ihn persönlich mehr in den Hintergrund, je mehr er sich mit geborenen Franzosen umgab.

Herr von Bielefeld war jedoch noch während eines der drei schlesischen Kriege als Diplomat mit Friedrich im Felde. Auch soll ihm eine Zeit lang***) eine Oberaufsicht über die Univer-

*) Die erste Strohkranzrede wurde schon von einem Herausgeber der Briefe Bielefelds vergebens gesucht. Nach der zweiten hat man auf meine Veranlassung in der Gleim'schen Familienstiftung zu Halberstadt vergeblich geforscht. Gleim hatte sie an Uz geschickt, aber auch bei den nach Halberstadt zurückgelieferten Briefen von Gleim an Uz befindet sie sich nicht. Herr von Kalckstein in Berlin, der Reisende und Geograph, theilt mir gütigst mit: „Fräulein von Kalckstein war die Tochter des ältern Feldmarschalls von Kalckstein, früher Erziehers Friedrichs des Großen, verheiratet mit einem Oberst von Willich (Strohkranz) und nach dessen Tode mit einem Hofmarschall v. Meyerink. Vor ihrer Verheiratung wird sie noch bei einer großen Hofschlittenfahrt genannt, die unter Friedrich dem Großen vom berliner Schlosse nach Charlottenburg stattfand."

**) S. Gleim's ungedruckten Brief an Uz vom 30. Juni 1746.

***) Nach Gleim's Briefen an Uz.

sitäten übertragen gewesen sein. Indessen finden wir ihn nie durch seine Stellung ganz befriedigt. Dagegen benutzte er dieselbe sobald als möglich, um die ihm anfänglich versagte Hand einer sehr reichen Hallenserin zu erlangen. Er erhielt dadurch Güter im Königreich Sachsen. Dort wurde dieser preußische Diplomat merkwürdigerweise ganz unerwartet beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges durch Trommelwirbel, Retraiteblasen und preußischen Zapfenstreich überrascht.

Indessen erschienen 1763 seine ziemlich frivolen französischen Briefe über den preußischen Hof im Haag. 1838, genau ein Jahrhundert nach Abfassung des ersten Briefes, erschien bei Max in Breslau eine zahme Bearbeitung. Die Uebersetzung ist dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm IV. gewidmet, die französische Ausgabe Voltaire! Doch hatte Bielefeld, dessen eine Schwester den Baron von Manteuffel geheiratet hatte, schon 1763 in Hamburg auch einen pathetischen Schluß zu diesen Briefen geschrieben, in dem er das Familieninteresse wahrnimmt und namentlich seine Söhne etwas ceremoniös dem Dienste Friedrichs übergibt.

## 5. Friedrich der Große und Voltaire.

„Le mal finit enfin, et sous un règne heureux
La Prusse répara son destin malheureux."
Friedrich der Große.

Durch die rheinsberger Freunde wird man an einen Ausspruch erinnert, den ein anderer Schulenburg als der oben schon genannte am 19. Oktober 1732 über Friedrich that. Er schrieb nämlich aus Landsberg, daß dieser sich mit Leuten, die ihm geistig untergeordnet wären, am besten gefalle. Er suche immer zuerst die lächerliche Seite an ihnen auf und moquire sich gern. Aber diese Bemerkungen waren unrichtig. Je selbständiger Friedrich wurde, um so bedeutender wurden auch seine Freunde. Den armen Katte hatte der gequälte Kronprinz angebetet. Aber gerade Voltaire's Stellung und Bedeutung schützte diesen nicht vor dem vielfachen Tadel seines königlichen Freundes. Es ist jedoch, soweit sie überhaupt Friedrich den Großen mitbetrifft, das Verdienst der Schrift von David Friedrich Strauß über Voltaire, daß sie bei alledem den deutschen Fürsten nicht als den gelegentlichen Zuchtmeister und Büttel des französischen Schriftstellers, wohl aber im Ganzen und Großen nach einer weisen Abwägung aller gegenseitigen Verhältnisse durchaus noch als seinen edlen und wahrhaft königlichen Wohlthäter erscheinen läßt.

Statt des Schwulstes der damaligen deutschen Literatur wurde Friedrich durch Voltaire's Schreibart wie durch eine durchsichtige mitunter geradezu perlende Alpenquelle erfreut. Mehr und mehr wurden nun Friedrich's literarische Sympathien in der bekannten beschränkten Weise auf der romanischen Seite des Rheines

fixirt.' Auch wir betrachten dies aber nicht als ein Unglück, sondern als ein Glück; und nicht bloß mit Goethe für die deutsche Literatur, sondern auch für das deutsche Volk und für die deutsche Geschichte. Durch die lange dauernden Verhandlungen des Königs mit den französischen Gelehrten, ein Verhältniß, welches von den deutschen Autoren, einem Gleim, ja, einem Klopstock, mit der größten Aufmerksamkeit betrachtet wurde, empfing gleichsam auch die in der Ausbildung begriffene deutsche Gelehrten-Republik ihre Freiheit und ihre Normen. Durch Voltaire's lebenslänglichen Verkehr mit Friedrich erweiterten sich merklich die Grenzen der Geistesfreiheit, ohne daß die Grundlagen des deutschen Volksthums durch Friedrich erschüttert wurden. Zum großen Unglück Frankreichs geschah dort seit dem goldnen Zeitalter Ludwig's XIV. oft das Umgekehrte: nur die Grundlagen der Volkssittlichkeit waren erschüttert, während man sich einbildete, daß der Horizont der Geistesfreiheit erweitert sei. Sonderbarerweise legte nach seiner nicht ganz correcten Bildung unser großer König auf die Tugend und Reinheit des Weibes nicht denselben Werth wie das deutsche Volk, dem sie als die Quelle aller nationalen Sitte und Kraft erscheint. Die falsche Subjektivität des Königs, die sich darin zeigte, wurde durch seine französische Richtung neutralisirt. Dieses ganze französische Wesen des Königs, wenn wir es einmal so nennen dürfen, ging nämlich an dem deutschen Volk fast spurlos vorüber, ausgenommen, daß die humane Gesinnung des Königs auch in dieser Hinsicht innerhalb der preußischen Gesetzgebung ihre guten Früchte getragen hat.

Friedrich Wilhelm dem Ersten und seinem Hofe lag es sehr am Herzen, daß auch dessen Nachfolger an Gott und Unsterblichkeit glaube. Daß Friedrich kein Atheist war, ist durch einen der letzten Aufsätze von Preuß bekannt genug. Auch Voltaire war ebenso wenig ein Atheist als Friedrich. Anders stand es mit Friedrich's Glauben an die Unsterblichkeit. Einzelne Ausdrücke in seinen Briefen aus den siebziger und achtziger Jahre lassen sich wohl noch auf dieselbe beziehen, aber nicht gerade immer auf eine per-

sönliche Unsterblichkeit. Dann wieder ist ihm das Leben ein Traum, von welchem nichts übrig bleibt, wenn es aufhört.*) In dieser Beziehung hatte man bei Hofe eine Zeit lang auf den Einfluß des sonst von dorther arg verfolgten Philosophen Wolf auf den Kronprinzen gehofft. Dieser hatte den ganzen Beweis der Unsterblichkeit auf die Einfachheit der Seele gebaut. Nach einiger Zeit aber scheint Friedrich selbständig dagegen eingewandt zu haben, Wolf habe nicht genügend bewiesen, daß die Seele ein einfaches Wesen sei. Bei Hofe klagte man 1736 auch, daß Voltaire's Schriften Friedrich's Glauben an Unsterblichkeit wieder wankend gemacht hätten. Gewiß war der französische Autor überhaupt nur in den Formen des Witzes und der Unterhaltung, nicht aber mit Bezug auf den Inhalt seiner wichtigsten Ueberzeugungen der Lehrer des charakterfesten protestantischen Königs Friedrich.

Wie bedeutend übrigens dieses lange geistige Zusammenleben von Fürst und Dichter war, zeigen ihre Schriften bis auf Friedrich's Randbemerkungen. Von wem dabei dieser oder jener Gedanke eigentlich ausgeht, soll uns nicht kümmern. Wenn Voltaire sagt, daß in seinem Glauben Jeder friedlich leben, aber zuerst die Gesetze des Staates ehren möge, so hält diese Aeußerung die Mitte zwischen dem Worte Friedrich's: „In meinem Staate kann Jeder nach seiner Façon selig werden" und zwischen der Bibelstelle: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist." Daß der Fürst nur der erste Diener des Staates sein sollte, hatte Friedrich allerdings aus dem Seneca gelernt. Selbst der alte Canitz aber, der sich so viel mit dem Hofleben beschäftigt hatte, scheint ihm in einer oder der anderen seiner liberalen Aeußerungen vorgeschwebt zu haben.

So half Jeder an seinem Theile, Friedrich und Voltaire, die toleranten Gedanken für das 18. Jahrhundert zu verarbeiten. Ueberall noch der nämliche Versuch eines schwächlichen Ausgleichs

*) Briefe vom 9. Juli 1776, 1. August 1780 und 14. Juli 1781 bei Rödenbeck IV.

mit den vollkommneren Idealen der Schönheit und des Glaubens, der klassischen alten Welt oder des Mittelalters, wenn Friedrich an eins seiner Gebäude schrieb „Apollini et Musis“ oder Voltaire an die Kirche zu Ferney: „Deo erexit Voltaire.“ Je mehr Jeder Veraltetes niederriß, um so eifriger baute er in der Natur, sogar auf den Feldern. In Preußen, Schlesien und der Mark war Friedrich so gut ein Oekonom wie Voltaire*) in Ferney. Während sich aber Voltaire zum Patriarchen seiner treibhausartigen Schöpfung Ferney aufblähte, hat Friedrich in Sanssouci immer etwas von dem schlichten märkischen Landedelmanne behalten. Ferney sank nach Voltaire's Tode schnell, aber Friedrich baute für mehr als ein Jahrhundert, als er schrieb, gleichsam voller Scham über die physikalischen Boden-Verhältnisse — den destin malheureux — seines kimmerischen Königreiches: „Wir machen in diesem Jahre 1776 Morgen zu Wiesen. Sie werden 7000 Kühen Futter geben, deren Dünger unseren märkischen Sandboden verbessern soll. Damit müssen wir uns denn begnügen.“

*) Vergl. dessen Brief vom 7. Sept. 1776.

## 6. Friedrichs Reise nach Straßburg.

„Ce malheureux pendard me vit,
C'est le sort de toutes les choses:
Ainsi de notre pot aux roses
Tout le secret se découvrit."
Friedrichs Beschreibung der Reise nach Straßburg.

Kein Wunder, daß Friedrich sich sehnte, die schönere Planetenstelle des bevorzugten Frankreichs — nicht gerade das Land seiner Ideale, aber doch das Land des Wohllebens und der „Sybariten", wie er die Franzosen und zunächst allerdings die Straßburger nennt — mit seinen Augen zu sehen. Als Friedrich sich durch seine Heirat mit dem Vater versöhnte, hatte ihm dieser versprochen: wenn er einen Sohn bekäme, wolle er ihn reisen lassen. Allein Friedrich bekam keinen Sohn und brachte es als Kronprinz zu keiner Reise, welche nur den Genuß des Lebens und bloß die erweiterte Weltbildung zum Zweck gehabt hätte. Die große Tour der Diplomaten durch Europa blieb dem größten Staatsmanne unter allen Fürsten unseres Erdtheiles versagt. Schon die Neugier aber, mit der er in die Welt blickte und die ihn bald darauf seiner scherzhaften Behauptung nach*) sogar mit zum Kriege trieb, mochte ihn bestimmen, wenigstens durch einen Ausflug auf ein damals französisches Gebiet das Versäumte nachzuholen. Die Einrichtung dieser Lustreise war fast eben so ungeschickt als die des Fluchtversuchs, dessen Scheitern ihm Jeder vorausgesagt hatte.

*) Preuß, Jugendgeschichte S. 443.

Indessen konnte jetzt alles Mißgeschick nur die Heiterkeit des königlichen Reisenden erhöhen. Auch gab er sich in Straßburg vollkommen dem gesellschaftlichen Zauber innerhalb der französischen Offizierwelt hin.

Es war am 23. August 1740, als zu Straßburg im „Heiligen Geist" der Graf Dufour und im „Raben" der Graf Schafgotsch abstieg. Der Name der reichen und behäbigen Dufours war noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts fast sprichwörtlich in Preußen. Auf diesen angesehenen Emigrantennamen hatte sich Friedrich in Kehl selbst einen Paß fabricirt. Graf Schafgotsch war Prinz Wilhelm.*)

Der Gouverneur von Straßburg war damals einer jener Broglio's, die man noch jetzt oft nennen hört und die ihr altes piemontesisches Geschlecht mit so vielem Erfolge nach Frankreich verpflanzt hatten. Sie haben dem beliebten Platze in Straßburg, auf dem jetzt die preußische Militairmusik spielt wie kurz vorher die französische, den Namen Broglioplatz zurückgelassen. Ihre wichtigsten Momente erlebte die italienisch-französische Familie nachmals durch die Theilnahme Frankreichs an den Kriegen in Deutschland bald im Bunde mit Friedrich, bald gegen ihn. Ein Broglio wurde französischer Herzog um die Zeit des östreichischen Erbfolgekrieges und ein anderer um die Zeit der Schlacht bei Roßbach sogar deutscher Reichsfürst. Es war ein eigenthümliches Spiel des Schicksals, daß zu einem dieser Broglios ein französischer Soldat (preußischer Deserteur) kam und versicherte, der König von Preußen habe sich in Straßburg auf der Parade gezeigt.**) Zugleich würden wir es in dem jetzigen Augenblicke doch sehr anmuthig finden, wenn wir dem Berichte des Herrn von Bielefeld über diese Reise auch da folgen dürften, wo er von andern Berichten nicht unwesentlich abweicht. Nur nach dem Berichte Bielefelds***) hätte am dritten Tage ganz Straßburg

*) Bielefeld I S. 113.
**) Bielefeld I S. 114.
***) Bielefeld I S. 115.

von der Anwesenheit Friedrichs des Großen gewußt. Gegen Abend wären in Straßburg nach seiner Erzählung Freudenfeuer angezündet. Man hätte gerufen: vive le roi de Prusse! Das Unglaublichste aber ist Folgendes. Ein Schneider von Straßburg (es sei mir erlaubt, meinen Satz französisch zu beenden) travailla pour le roi de Prusse. Nach Ablieferung der Arbeit aber wollte er keine Bezahlung annehmen und sich durchaus mit der Ehre begnügen. An und für sich würden zwar diese Erzählungen mit den andern Berichten noch zu vereinigen sein, da der Deserteur seine Entdeckung auch im Volke ausgebreitet haben wird. Indessen folgte Bielefeld in seinem Berichte nur den Nachrichten, die er von seinem zufällig reisenden Bruder erhalten hatte. Auch sind Bielefelds Briefe zwar für die Culturgeschichte sehr schätzenswerth, aber in historischer Hinsicht nicht immer ganz zuverlässig. Herr von Stille scheint den König auf dieser Reise, jedoch schwerlich bis Straßburg, begleitet zu haben.

Als Friedrich diese heitere Reise nach Straßburg unternahm, hatte er bereits das große Klagewort ausgesprochen, daß Straßburg und das Elsaß die Thermopylen Deutschlands gewesen seien. Einiges, was man der französischen Entwickelung und Richtung des Königs zuzuschreiben geneigt ist, war doch mehr verworrene und knorrige Eigenart dieses nicht ganz normal entwickelten protestantischen Fürsten. Später sah er über die Fehler der französischen Nation, deren gesellige Talente ihn so oft ergetzten, wunderbar hell. Die Franzosen — scherzte er an verschiedenen Stellen — seien zu seiner Nebenbelustigung erschaffen. Sie gewährten ihm beständig neue Auftritte. Es sei eine muntere Nation, die ihr Näschen in Alles stecke, und oft auch dahin, wo sie nichts zu suchen hätte. Sie allein gäben dem ganzen Europa Stoff zur Unterhaltung. Neuheit sei ihr Abgott. Das Geheimniß, in Frankreich Beifall zu finden, bestehe darin, neu zu seyn. Um nach ihrem Geschmacke bedient zu werden, müßten die Franzosen alle zwei Jahre einen neuen König haben. Die teuflische Unruhe, von der sie selber innerlich verzehrt würden,

werde durch sie von einem Pole der Erde zum andern ausgebreitet. Wahrscheinlich glaubten sie, diese Unruhe dadurch zu vermindern. Aber der Teufel müsse auf andere Weise ausgetrieben werden.*) An solchem Exorcismus aber hat schon dieser französisch schreibende König theilgenommen. Nicht ohne Grund wagt Ranke in seinem Buche über den Ursprung des siebenjährigen Krieges**) die Behauptung, daß Friedrich, indem er Frankreichs Gewalt in Europa brechen half, sogar die mächtige Entwicklung gefördert hätte, welche die germanische Race in der anderen Hemisphäre gewonnen habe.

Noch in dem Jahre der straßburger Reise des Königs aber begannen jene drei schlesischen Kriege, die mit einem ganz merkwürdigen Culturaufschwunge in Norddeutschland verbunden waren.

In dieser Zeit war es, da der gute Gellert ging, „um das Rhinoceros zu sehen". Es scheint das erste Rhinoceros gewesen zu sein, das überhaupt in Norddeutschland zu sehen war, und das um dieselbe Zeit auch nach Berlin kam. In demselben Zeitraume aber rief Ramler in Berlin einem Granatapfel zu: „Hier blühst du, hier, in dieser kalten Zone?"

Ja, hier blühte er! Und mehr als ein Jahrhundert voller Lorbeeren nebst Victoria regia und weißem Elephanten, botanischem Garten und Aquarium und einer unerhörten Blüthe der ganzen modernen Kultur folgte dieser Blüthe auf dem Fuße! Von allen Philanthropen des vorigen Jahrhunderts war Friedrich der Große es allein, der mit seinen beschränkten materiellen Mitteln auch reelle Erfolge erzwang und mit seinen kleinen Manufakturen etwas von den Wirkungen der größten Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts vorwegzunehmen verstand.

---

*) 7. Mai 1771. — 28. Juli 1774. — 4. Januar 1770.

**) S. 79.

# II.

# Friedrich der Große und die preußische Dichterschule.

## 1. Der hallische Dichterkreis.

„Bald hör' ich unter kühlen Sommergrotten
Ein dichterisches Paar wie Lang und Pyra
Begeistrungsvoll das Lob der Gottheit singen.
Sie hört von ihrer stolzen Höh' die Ceder
Und rauscht den frohen Beifall herunter."
Wieland 1752.

Die Thaten Friedrichs des Großen haben namentlich durch den siebenjährigen Krieg die deutsche Literatur beinahe vollständig umgestaltet und neu belebt. Dieser Einfluß der Literatur war viel complicirter als z. B. der in den Freiheitskriegen, welche im Grunde nur die Romantik und eine schöne lyrische Nachblüthe der deutschen Literatur geschaffen haben. Eine Darstellung der deutschen Literaturentwickelung unter Friedrich dem Großen, wenn sie sich nicht ganz äußerlich halten will, muß die französische Bildung des Königs, die damalige Volksdichtung und die Kunstdichtung in beständiger Wechselwirkung zeigen. Die Kunstdichtung bildet eine nothwendige Vermittelung zwischen der Richtung des Volkes und des Hofes, trägt die französische Richtung des Königs als ein aufgehobenes Moment in sich und versucht auch die Volksdichtung in sich aufzunehmen. Wir müssen daher unser Augenmerk hauptsächlich auf sie richten. Den Höhepunkt der deutschen Kunstdichtung von 1740—1763 aber bildet ohne Zweifel die Kriegspoesie jener Männer, die man bald die hallische, bald die preußische Dichterschule nennt und an die Lessing sich eine Zeit lang anschloß.

Schon hier sei eine Bemerkung über die Hauptquellen der nachfolgenden Darstellung vergönnt, so weit sie in Manuscripten von Briefen bestehen. Innerhalb der preußischen Dichterschule nahm auch die berüchtigte Freundschaftsschwärmerei der deutschen Literatur ihren Ursprung und zwar glauben wir denselben ziemlich bestimmt auf Pyra's und Lange's „freundschaftliche Lieder"*) zurückführen zu können. Deutlich tritt auch von Anfang an im Kreise dieser Freunde die Absicht hervor, die deutsche Literatur nicht bloß durch Nachahmung der Dichtungen des Anakreon und Horaz, sondern auch der kunstvollen Briefe des Plinius und Cicero von neuem aufzubauen. Der Inhalt dieser deutschen Briefe sollte sowohl „lehrreich als rührend"**) sein. Auch die gemeinnützigen Briefe im englischen Zuschauer wurden wohl schon gelegentlich nachgeahmt. Ließ einer der Freunde einen solchen Briefwechsel sogleich drucken, was mitunter geschah, so war jede Correctur erlaubt, auch die Vertilgung aller wirklichen Beziehungen Pflicht, damit sie noch gemeinnütziger, aber auch noch anakreontischer wurden, als sie schon waren. Gleim selbst erinnerte den Pastor Lange in Laublingen noch sehr naiv daran, als dieser später die an ihn gerichteten Briefe mehr aktenmäßig veröffentlichte, um dadurch die Stellung, welche er eingenommen, bis Lessing sein Vademecum gegen ihn gerichtet hatte, wo möglich noch für die Literaturgeschichte zu fixiren.***) Trotz des Widerspruches von Lange blieb Gleim der alten Weise seines ganzen literarischen Verkehrs getreu. Er brach mit Ramler, als dieser nach dem siebenjährigen Kriege seinen Briefstil änderte, und opferte sich für Heinse auf, weil dieser in seinen Briefen noch-

*) Thirsis und Damons freundschaftliche Lieder, herausgegeben von Lange. 2. Aufl., Halle, Hemmerde (1749).

**) Aut prodesse volunt, aut delectare poetae
Aut simul et jucunda et idonea dicere vitae (Horaz).

***) Die Verhandlungen über diese Publikation sind ziemlich vollständig aufbewahrt in einem Foliobande ungedruckter Briefe von Lange an Gleim in der Gleim'schen Familienstiftung.

mals den „anakreontischen" Ton anschlug. Die sonderbare Auffassung Gleims blieb nach seinem Tode nicht ohne Einfluß auf die Benutzung seiner Briefe durch seine Freunde und Verwandten. Durch einen lyrischen Dichter wurde der Briefwechsel zwischen Klopstock und Gleim am vollständigsten, wenn auch mit vielen verschönernden Weglassungen, herausgegeben. Die von Körte in seiner Biographie Kleists vorgelegten Auszüge aus dessen Briefen sind dürftig, willkürlich und nicht einmal wörtlich. Nur so läßt es sich erklären, daß sie bisher noch von Niemand als Urkunden für die Kriegsgeschichte betrachtet wurden. Sie sind dies um so mehr, als es schon in Kleists Briefe an Gleim vom 3. Oktober 1756 heißt: „Schreiben Sie doch hurtig die Geschichte des jetzigen Krieges. Sie sollen alles Merkwürdige erfahren und nicht die geringste Unwahrheit." Ramlers Briefe wurden fast gar nicht ausgebeutet. Sie sind für die Literaturgeschichte die wichtigsten. Durch die große Güte des jetzigen Vorstandes der Gleim'schen Familienstiftung können wir die Handschriften der Briefe zu einer Geschichte der preußischen Dichterschule sorgfältig benutzen. Wir können daher auch die wohl absichtlich unterdrückten Beziehungen jener Dichter zu Friedrich dem Großen, soweit sie vorhanden waren, zum ersten male deutlich hervorheben. Es war nach einem Theile ihrer Werke wohl zu erwarten, aber doch noch keineswegs bekannt, daß bei jenen Dichtern nun ein nicht unbedeutendes Interesse an Politik und Geschichte hervortritt. Vielleicht wird man zugestehen, daß für die hervorragendsten unter ihnen das Zurückgehen auf die echten Quellen einer Darstellung ihres Lebens und Wirkens in demselben Grade vortheilhaft gewesen ist, in welchem etwa die Charaktere eines Arndt und Jahn aus den Freiheitskriegen dem jüngeren Geschlechte erst durch einige authentische Nachrichten über ihr früher absichtlich, wohl auch von ihnen selbst, in Schatten gestelltes Wirken wieder lieb geworden zu sein scheinen.

Fast alle die preußischen Dichter, mit denen wir uns zunächst beschäftigen werden, gingen von Halle an der Saale aus. Wir

finden sie dort in drei verschiedenen Gruppen, sämmtlich noch vor dem Tode des dortigen Grammatikers Joachim Lange, welcher in Raupachs Theaterstücke „Vor hundert Jahren" noch eine beinahe vorweltliche Schulpedanterie repräsentirt. Der Sohn dieses Urpedanten, Samuel Gotthold Lange und der vier Jahre jüngere Pyra bildeten die erstere Gruppe. Die zweite, die durchschnittlich fünf Jahre jünger ist als die erstere, besteht aus Gleim, Uz und Götz. Diese beiden Gruppen bestehen bereits aus Anakreontikern. Drittens aber feierte der damals allein stehende Ramler (er war sechs Jahre jünger als Gleim) auf einem Schüler-Actus der lateinischen Schule zu Halle Friedrichs Regierungsantritt durch ein umfangreiches deutsches Gedicht.*)

Auch Pyra besang den Regierungsantritt Friedrich des „Anderen." Alle diese Sänger erwarteten damals sogleich den Anbruch einer goldenen Aera. Ramler, der Schüler, allein deutet auf eine Erweiterung der Grenzen durch Friedrich hin. Von Friedrichs Feldherrngröße läßt jedoch auch Pyra eine Ahnung durchblicken. Wie vielfältig Friedrichs Charakter damals schon erwogen war, zeigt eine sehr auffallende Parallele, die Pyra zwischen Friedrich und Nero zieht. Er tröstet sich damit, daß Friedrich kein Nero werden könne, „weil Gott der Grund von seiner Tugend" sei. Fast in allen Gedichten auf seinen Regierungsantritt wird Friedrich als der weise Salomo begrüßt. Der gleichfalls oft wiederkehrende Gedanke aber, daß nun ein goldenes Zeitalter anbrechen müsse, ist von Niemand lieblicher ausgeführt als von dem frommen und gelehrten Pyra, welcher sich selbst eine schöne und bedeutende literarische Aufgabe für friedliche Zeiten gestellt zu haben glaubte. Er wollte, gleich Bodmer, für die „obotritische Musik der Reime" in der deutschen Literatur zunächst nur durch eine sorgfältige Auswahl der Bilder und durch innere Harmonie der Sprache einen Ersatz schaffen.

*) Abgedruckt in Daniels zerstreuten Blättern. Halle, Waisenhaus 1866. S. 87—94.

Nicht die Kriege Friedrichs, sondern sein eigener früher Tod hinderte Pyra an der Fortentwickelung dieses fruchtbaren Gedankens, der dann besonders von den preußischen Dichtern während des siebenjährigen Krieges, mitunter im Zelt und bei Friedrichs Fahnen, weiter ausgebildet wurde.

Zunächst trat leider hauptsächlich Samuel Gotthold Lange nach Pyra's Tode für diesen ein. Er kämpfte beharrlich für den „guten Geschmack" gegen Gottsched und war der Führer des preußischen Dichterkreises so lange als derselbe über die Bestrebungen der Schweizer nicht hinausging. Als Dichter unbedeutend, wurde er oft sogar confus, weil er wie der tiefere und feinere Pyra zugleich geistlicher und weltlicher Dichter war. Als er indessen mit einer Ode auf die Siege Friedrichs hervortrat, erregte er durch die neue Kriegspoesie eine ähnliche Sensation wie später Bürger durch die Lenore; Breitinger, der die Ode Abends auf seiner Stube allein las, fürchtete sich wie ein Kind, daß Jemand auf ihn loszöge. Ramler schrieb jedoch schon am 26. Febr. 1747 aus Lähme an Gleim, Lange's Unglück sei es, daß er es mit der einen Seite verdorben habe und von der anderen keine Hochachtung zu erwerben wisse.

Lange's Kriegspoesie mußte alsbald in's Französische übersetzt werden. Aber schon bei Verherrlichung des dresdener Friedensschlusses zeigte sich Lange's Stellung an der Spitze der Dichtergruppe unterhöhlt. Wie Gottsched in seinen literarischen Bestrebungen durch seine Gattin, eine geborene Culmus, unterstützt wurde, so hatte auch Lange, Gottscheds Gegensatz, seine anakreontische Poesie durch die thätige Theilnahme seiner Ehefrau, der „Doris", etwas zu bereichern gesucht. Diese sollte jetzt auch Friedrich den Dank ihres Geschlechtes über den Friedensschluß in einem Gedichte aussprechen. Nun vertheidigte zwar Sulzer hartnäckig im Kreise der Freunde ebensowohl Lange's Festgedicht auf den Frieden als das der Doris. Dagegen zeigte Gleim bei dieser Gelegenheit bereits ein ahnungsvolles Verständniß für die politische Poesie, indem er wenigstens das Gedicht

der Doris, obgleich er sie in so manchem anakreontischen Briefe verherrlicht hatte, in festlicher Weise zu verbreiten sich entschieden weigerte, weil jedes Weib, „jede Culmus" es eben so gut machen würde. Wenn nun auch Gleim nachmals zu verstehen gab, daß er hauptsächlich aus Furcht vor dem Spotte des Hofes das Friedenslied der Doris zu unterdrücken gewünscht habe, so vermochte doch Lange durchaus nicht, ihn zum Widerrufe seines schneidenden Urtheils zu bewegen. Seit dieser Zeit begannen in der Geschichte der preußischen Dichterschule die Naivitäten, an die man seit Pyra's und Lange's „freundschaftlichen Liedern" gewöhnt gewesen war, allmählig zu verschwinden. Die Rolle der Doris, welche zuletzt geistesschwach wurde, war ausgespielt und Lange selbst verlor wenigstens seine Geltung auf dem Gebiete der politischen Poesie. Dennoch aber blieb er noch längere Zeit ein Mann von literarischem Gewicht.

Nach den beiden schlesischen Kriegen schien Friedrich etwa wie Octavianus nach der Schlacht bei Actium dazustehen. Man änderte daher die allgemeine Vorstellung von einer beginnenden goldenen Aera, welche man bei seinem Regierungsantritte ausgesprochen hatte, allmählig bestimmter in das Verlangen nach einem augusteischen Zeitalter um. Wegen der bisherigen Armuth der deutschen Literatur sollten für dieses Zeitalter die römischen Autoren selbst zur Fortbildung der deutschen Sprache nachgeahmt, ja, sogar durch Uebersetzungen entlehnt werden. Vor dem völligen Ablaufe der vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts wurden diese fruchtbaren Ideen, namentlich durch Ramler, vollkommen ausgebildet und zwar — wie wir constatiren können — nicht ohne daß dieser dazu durch die ihm bekannt gewordenen ungünstigen Urtheile des Königs über die deutsche Sprache besonders angeregt war. Am 8. Juli 1749 nämlich schrieb Ramler an Gleim: „Der König, wenn die Nachricht nicht apokryphisch ist, hält den Canitz für den ersten und letzten deutschen Poeten und bekennt, daß die Deutschen ihre Barbarei bis auf die einzige Sprache ziemlich abgelegt haben. Wie kann er anders

denken, so lange man ihm den Haller, Hagedorn und Sie selbst, mein liebster Minnesinger, ingleichen Zachariam den Poeten, den Schäfer Rost, den seraphischen Klopstock und alle, die noch vor der Thüre stehen, vorenthält .... Die Hälfte des Seculi ist bald vorbei! Gott helfe weiter!" Schon am 13. Sept. 1749 rückte Ramler mit dem Plane heraus, die Deutschen, wie sie einst mit Gothen (!) und mit Hunnen überschwemmt seien, nun mit Römern und Griechen zu überschwemmen. Man sei ihnen diese Hilfe schuldig. Jeder deutsche Dichter sollte seinen antiken „Leibautor" haben, den er imitire, interpretire, sogar corrigire, aber vor allen Dingen übersetze. Damit der Geschmack wirklich vollkommen werde und die Sitten reiner blieben, solle Alles so übersetzt werden, daß ein Frauenzimmer es ohne Schamröthe hören könne. Gleim soll sich deshalb an Ebert, Zachariae, Uz und Goetz wenden. Von diesen sollen einige wieder an Cramer, Rabener, Gellert und Giesecke schreiben. Ramler selbst will nur einer der Secretaire werden: die letzte Instanz, der „witzige Patriarch" soll Bodmer sein. Ganz besonders merkwürdig ist es auch, daß die Werke dieser deutschen Autoren mit lateinischen Lettern gedruckt werden sollten. Und wirklich wurden diese später, wie es scheint auch mit Rücksicht auf den König, der an die deutschen Lettern nicht gewöhnt war, in den Werken der preußischen Dichter vielfach eingeführt.

Es hatte nun aber nicht allein Samuel Gottfried Lange, dessen Vater einst in Berlin Rector des friedrichs-werder'schen Gymnasiums gewesen war, aus dem ganzen Kreise der preußischen Dichter stets noch die meisten äußerlichen Beziehungen zu Friedrich, sondern wir finden, vielleicht mehr durch Pyra's Verdienst, bei Samuel Gotthold Lange auch wirklich die ersten Keime der so eben angedeuteten Bestrebungen innerhalb unserer Dichtergruppe. Während Ramler seine philologischen Studien erst allmählig vor den Augen des Publikums vervollkommnete, sehen wir Samuel Gotthold Lange wenigstens schon früh mit Horaz, dem Hauptdichter des wirklichen augusteischen Zeitalters,

beschäftigt. Es war höchst seltsam, wie Pyra und andere Freunde in Allem eine Aehnlichkeit zwischen Lange und Horaz herauszufinden wußten, besonders als er an dem General Stille zu Aschersleben sogar einen zweiten Maecenas gefunden hatte! Lange besorgte von Stille 1747 ein komisches Heldengedicht, der Lerchenkrieg, welches den Lerchenfang bei Aschersleben schilderte, zum besonderen Abdrucke. Wirklich aber waren die Pläne der Freunde, Friedrich zum Augustus der deutschen Literatur zu machen, ihrer Verwirklichung nie so nahe, als da ein preußischer General, welcher selbst in deutscher Sprache dichtete, die Sache der deutschen Literatur vor dem Throne zu führen versprach. Stille starb indessen für seine Freunde zu früh (1752). Sehr eifrig verhandelte der König mit ihm über Horaz. Und wie öde die wenigstens theoretisch durch Lange gewissermaßen beherrschte Periode der preußischen Dichtung von Pyra's Tode bis zu Lessings Vademecum auch noch war, so zeigte Friedrich doch gerade noch innerhalb derselben bei dem Erscheinen des Horaz von Lange, daß er nur allzu geneigt war, auf solche Bestrebungen der preußischen Dichter einzugehen, welche in seinen Augen eine Zukunft zu haben schienen. Er beantwortete nämlich Dedication und Zusendung des Buches mit folgendem bisher ungedruckten Schreiben:

„An den Prediger Lange zu Laublingen.

Würdiger, Lieber Getreuer. Ich habe euer Schreiben vom 30. voriges Monaths nebst der Mir zugeeigneten neuen deutschen Uebersetzung des Horatz wohl erhalten, und wie Mir eure dadurch gezeigte devote Attention zu gnädigsten Gefallen gereichet, also zweifele Ich nicht, es werde eure wohl gerathene Arbeit der Schul Jugend bey Lesung dieses lebhaften Autoris in der That nützlich seyn, und dadurch der Zweck eurer angewandten Bemühung völlig erreichet werden. Ich verbleibe übrigens Euer Gnädiger König (gez.) Friedrich."

Potsdam den 9. Aprill 1752.

Dieses Schreiben enthält schon einige der Gedanken des Königs in der späteren Abhandlung über die deutsche Literatur und im Erlasse über den Unterricht. Zugleich geht es ganz auf die Bestrebungen der damaligen zu Uebersetzungen so geneigten preußischen Dichterschule ein. Es waren jedoch die horazischen Versmaße in Lange's Uebersetzung noch fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Die vorgeschobene Kürze zu Anfang, welche auch Kleists Frühling entstellt hatte, gab den meisten dieser gemischten Metra eine molluskenartige Weichheit. Wenn nun auch dies die Zeitgenossen weniger empfanden, so war doch Lessing schon im Stande, eine Anzahl grober Schnitzer an Lange's Horaz aufzudecken. Das erste deutsche Buch, welches Friedrich lobte, wurde so auch das erste, welches Lessing mit einer damals noch ungewöhnlichen Heftigkeit verwarf. Ramler in Berlin, auf welchen wirklich geniale Männer stets im Anfange einen etwas wunderlichen Eindruck machten, meinte damals, daß Lessing sich freue, überall heimliche Autorstreiche — dies solle heißen: Streiche auf Autoren — auszuführen. Lessing hätte Lange seiner Meinung nach gelinder und doch richtig beurtheilen können. Er ahnte nicht die innere Nothwendigkeit der literarischen Vernichtung Lange's.

In der That war diese zugleich einer der Schritte, durch welche die deutschen Autoren über den Standpunkt der Schweizer hinausgingen, deren treuester Bundesgenosse Lange war. Die Schweizer hatten die vierziger Jahre, in welche ihre Blüthezeit fällt, benutzt, um ihren gebildetsten Theoreticus als Vorposten bis in die Hauptstadt des großen Friedrich vorzuschieben. Ihre moralisch-religiöse Haltung hatte für Sulzer zunächst den Zutritt zum Hofprediger Sack gebahnt. Zu der Anstellung, die ihm dieser in Berlin verschaffte, scheint indessen auch Gleim mitgewirkt zu haben. Um so mehr sollte nun von diesen Verhältnissen auch ein Genie Vortheil ziehen, das im Stiftsländchen jener Aebtissinnen geboren war, welche in der Zeit König Friedrich Wilhelms I. der bekannte Hr. v. Plotho, nachmals einer der treuesten Diener Friedrichs des Einzigen, auf seine eigenthümliche

Weise zum völligen Gehorsam gegen Preußen gebracht hatte. Es war Klopstock, welcher zu Quedlinburg in dem Hause mit den beiden Seulen, die nach einer neueren Entdeckung aus der Schloßkirche entnommen und als ein sonderbares omen vor diesem Hause verkehrt aufgestellt wurden, geboren war. Nachdem 1748 die drei ersten Gesänge des Messias in den bremischen Beiträgen erschienen waren, forderte Sulzer 1749 Maupertuis auf, den König auf den dadurch bewiesenen Fortschritt der deutschen Literatur aufmerksam zu machen. Dieser war indessen nicht dazu zu bewegen. *) Indessen versprach der Hofprediger Sack, der einer harzgerödischen Familie angehörte und sich fast als Klopstocks und Gleims Landsmann ansehen konnte, Klopstock unter Umständen, welche diesem als sehr vortheilhaft erscheinen mußten, nach Berlin zu berufen. 1750 führte Sulzer ihn wie im Triumphe von Halberstadt und Quedlinburg aus zu Bodmer in die Schweiz. Als aber Klopstock auf dieser Reise mit Bodmer zerfiel, nahmen Sulzer und Sack entschieden gegen Klopstock Partei. Bei der schroffen Spaltung, die nun durch Klopstocks und Bodmers Bruch zwischen den Autoren Deutschlands und der Schweiz eintrat, war es allerdings sehr folgenreich für die äußeren Verhältnisse der deutschen Autoren, daß dem französischen Hofe des Königs nur Sulzer und Sack näher standen. Dies zeigte sich leider sogleich in Sachen Klopstocks. Sack verlangte in einem Briefe an ihn, daß er sich unbedingt vor Bodmer demüthige. Allein auch für den Fall, daß dies geschähe, beschwor der geistliche Oberhirte den Candidaten Klopstock zum Schlusse, unbedingt nach Dänemark zu gehen. Er maßte sich also an, ihn gleichsam aus Preußen wegzuweisen, wie ihn Bodmer aus seinem Hause gewiesen haben mochte. Aus Bodmers Bruche mit Klopstock entstand ein Bruch Klopstocks mit dem Könige von Preußen, mit

*) Friedrich der Zweite und sein Jahrhundert in Bezug auf Sprache und Literatur, Schule und Volksbildung. Eine vaterländische Säcularschrift von Theodor Heinsius. Berlin, Posen und Bromberg. Ernst Friedrich Mittler. 1840. S. 118.

den Franzosen an dessen Hofe, den Schweizern in seiner Hauptstadt und vor allen Dingen mit dem preußischen Kirchenregimente, keineswegs aber mit dem preußischen Volke oder mit der preußischen Dichterschule, mit der er vielmehr stets in der engsten Verbindung blieb. Sulzer und Sack bilden seit dieser Zeit für Friedrichs Hof mit den Franzosen zusammen im Ganzen genommen fast eine der deutschen Literatur feindliche Kamarilla.

Einige Jahre nach Klopstocks Reise in die Schweiz wurde der Pastor Lange durch Lessing von dem näheren Antheile an der preußischen Dichterschule ausgeschlossen und gewissermaßen auf seinen Antheil an den Bestrebungen der Schweizer eingeschränkt. Bald erblicken wir nun die Preußen den Schweizern weit voraus. Es weht ein frischer Geist unter ihnen, nachdem Lange's Einfluß eingeschränkt ist. „Mit der größeren intensiven Kraftentwickelung" stellte sich Preußen „der universelleren schweizerischen Nebenbuhlerschaft" gegenüber. Als die Schweizer gerade eine stillere Richtung angenommen hatten, bewirkte die kriegerische kräftige Stimmung der Preußen, daß Bodmer und alle seine Anhänger der preußischen Schule in der Literatur ebenso unterlagen, wie die Schweizer früher über die Leipziger gesiegt hatten.*)

*) Vergl. Gervinus (Geschichte der deutschen Dichtung, 4. Aufl., IV, S. 188. 190), der jedoch von der Wichtigkeit der Vorgänge zwischen Klopstock und Bodmer noch keine Ahnung hat.

## 2. Die Volkspoesie in Norddeutschland zur Zeit des siebenjährigen Krieges.

„Wohl von Berlin ein tapfrer Held
Regirt nebst Gott jetzt in der Welt.
Vivat! Vivat! Vivat!"

Wenn auch Lange sich noch der englischen Literatur zuwandte und im Studium des Mittelhochdeutschen mit den Schweizern wetteiferte, so ist doch der Einfluß der alten halleschen Schule auf die Kunstdichtung mit einer einseitigen Nachahmung der Römer und Griechen vollkommen abgeschlossen. Der Schritt, mit welchem die Preußen über die Schweizer hinausgingen, bestand in der Hinzufügung eines für die Nationalliteratur eben so wesentlichen Elements durch den ersten rohen Versuch einer Gestaltung der volksthümlichen Richtung für die deutsche Kunstdichtung. Hatte der goldene Frieden die klassische Richtung am meisten befördert, so führte die nationale Kraftanstrengung zu Anfange des siebenjährigen Krieges die volksthümliche Richtung auch in die Kunstdichtung ein.

Im Mittelpunkte dieser volksthümlichen Richtung, wie sie zu Anfange des siebenjährigen Krieges war, erblicken wir wiederum die Gestalt (richtiger gesagt vielleicht nur das Bild) Friedrichs des Großen. Ohne es zu wissen, gab er dieser nationalen Richtung die großartigsten Anregungen. Wie von seinem in gewissem Sinne doch echt deutschen Heldencharakter die Bardenpoesie ihren Ausgang nimmt, so lebt er auf der anderen Seite auch als eine

echt volksthümliche Figur im Märchen fort. Bald setzt ihn die Sage in der gewöhnlichen Weise sinnloser Mythenabschwächung bloß an die Stelle älterer Märchengestalten, bald scheint sie durch die Einführung des alten Fritz in die Märchenwelt den Aberglauben selbst ironisiren zu wollen. Weil ihm nämlich nach seinem Bildungsgange wenigstens in literarischer Hinsicht alles Nationalbewußtsein fehlt, so ist er prinzipiel ein Gegner dieser ganzen nationalen Richtung mit allen Ueberlieferungen und ihrem ganzen Aberglauben. Dieser negative Gehalt in den Beziehungen des Volkes zum alten Fritz kommt dem Volke ebenso wenig zum klaren Bewußtsein als Friedrich dem Großen der ganze Umfang seiner nationalen Beziehungen zum Volke. Indessen trägt doch auch das Bewußtsein des jetzigen norddeutschen Bauern eine gewisse dunkle Erinnerung an seine Erneuerung durch Friedrich den Großen in sich. „Der alte Fritz (sagt er sehr bestimmt) hat die Zwerge aus dem Lande getrieben." Um so mehr trifft ein Gedicht mit der bedeutungsvollen Ueberschrift: „Die Aspecten von Europa 1756" den Nagel auf den Kopf mit den Worten:

Der Preuße treibt den bösen Teufel
Gleich Exorcisten trefflich aus.

Bis auf den heutigen Tag trägt das naive Volksbewußtsein noch keine geschichtlichen Perioden mit sich herum. Es unterscheidet bloß zwischen der Gegenwart nebst Allem, was unmittelbar aus ihr begriffen wird, und zwischen der Vergangenheit mit ihren dunkeln Räthseln. So wie aber die Zeit der Räthsel für den norddeutschen Bauern mit dem Anfange des siebenjährigen Krieges verschwindet, so läßt er nicht selten auch noch die Heidenzeit bis zu Anfange desselben reichen. Er faßt auf diese Weise ebensowohl den östreichischen Mariencultus als den im germanischen Heidenthume wurzelnden Aberglauben der Protestanten mit dem Heidenthume selbst zusammen. Bald mit katholischer Wärme, bald mit puritanischer Härte constatirt die Volksliteratur aus jener Zeit den Abfall von Maria (Theresia). Im „Unterschied des wahren und falschen Trostes bei jetzigen Kriegszeiten" bringt

die wahren Trostgründe immer das protestantische Preußen, die falschen immer das katholische Oesterreich vor. Zwar ist der heilige Vater in Rom geneigt, die Mönchsorden zu bewaffnen und den verschiedenen östreichischen Truppengattungen hinzuzufügen. Zwar ist sogar der Mönch Berthold Schwartz Willens, aus dem Fegefeuer Urlaub zu nehmen, um als Feuerwerker bei Maria Theresia einzutreten. Aber Alles wird vergeblich sein: denn schon hat ein Erdbeben in Lissabon (1. Nov. 1755) der Erde gezeigt, daß der Himmel die katholische Welt zum mindesten nicht mehr begünstigt.

Das Wesentliche einer Culturstufe, auf der das norddeutsche Volk dem Aberglauben so kräftig entsagte, kann zunächst nur in einem engeren Anschlusse an die protestantische Kirchenlehre bestanden haben. Bekanntlich war in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges eine religiöse Erregung der protestantischen Welt nicht zu verkennen. Sie konnte Friedrich dem Großen selbst beim Anblicke seines Heeres nicht entgehen. Die einzige verbürgte Nachricht über den Culturzustand der damaligen preußischen Armee in religiöser und zugleich in literarischer Beziehung findet sich in Kleist's Briefen. Sie lautet: Die Soldaten haben die Gewohnheit, daß sie des Morgens auf dem Marsch, ehe sie Lieder vom König von Preußen anstimmen, geistliche Lieder singen.

Nur die größte Böswilligkeit konnte die politische Benutzung dieser protestantischen Erregung von Seiten des durch mehrere katholische Staaten zugleich bedrohten Friedrichs für heuchlerisch halten, während sie vielmehr (wie sein ganzes Verhalten zu Religion und Volksthum) nur eine verhältnißmäßig ebenso bedingte und zurückhaltende als eigenthümliche und individuelle gewesen zu sein scheint. Es interessirt uns jedoch hier nur das weltliche Lied und zwar zunächst nur das Volkslied.

Da die echten älteren Volkslieder bis auf den heutigen Tag in Deutschland unabhängig von allen modernen Mitteln des literarischen Verkehrs gesungen werden, so waren sie zur Zeit des

siebenjährigen Krieges vielleicht noch doppelt so zahlreich vorhanden als jetzt. Gewiß aber sind die Texte gerade damals vielfach abgeschwächt und verschlechtert. Die Zeit für das Entstehen echter Volkslieder war wegen der eindringenden Verstandesbildung vorüber. Die volksthümliche politische Dichtung aus der Zeit des siebenjährigen Krieges ist von doppelter Art: eine militairische oder singbare und eine bürgerliche oder nicht singbare. Wenn auch bei weitem nicht alle historischen Volkslieder aus jenen Tagen im Heere gedichtet sind, so scheinen doch die meisten und auch die außerhalb der Armee entstandenen, sobald die Melodien bekannt waren, bei dem Heere eingebürgert und von ihm gesungen zu sein. Den früheren Reiter- und Landsknechtsliedlein steht dies historische Soldatenlied aus dem siebenjährigen Kriege auch in stofflicher Hinsicht, weil die Art der Kriegführung prosaischer geworden war, an poetischem Gehalte nach. Wie köstlich auch in erotischen und andern echten Volksliedern oft das menschliche Leben geschildert war, so hatte sich doch das historische Lied zu allen Zeiten nur selten über die bloße Beschreibung erhoben. Das historische Volkslied des siebenjährigen Krieges aber begnügt sich oft schon an den wichtigsten Stellen mit der bloßen Aufzählung, z. B. in dem schauderhaften und oft wiederkehrenden Verse: „Hier lag ein Arm und dort ein Bein". Allein ein schönes und großes geschichtliches Ereigniß ruft während des siebenjährigen Krieges eine Nachblüthe des deutschen Volksliedes überhaupt hervor, verjüngt das historische Soldatenlied und verleiht ihm auf einen Augenblick beinahe den echten Volkscharakter wieder. Dies Ereigniß ist Schwerin's Tod und die Schlacht bei Prag. Ihr sind die schönsten preußischen Soldatenlieder aus dem siebenjährigen Kriege gewidmet. Eins der besten davon hat Ernst Moritz Arndt aufgefunden. Echt volksthümlich und von unvergleichlicher Schönheit ist in Bürgers Leonore der Zug, daß Wilhelm schon seit der Schlacht bei Prag beweint wird. Von Prag kommt offenbar sein Geist „hergeritten".

Die bürgerliche politische Volksdichtung aus der Zeit des siebenjährigen Krieges tritt nicht selten in der Form der poetischen

Prosa auf. An dieser bürgerlichen Volksdichtung betheiligt sich gleichmäßig der Bauer und der Handwerker, der Halbgebildete und der Naturdichter; der gebildete Beamte, welcher seinem Könige durch eine scharfe Satire nützen will und der gebildete Privatmann, der eine Stellung über den Parteien einzunehmen wünscht. Die Haltung dieser Satiren erinnert vielfach an Rabener. Mit ausgezeichnetem Humor finden wir die Kämpfe zwischen Friedrich und Maria Theresia als Dorfgeschichte aus dem ansehnlichen und fruchtbaren, aber durch den unruhigen Geist seiner Bewohner bekannten Dorfe Großenhagen dargestellt. Deutschland wird als krankes Frauenzimmer abgemalt, dem eine Reihe von uneinigen Aerzten an verschiedenen Stellen zur Ader läßt. Ein Gedicht gegen Daun beginnt: „Dann aller Daunen Daun, Daun über alle Daunen." Gegen Brühl spricht sich ein unglaublich starker Haß aus. In der „tröstlichen Anrede des sächsischen Landes an seinen ehemaligen Premierminister, den Grafen Brühl", heißt es sogar:

Dein Schlund ist größer als der Nil,
Der nie gnug hat, verfluchter Brühl.

Einige andere Dichtungen sind dagegen von einer seltenen Anmuth. In einer derselben schickt Jupiter den Mercur zu Friedrich. Nachdem Mercur gemeldet und etwas seltsam beschrieben ist, läßt Friedrich ihn seines verdächtigen Aussehens wegen durchsuchen, hört aber dann seine Ermahnungen zur Friedensliebe mit vieler Aufmerksamkeit an. Eine Reihe kleiner und mehr epigrammatischer Gedichte ist ebenso zierlich und hübsch als volksthümlich.

Wir haben oben auch der halbgebildeten Naturdichter erwähnt. Sie scheinen bei ihrer eigenthümlichen Strebsamkeit besonders in Schlesien lebhaft auf die ungewohnten preußischen Verhältnisse eingegangen zu sein. Eben diese Schlesier aber verrathen sich durch den verspäteten Gebrauch des Alexandriners auf eigenthümliche Weise als Autodidakten, welche erst noch eine frühere literarische Epoche, in diesem Falle die schlesische Dichter-

schule, nachholen. Es ist bisher übersehen worden, daß eine schlesische Bäuerin, die Frau Karsch, in ihrem Bauerngespräche ihr bestes politisches Gedicht lieferte. Schon das ist bemerkenswerth, daß die Karschin viele Proben einer Mundart, ungefähr wie später der Schweizer Jeremias Gotthelf, in dieser kräftigen Dichtung mit dem Hochdeutschen zu verbinden wagte. Wir vermuthen, daß Goethe bei der Abfassung von Hermann und Dorothea auch dies Gedicht einer schlesischen Bäuerin gekannt hat.

Daß im Obigen überhaupt eine Charakteristik der Volksdichtung des siebenjährigen Krieges versucht werden konnte, ist zum Theil das Verdienst des Freiherrn Franz Wilhelm von Ditfurth, welcher seit 1869 die bis dahin nur sehr geringe Anzahl der aus den Tagen Friedrichs des Großen bekannten Soldatenlieder *) sehr vermehrt hat. Die Kenntniß der bürgerlichen politischen Volksdichtung des siebenjährigen Krieges haben wir lediglich aus zwei Bänden mit Handschriften **) auf der K. Bibliothek zu Berlin geschöpft. Jeder Band umfaßt die Zeit von 1740, nicht wie auf den Titeln angedeutet ist, erst von 1756 an. Ueberschriften, Namen, Jahreszahlen und Quellenangaben sind fast ohne Ausnahme weggelassen. Einiges ist von Gleim und Vieles gewiß den Zeitungen entnommen. Die Hauptquelle dürften aber Abschriften oder fliegende Blätter gewesen sein. Da bei der Auswahl des Materials die ästhetische Kritik nicht gleich der literarhistorischen vernachlässigt ist, so ist der Werth jener beiden Bände in poetischer Hinsicht doch sehr bedeutend. ***)

*) Besonders ausführlich ist Ditfurth's bei Lipperheide erschienene Sammlung der Lieder des siebenjährigen Krieges.

**) Mscr. Boruss. fol. 872 mit 62 numerirten, aber wohl nicht richtig gezählten Piecen und Mscr. Boruss. fol. 506 mit 26 nicht numerirten Piecen.

***) Aehnliche volksthümliche Dichtungen aus fliegenden Blättern dürften sich in der Hecht'schen Bibliothek zu Halberstadt im Besitze des Hrn. Oberamtmann Heine daselbst befinden. Dieselben sind von Hecht, einem Bekannten Gleims und Ramlers, selbst zusammengestellt und mit Briefen, die Friedrich der Große über die Verhältnisse Preußens zu

Dänemark an ihn schrieb, zusammen aufbewahrt worden. Während die Königl. Bibliothek zu Berlin an seltenen Drucken aus der Zeit des siebenjährigen Krieges durchaus nicht reich ist, besitzt Hr. Dr. H. Klette eine sehr umfassende und ausgezeichnete Sammlung von Staatsschriften und Gelegenheitsgedichten aus jener Zeit. Diese Sammlung, wichtig auch für die politische Geschichte, liefert vor Allem den Beweis, daß die Bewegung innerhalb der Kunstpoesie zur Zeit des siebenjährigen Krieges sich keineswegs auf Halle und Berlin beschränkt, sondern namentlich fast auf alle Theile der preußischen Monarchie gleichmäßig erstreckt hat. Dies im einzelnen weiter auszuführen, ist freilich hier nicht unsere Aufgabe. Die gedruckte Literatur des siebenjährigen Krieges behandelt am besten Willy Böhms Aufsatz: „Wie stellen sich die Thaten Friedrichs des Großen in der deutschen Literatur, hauptsächlich in der deutschen Poesie, dar?" (Hassel's Zeitschrift 1870 Nr. 8. 10.) — Wir wollen hier zunächst bloß die sogenannte preußische Dichterschule, die bisher nach sächsischen und schweizerischen Quellen mitunter unrichtig beurtheilt ist, nach den ihr eigenthümlichen noch ungedruckten Urkunden in der Kürze richtig zu schildern versuchen.

## 3. Eintritt der volksthümlichen Richtung in die Kunstpoesie: der Kanonikus Gleim als preußischer Grenadier.

„Berlin sei Sparta! Preußens Held
Getrönt mit Ruhm und Sieg!"
Gleim.

Für den siebenjährigen Krieg ist in einzelnen Fällen eher eine Nachahmung der gebildeten Dichter durch die Volkspoeten als das Umgekehrte anzunehmen. Es war aber hohe Zeit, daß man die hinsterbende volksthümliche Richtung in die deutsche Nationalliteratur hineinrettete. Den ersten Schritt in dieser schwierigen Angelegenheit zu thun war fast nur Gleim möglich, an dessen Talent Ramler überhaupt eine erstaunliche Biegsamkeit ehrte, sowie „diejenige Naivetät, die Batteux das Erbtheil wahrhaftig großer Seelen nennt." Hirzel schrieb ihm: „Alle reden die gleiche Sprache der Entzückung über Ihre Dichtart, die das Erhabene mit dem Natürlichen so wohl zu verbinden weiß." Gleim gab 1756 die ersten deutschen Romanzen heraus. Er sollte bald einen weiteren, auf großen Umwegen bewirkten Fortschritt nach derselben Seite hin thun. Die kriegerische Zeit brachte es mit sich, daß dieser zweite Versuch in der Romanze oder Ballade der Kriegsliteratur angehörte.

Die Städte Halberstadt, Berlin und Colberg hatten alle drei während des siebenjährigen Krieges nicht ganz unähnliche Schicksale.*) Das Geschick dieser drei Städte hat hauptsächlich Gleim

*) Ramler bemerkt dies selbst in seinem Briefe an Gleim vom 19. September 1761.

und Ramler, einen geborenen Kolberger, zu ihren Kriegsliedern angeregt. Die Gegend von Halberstadt wurde zuerst für ein Lager bestimmt.*) So ließ dann auch Gleim verhältnißmäßig früher als Ramler die Tuba seiner Schlachtgesänge ertönen.

Als Ramler zuerst ein Bruchstück des Messias las, dessen Dichter nach seiner Meinung Klaproth hieß, schrieb er an Gleim, Klaproth rase „in das christliche System hinein"; ein solches Genie hätte Gleim vorher „in die Cur" nehmen müssen. Das Umgekehrte geschah: der Sänger des Messias nahm den scherzhaften Liederdichter in die Cur. Mehr als durch die Verbindung mit seinem Vaterhause in Quedlinburg hielt Klopstock, wie wir sehen werden, durch die Beziehung zu Gleim in Halberstadt später eine gewisse ideale Verbindung mit seinem preußischen Vaterlande aufrecht. Lange vorher ehe Percys 1765 erschienene Reliques of English poetry einen reineren Volkston in der deutschen Literatur bewirkten, hatte Klopstocks Genie in dem Spectator ein derartiges Muster, das Volks- und Kriegslied von der Chevy-chase, entdeckt. In demselben Jahre 1749, in welchem Friedrich fast der Messias vorgelegt wäre, hatte er es schon in einer Ode auf Friedrich nachgeahmt. Seit 1771, nachdem ihm also längst durch Sack der ganze preußische Hof verleidet war, wollte er diese Ode auf Heinrich den Finkler bezogen wissen. Beinahe könnte man aber noch vermuthen, daß Gleim vom Sänger des Messias drei Jahre vor dem siebenjährigen Kriege gleichsam in der politischen Poesie unterwiesen sei. Jedenfalls bemächtigte sich Gleim in seinen Kriegsliedern der Begeisterung für Friedrich, des Volkstones und des Versmaßes der englischen Volksballade, zu dem er die von Klopstock ohne Grund weggelassenen Reime wieder hinzufügte. Den großen

*) Schäfer's Geschichte des siebenjährigen Krieges. Berlin, Hertz, 1867, I S. 194: „Das Nächste war, daß er (Friedrich) unter dem Vorwande zur Deckung der hannoverschen Lande ein Lager bei Halberstadt errichten zu wollen (29. Juni 1756) Anordnungen traf, die westfälischen Regimenter heranzuziehen." Nach Kleist's Briefen sollte sich dies Lager bei Hornburg zwischen Braunschweig und Harzburg befinden.

Wurf, welchen Klopstock mit jener Ode gethan hatte, deutete er in seinen Grenadierliedern aus. Nachdem Gleims Grenadierlieder erschienen waren, reizten Klopstock und Gleim gemeinsam zu weiteren Nachahmungen. Da nämlich in jener durchweg fundamentalen Ode von Klopstock auch die anstößigen Gedanken aus dem Friedensgedichte der Frau Lange in veredelter horazischer Weise aufgenommen waren, so erschienen Christian Weißes Amazonenlieder*) Die Amazonen besingen hier die Krieger im Versmaße der Chevy-chase. Diese Lieder erregten mit Recht Anstoß. So betheiligte sich denn bald an der auf deutschen Boden verpflanzten Chevy-chase auch die bitterste Ironie. Man verspottete die in den Grenadier- und Amazonenliedern zuerst hervorgetretene neue volksthümliche Richtung durch Granadier- und Amazonen-(strom)lieder**), welche angeblich den Kriegs- und Liebesliedern der amerikanischen Wilden nachgebildet sein sollten. Offenbar deuchte der schwache Volkston in den Grenadierliedern den Zeitgenossen schon zu kräftig. Und doch war in diesen Liedern der Durchbruch des echten Volkstones schon dadurch unmöglich gemacht, daß neben der schottischen Ballade auch in den Grenadierliedern zugleich die Römer und Griechen nachgeahmt wurden. Ein so beschränktes literarisches Gebiet wie das des Soldatenliedes eröffnet wohl überhaupt nicht den nöthigen Spielraum, um das Streben nach Volksthümlichkeit und nach Classicität zu vereinen. Kein deutscher Dichter hat sich daher mit solchem Erfolge im volksthümlichen Soldatenliede versucht als nachmals Fouqué, indem er sehr einfach den Ton der Romantik anschlug. Die Haltung in Gleims Grenadierliedern aber ist von der Art, daß Gervinus sie als erneuerte Hofpoesie betrachtet, die im Vergleich mit früheren literarischen Erscheinungen durch die Herstellung eines echteren Odenstils gehoben würde. Da nun aber jedenfalls in den Grenadierliedern die Gegensätze des Volksthümlichen und des Clas-

*) Zwote vermehrte Auflage. Leipzig 1762.

**) Veröffentlicht von Lange in seiner Sammlung I, S. 286—306.

fischen, durch deren Verschmelzung die deutsche Literatur wiedergeboren wurde, noch getrennt und unversöhnt neben einander liegen, so hat das kecke Werkchen für uns keinen Werth mehr als den einer Curiosität und eines vormals für die literarische Entwickelung nothwendig gewesenen Exercitiums. Man konnte auch nach einem so abgeleiteten und selbst nicht einmal rein auf den Volkston gerichteten Muster, wie jenes Gedicht von Klopstock, nicht mehr erwarten.

Auf das, was bisher besprochen ist, beschränkt sich aber Klopstocks Einfluß auf Gleims Grenardierlieder nicht ganz. Gerade in religiöser Hinsicht hat man zuerst einen Einfluß des Messias auf Gleims Grenadierlieder bemerken wollen. Die Wahrheit ist, daß auch in religiöser Beziehung die Grenadierlieder die größten Gegensätze in sich vereinigen. Einerseits ist die Einwirkung Klopstocks und jener mit ihm verwandten religiösen Erregung im Volke auf Gleims Kriegslieder nicht zu verkennen. Andererseits aber strebt der Dichter in den gerade hierfür wesentlichen Stellen danach, ihnen eine Haltung zu geben, die mehr den philosophischen Meinungen des Königs entspricht.

In dem Siegesliede nach der Schlacht bei Lissa heißt es:

Welch' hoher wunderbarer Glanz,
Uns Allen wunderbar,
Erfüllte da die Gegend ganz,
Wo der Gesalbte war!

Diese Strophe scheint uns der echten Poesie nicht gerecht zu werden, welche darin lag, daß viele Soldaten sich während der Schlacht durch den Anblick des Königs ermuthigt fühlten, über dem sie einen außerordentlich hellen Schein wahrzunehmen glaubten. Gleim wußte dies aus dem Briefe eines Soldaten. Sein „Siegeslied nach der Schlacht bei Lowositz, den 1. Oktober 1756" beginnt mit den Worten: „Gott donnerte, da floh der Feind". Er hatte schon lange vor Abfassung des Liedes über die Schlacht bei Lowositz an Uz geschrieben: „Ein Poet sollte sich merken, daß

östreichische Ueberläufer gesagt haben, über dem Berge, auf welchem der König gehalten hätte, die Schlacht zu überschauen und Befehle zu ertheilen, hätte ein Engel geschwebt; ingleichen daß wirklich während der Schlacht ein Ungewitter entstanden und gleichsam dem weichenden Feinde nachgezogen und über demselben bis spät in die Nacht gedonnert hätte." Wie würde Klopstock diese schöne Legende in einer Ode behandelt haben? Wenn nun aber Gleim sich in seinem Gedichte an die tiefe religiöse Poesie jener Erzählung auch kaum von Ferne herangewagt hat, so war er dagegen desto geschickter in der Aufnahme mancher charakteristischen Züge. Die Worte „Auf einer Trommel saß der Held" in demselben Siegesliede wurden von Kleist vor dem Abdrucke lebhaft bekämpft *). Durch die Beibehaltung dieser und ähnlicher Stellen half Gleim von vornherein die Figur des alten Fritz populär machen, die jetzt in den Gemälden unseres Menzel den gefeierten und vielbewunderten Mittelpunkt bildet.

Wie nun aber Gleim bei dem Entstehen der Grenadierlieder die Anregungen Klopstocks mit einem glücklichen Instinkte benutzt hatte, so verstand er es mit bewundernswürdiger Klugheit für die schwierige Publikation dieser Lieder sogar den nachmaligen Dichter der Minna von Barnhelm ins Spiel zu ziehen.

Lessing, der geborene Sachse, hatte schon während seiner Schuljahre nur mit Widerwillen („auf Dero Befehl", schreibt er an den eigenen Vater) die Schlacht bei Kesselsdorf **) vom sächsischen Standpunkte aus besungen. In literarischer Hinsicht hatte er sich schon auf der Schule zu den hallischen Anakreontikern hingezogen gefühlt. Er hatte sich diesen Dichtern nun auch persönlich dadurch genähert, daß er „als typisches Vorbild des deutschen Geistes, der

*) S. Gleims Brief an Kleist vom 6. Januar 1758, wo Gleim sich auf den Brief eines Augenzeugen beruft, nach welchem der König in der Nacht vor der im Gedichte besungenen Schlacht wirklich so gesessen habe. Die Correspondenz ist corrumpirt mitgetheilt von Körte.

**) 15. Dezember 1745.

dem Preußen Friedrichs des Großen zustrebt, nach Berlin gegangen wär." *)

Wir sehen Lessing nicht allein in Berlin, sondern auch in Leipzig **), also fast unter den Augen von Friedrichs Armee, auf eine würdevolle Weise bemüht, um Gleims Liedern einen nicht unbedeutenden Erfolg zu bereiten. Das Verdienst, das sich Lessing und Ramler in Berlin durch ihre Verbindung mit strebsamen Buchhändlern wie Voß, welcher gegen 1750 als Hauptverleger der preußischen Dichter den Buchhändler Schütz überflügelt hatte, um die Hebung der Literatur in Preußen erwarben, ist noch nicht hinlänglich gewürdigt. Im Allgemeinen scheuten die Buchhändler jener Zeit besonders aus Furcht vor Nachdruck, der bei gesammelten Werken fast nie ausblieb, und wohl auch aus Rücksicht auf den Krieg, größere Unternehmungen. Dahingegen suchten sie die ausgezeichneten Männer, welche damals fast müßig am Markte standen, zu gewinnen, um wenigstens in einem höheren Grade correcte Drucke zu erzielen. Es ist das stille Verdienst Lessings, der in edler Bescheidenheit die Willkür Ramlers gegenüber den Geistesprodukten Anderer vermied, daß auf solche Weise die Literatur während des siebenjährigen Krieges verhältnißmäßig ebenso sehr gehoben wurde als nachmals während des Hainbundes, der ja das von Gleim falsch aufgefaßte volksthümliche Element der Literatur zu läutern bestimmt war. Namentlich erinnert das Verhältniß Lessings zu den Grenadierliedern im Allgemeinen an das Verhältniß von Boie zu Bürgers Lenore. Während er diese Gedichte als Büchlein herausgab, soll Lessing bei dem Buchhändler Voß den Tisch gehabt haben und zu anderen Arbeiten wenig herangezogen sein.

Da Lessing selber es mitunter liebte, die Freunde von seinen

*) Gosche in Unser Vaterland, herausg. v. Pröhle, II, S. 337 bis 352 stellt wohl am vollständigsten zusammen, was über die verschiedenen Perioden von Lessings Aufenthalte in Berlin bekannt ist.

**) Stahrs Lessing. 2. Aufl. 1862. I S. 160. Vergl. Kleists Leben von Körte in Kleists Werken I S. 76.

neuen Dichtungen zunächst nur durch Mystificationen in Kenntniß zu setzen: so ging er in seiner Correspondenz mit Gleim ganz auf dessen brieflich festgehaltene Fiction ein, daß die Kriegslieder von einem Soldaten verfaßt seien. Man hat unter Anderem aus dieser Correspondenz folgern wollen, daß Gleim nicht der Verfasser dieser Gedichte sei. Allein gerade Lessings beständige scherzhafte Wendungen bezeugen, daß er nicht den geringsten Zweifel in Gleims Autorschaft setzte. Nach Gleims Tode wurde behauptet *), der wirkliche Verfasser der älteren Grenadierlieder sei ein geborener Bamberger Namens Preßler. Dieser sei als Canonicus von Vorchheim unter das preußische Militair gegangen. Bei Streifzügen, welche Kleist mit ihm ins Bambergische unternommen, sei er erkannt und von den Bauern auf den Tod mißhandelt. Dann sei er von der geistlichen Regierung zu Bamberg „als Apostat" und muthmaßlicher Verräther von Kirchenschätzen, welche Kleist in die Hände gefallen wären, eingekerkert. Erst in den letzten neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sei er „aus seiner Gefangenschaft erlöst". Zu Worms sei er gestorben. Ueber diese dunkle Mittheilung fehlt jede Aufklärung. Jedoch verbürgte sich J. G. Jacobi in Betreff der Grenadierlieder für Gleims alleinige Autorschaft.

Gleim berechnete gewiß nicht bloß, daß man seinen Gedichten eine um so größere Popularität sicherte, je vollständiger die Mystification in Betreff der Autorschaft derselben durchgeführt würde, sondern er fürchtete auch noch mit Recht, daß ein gebildeter Dichter als Autor dieser Volkslieder sehr arg verspottet werden könne. Was half es dem Dichter, daß der gleichfalls über den echten Volkston damals noch sehr wenig unterrichtete Lessing die „er-

*) „Etwas über den Verfasser der von Gleim herausgegebenen ersten Kriegslieder" im Morgenblatt von 1810 No. 52. Der Einsender wollte sich der Redaktion nicht nennen. Er unterzeichnete sich Kl. und mehr als 30 Jahre später gab Dr. Klenke, jetzt medizinischer und naturwissenschaftlicher Schriftsteller, einen Roman heraus, welcher Aehnliches über Gleim enthalten haben soll.

habene Einfalt" des Grenadiers rühmte, da die Domherren in Halberstadt überzeugt waren, daß nur ein gemeiner Soldat diese Lieder gemacht haben könne? Durfte es ihnen unter diesen Umständen wohl bekannt werden, daß sie von ihrem eigenen Domsecretarius herrührten? Dieser mußte als Kriegsdichter um seine Anonymität ernstlich besorgt sein, da ohnehin schon sein Gärtchen in Halberstadt verwüstet wurde, als nach Schubarts Worten

Gallia schwung die lichtweiße Lilie,
Sie zu tauchen in Friedrichs Blut.

## 4. Ein Blick auf die östreichische Kriegspoesie.

„Stecke den geweihten Degen,
Daun, hinfüro ruhig ein!
Deiner Pfaffen Fluch und Segen
Schafft Friedrichen wenig Pein."

Ehe wir uns zur Schlacht bei Roßbach wenden, müssen wir einen raschen vergleichenden Blick auf die östreichische Kriegspoesie werfen, weil dieselbe während des siebenjährigen Krieges durch die Schlacht bei Kolin ebenso ihre größte Ausdehnung erhielt, wie die preußische Kriegsdichtung durch die Schlacht bei Prag. Die Erfolge der Waffen im Felde steigerten jedesmal auch die literarische Produktivität. Während jedoch die Schlacht bei Prag eine wirkliche schöne Spätblüthe des deutschen Volksliedes hervorrief, wuchs die politische Poesie der Oestreicher bloß in quantitativer Beziehung. Eine Blüthezeit der politischen Poesie der Oestreicher, insbesondere eine Spätblüthe ihres historischen Volksliedes, vermögen wir während der Zeit der drei schlesischen Kriege allerdings auch nachzuweisen. Aber im Großen und Ganzen betrachtet ist ihre Spitze gar nicht gegen Friedrich den Einzigen, sondern gegen die Franzosen gekehrt. Auf diese Weise kann der wahre Höhepunkt der historischen Volkslieder der Oestreicher unter Maria Theresia gar nicht in den siebenjährigen Krieg, sondern er muß schon in den östreichischen Erbfolgekrieg fallen. Und wirklich übertreffen drei witzige östreichische Spottlieder auf die Franzosen aus den Jahren 1741 und 1742, welche sich auf der

K. Bibliothek zu Berlin befinden und von denen wir das eine später nochmals erwähnen müssen *), an Anschaulichkeit und Behagen und in jeder Beziehung an Werth bei weitem die östreichischen Volkslieder aus dem siebenjährigen Kriege. Auf eine sehr überraschende Weise trifft das östreichische historische Volkslied aus Maria Theresia's Zeit durch diese gelungenen Angriffe auf die Franzosen mit den politischen Gedichten der Preußen zusammen, welche ja auch ihre Spitze weniger gegen das östreichische Brudervolk als gegen die Flucht der Franzosen bei Roßbach kehrten, wenn wir auch die Blüthe des preußischen historischen Volksliedes aus dem siebenjährigen Kriege nicht in jenen roßbacher Scherzen, sondern vielmehr in dem hohen und überlegenen Ernste bei Schwerins Tode in der Schlacht bei Prag erblicken.

Uebrigens können wir uns nicht wundern, daß es auch den weit zahlreicheren Gedichten der Oestreicher gegen Friedrich fast ebenso wenig als denen gegen die Franzosen an Bitterkeit fehlt. Scheint sie doch sogar auf preußischer Seite gegen ihn nach der Schlacht bei Kolin nicht ausgeblieben zu sein, wenn anders ein handschriftliches Gespräch zweier preußischer Deserteure, welche nach Wien zu gehen im Begriffe sind, nicht völlig untergeschoben ist, um mit allen Mitteln der Ueberredung zum Abfalle von Friedrichs ketzerischen Fahnen zu reizen. Jedenfalls läßt sogar ein uns in einer Abschrift bekanntes preußisches Volkslied, das um die Zeit der Schlacht bei Torgau **) entstanden ist, die Oestreicher nach der Anrede „Fritze, Fritze, schäm Dich Deiner" späterhin mit Bezug auf die Unfälle bei Maxen ***) und bei Landshut †) fortfahren:

---

*) Die beiden Gedichte, auf welche wir unten nicht zurückkommen werden, hängen unter sich zusammen, haben den Refrain Kikeriki und finden sich unter Mscr. Boruss. in dem Foliobande 506.

**) 3. Nov. 1760.

***) 20. Nov. 1759.

†) 23. Juni 1760.

Deine große Enaks-Kinder
Stehn vor uns wie arme Sünder.
Schaarenweise fängt man sie,
Wie das leichte Federvieh.*)
Laß Dich nicht den Großen nennen ꝛc.

Auch kann man aus diesem allzugerechten preußischen Volksliede bereits schließen, daß während des siebenjährigen Krieges nicht etwa bloß die Zeit nach der Schlacht bei Kolin bis vor der Schlacht bei Roßbach in größerer Fülle den geeigneten Stoff für die politischen Lieder der Oestreicher geliefert haben dürfte. In der That ergeht sich die östreichische Volkspoesie noch über den „Finkenfang bei Maxen" in den breitesten Wortspielen. Die östreichische Kunstpoesie aber begnügte sich nicht damit, in der merkwürdigen Zeit des siebenjährigen Krieges der politischen Poesie eines protestantischen Domsekretärs und Kanonikus die eines Jesuiten gegenüber zu stellen. Sie ruhte vielmehr nach der von Norddeutschland her einmal gegebenen heroischen Anregung nun nicht eher wieder, als bis sie sich endlich, wenn auch wiederum nur äußerlich, sogar das Bardenwesen vollständig angeeignet hatte.

Unsere Absicht ist es nicht, die östreichische politische Poesie bis zu diesen äußersten Consequenzen zu verfolgen. Nach der Schlacht bei Kolin ist Friedrich in östreichischen Liedern ein Phaethon.**) Der stolze Preuße — heißt es in ihnen — hat den Krebsgang begonnen, „als die Sonn' in Krebs gegangen." Nirgends wird in dieser östreichischen Kriegspoesie ein Fortschritt der Literatur angebahnt. Selbst jener liebenswürdige und interessante östreichische Kriegsdichter aus der Gesellschaft Jesu mit dem französischen Namen Denis, der später den Deutschen seltsam genug

*) Mscr. Boruss. fol. 872 unter den Handschriften der Kgl. Bibl. zu Berlin No. 54.

**) Siehe die in literarhistorischer Hinsicht ganz vorzügliche Sammlung östreichischer Volkslieder und Volksschriften im siebenjährigen Kriege von Dr. H. M. Richter. Wien, Gerold, 1869, S. 38. 45. 63.

von ihrem Goethe noch als Sined der Barde empfohlen werden sollte, stand in seinen „kriegerischen Vorgängen" mehr auf dem Standpunkte der Sachsen als auf dem der Schweizer. Die Sprache ist bei allen diesen politischen Dichtern Oestreichs ungebildet, ohne daß wir dafür irgendwie durch ihren volksthümlichen Charakter entschädigt würden. Ja, man glaubt zu bemerken, daß die Volkslieder aus dem siebenjährigen Kriege durch die verschiedenartigen Nationalitäten des Kaiserstaates außerhalb alles Antheils an einer regelrechten Fortentwickelung der deutschen Sprache gestellt sind, dessen sich die Bewohner Norddeutschlands in einem gewissen einfachen grammatischen Sinne doch auch noch zur Zeit des Verfalles ihrer Volkspoesie erfreuten. Einer dieser Dichter auf östreichischer Seite, der sich allerdings nicht als Oestreicher, sondern als einen bei Kolin verwundeten Dresdener bezeichnet hat, entschuldigt seine schlechten Verse selbst damit, daß er auf dem Sterbebette liege. Die östreichische Mundart verleitet die Dichter zu einem völlig maßlosen Gebrauche der Elisionen, deren sie sich nicht etwa zur Fortschaffung des Hiatus, sondern bloß zur Beseitigung solcher Silben bedienen, welche nicht in die Schablone der vorgeschriebenen Versfüße passen. So wird von Nadasdi, als er Schweidnitz am 12. November 1757 zur Capitulation gezwungen hat, gesagt: es habe bei dieser Gelegenheit

Abgelegt zugleich der Treue
Neue Prob' der [affenähnlichen?] G'schwindigkeit.

Zu diesen sehr holprigen beiden Versen kann in geschichtlicher Hinsicht bemerkt werden, daß Franz Leopold Nadasdi eine ältere Probe seiner Geschwindigkeit schon im östreichischen Erbfolgekriege abgelegt hatte. Damals wandte er sich gegen die Franzosen, die Prag unter Belleisle erobert hatten, mit einer Schnelligkeit, welche die hocherfreuten Oestreicher, die sonst wohl von dem „verwünschten Schleichen" ihrer Truppen gesprochen haben, an einem ihrer Generäle geradezu mit dem Fluge des Vogels verglichen. Der kühne Vergleich findet sich in einem hand-

schriftlichen Spottliede *) auf Belleisle's Aufbruch von Prag, in welchem es z. B. von den Begleiterinnen der französischen Krieger heißt:

Wenn ein solch französisch Dam
Nah an einen Wagen kam
Sich des Fahrens zu erfreuen
Fing der Bauer an zu schreyen
Geht doch weg bei meiner Treu
Ihr macht mir die Ochsen scheu.

In diesem Gedichte glauben wir das grobe und altväterische Urbild aller „drolligen Gemälde" von der Flucht der Franzosen und der Reichstruppen nach der Schlacht bei Roßbach vor Augen zu haben. Merkwürdig genug hatte jenes Lied der Oestreicher aus ihrem Erbfolgekriege mit den prophetischen Worten geschlossen:

Es ist wahr, der Feind ist fort,
Weit entfernt von unserm Ort,
Aber wenn, wie ich vernommen,
Die Franzosen wieder kommen,
Setzen uns in Angst und Noth:
(Chor) Auf ihr Teutschen, schlagt sie todt!

Und die Franzosen kamen wieder! Sie wurden bei Roßbach von den Deutschen erschlagen, wenn auch nicht durch die Oestreicher, so doch — durch die Preußen!

*) Mscr. Boruss. Fol. 872, No. 42, ohne Ueberschrift, im Ganzen 21 Strophen. Es ist dies das dritte der oben besprochenen Lieder aus dem östreichischen Erbfolgekriege.

## 5. Gleims Siegeslieder nach den Schlachten bei Roßbach *) und bei Leuthen **).

„Ja, bei Roßbach seynd die Franzen
Also düchtig ausgebutzt,
Daß sie wie die Deubels tanzen,
Denen man die Schwänze stutzt."

Das roßbacher Siegeslied ist das ausführlichste und beste von Gleims Grenadierliedern. An keiner anderen Stelle derselben hat er sich dem deutschen Volksliede seiner Zeit nur so weit genähert als hier. Nirgends aber schildert er auch nur insoweit nach eigener Anschauung als in diesem Gedichte. Das Uebermaß seines Spottes entspricht genau dem Uebermaße des Elends und der Zuchtlosigkeit der französischen Armee, die er vor Augen gehabt hatte. Zum Nachtheile gereicht es dem Gedichte nur, daß es an manchen Stellen weniger Erzählungen als Anspielungen enthält. Diese Anspielungen beziehen sich dann aber auf ziemlich allgemein bekannt gewordene Anekdoten, so daß jetzt jede populäre preußische Geschichte wie z. B. die von Ludwig Hahn zur Erläuterung des Gedichtes dienen kann. Es wurde ins Französische und Englische übersetzt.

Die Convention von Kloster Zeven war die Ursache der Ueberschwemmung von Halberstadt mit französischen Truppen.

*) 5. Nov. 1757.
**) 5. Dezember 1757.

In Gleims Leben von Körte ist die Geschichte der Stadt Halberstadt während dieser Zeit recht gut erzählt. Da Gleim damals nicht allein mit kleinen Gesandtschaften an die Franzosen beauftragt wurde, sondern auch nach seiner französischen Bildung nicht ungern mit ihren Offizieren verkehrte, so haben wir bereits früher die Geschichte von Halberstadt und das Entstehen der einzelnen Grenadierlieder im Zusammenhange betrachtet. Man wird die Wiederholung nicht verlangen, obgleich wir nicht verkennen, wie ungemein die Geschichte des Stiftes Halberstadt und anderer westlicher Landschaften zur Zeit des siebenjährigen Krieges, in denen sich der König nicht befand, erst jetzt durch reichere Benutzung diplomatischer Quellen in den Archiven aufgeklärt und belebt ist. Es verdient aber wohl bemerkt zu werden, daß jener Graf Lynar, welcher als dänischer Gesandter den von Richelieu am 10. Sept. 1757 unterzeichneten Vertrag von Kloster Zeven vermittelt hatte, sich selbst gleich den Franzosen nach Halberstadt begeben hatte. Dort sagte er einige Tage vor der Schlacht zu Gleim: „Friedrich der Zweite ist ein Atheist, darum straft Gott ihn. Er muß noch so klein werden, daß er an einen Gott glauben muß. Richelieu nimmt Magdeburg, dann geht's nach Berlin, dann ist's aus." Gleim erwiderte: „Das glaub' ich nicht. Friedrich steht jetzt nicht weit von Soubise. Soubise wird geschlagen, dann Richelieu, dann ist's aus." Als nun in Halberstadt am 7. November nach Ankunft der leipziger Post um 9 Uhr Morgens die roßbacher Siegesnachricht bekannt wurde, eilte Gleim in die Wohnung des Grafen Lynar. Die Furcht hatte diesen schon aus Halberstadt vertrieben. Doch dürfen wir wohl die Vermuthung hinzufügen, daß Gleim sein roßbacher Siegeslied benutzt hat, um sein Gespräch über Friedrich mit jenem Diplomaten zu Ende zu führen. Wenn Gleim in diesem Liede zu verstehen gibt, daß Friedrich keine Wunder zu glauben brauche, weil er selber täglich Wunder verrichte, so scheint diese Bemerkung zur Abfertigung jenes Staatsmannes bestimmt zu sein, welcher vermeint hatte, das nun so leicht von Friedrich zertrümmerte Werk von Kloster Zeven nur

unter dem besonderen Beistande des heiligen Geistes vollendet zu haben.

Das roßbacher Siegeslied, im Ganzen ebenso sorgfältig gefeilt als die anderen Grenadierlieder, scheint dennoch bis auf den heutigen Tag die merkwürdige Spur eines flüchtigeren Ursprungs an sich zu tragen. Wir meinen in der Stelle*):

Da dacht ein witziger Franzos:
Unrühmlich sei die Schlacht,
Sein Ludewig sey viel zu groß,
Zu wenig Friedrichs Macht.
Als aber Keith drauf vor uns her,
Der Tapfre: Feuer! rief,
Und Feuer ward; o da war er
Der erste, welcher lief.

Nach dem Wortlaut der zuletzt angeführten Strophe wäre Keith, nachdem er in der Schlacht bei Roßbach: Feuer! kommandirt, auch selbst dort der erste gewesen, „welcher lief." Mit dieser sonderbaren Stelle nun verhält es sich folgendermaßen: Gleim hatte ursprünglich in der zweiten der beiden angeführten Strophen einen Anderen als Keith genannt. Allein Kleist, der das Gedicht bei der Armee und bei Hofe bekannt machen wollte, bemerkte die verfängliche Wendung in dem letzten der von uns abgeschriebenen Verse. Deshalb setzte er an die Stelle des Namens, der dort ursprünglich stand, den des tapferen Schottländers. Wenn man nun auch (besonders mit Rücksicht darauf, daß Keith der deutschen Sprache nicht mächtig war) wohl in Versuchung kommen könnte, auf dieses erste literarische Denkmal, das Kleist einem hohen Kameraden setzte, den Wahlspruch des englischen

*) Wir citiren dieselbe nach einem Drucke, betitelt „Sieges-Lied der Preußen nach der Schlacht bei Roßbach, Berlin 1757." Ohne Seitenzahlen. (In Kletke's Besitz.) Da dieser Druck auch nicht der von Kleist besorgte sein kann, so muß ein zweiter berliner Abdruck gemacht sein, der der Kleist'schen Ausgabe in diesen Strophen gleichlautet, oder Gleim hat Kleists Correctur zeitig genug bekommen, um sie noch für den ersten berliner Druck verwenden zu können.

Ordens vom Kniebande „honni soit qui mal y pense“ anzuwenden, so hat dagegen Kleist selbst in der Rechtfertigung seiner Abänderung in einem Briefe an Gleim jenem Feldmarschall, dessen Leben später Varnhagen schrieb, nur ein desto unzweideutigeres Monument gesetzt. Kleist schrieb nämlich, daß Keith diese Verherrlichung verdiene, weil er ein wahrer Held sei, „der dem Tode mit kaltem Blute bravirt“ habe. Er werde keine Zweideutigkeit suchen, wo keine sei. Auch habe sie bei ihm „nicht so viel“ zu bedeuten. Kleist hatte sogleich eigenmächtig einen neuen Abdruck mit dieser Aenderung veranstaltet. Jedenfalls wurde sie von Lessing und Gleim in alle späteren Drucke aufgenommen.

Von Gleims Siegesliede auf die Schlacht bei Lissa (Leuthen) besitzen wir eine ausführlichere handschriftliche Fassung, in der es dem roßbacher Siegesliede sehr ähnlich ist. Es kommt darin folgende Strophe vor:

Ja, Prinz,*) laß heute den Capaun
Am Spieße langsam drehn,
Es möcht ihn diesmal Du und Daun
Spät auf der Tafel sehn.

Eine andere Strophe lautet in der Handschrift:

Das fürchterliche Hudry hutt**)
Brüllt heute kein Pandur,
Heut ist er ganz und gar caput,
In Wäldern brumt er nur.

Gleim scheint diese und viele ähnliche Strophen getilgt zu haben, um dem Gedichte einen etwas mehr versöhnlichen Charakter zu geben. Schon am Schlusse dieses Gedichtes, wie es bei Lessing und in Gleims Werken gedruckt ist, arbeitete er sehr ernstlich auf den Frieden hin. Darauf folgte dann in Lessing's Ausgabe der Grenadierlieder nur noch das Lied an Maria Theresia, in dem es von Friedrich hieß:

---

*) Karl von Lotharingen.

**) „Der Panduren gewöhnliches Geschrei, wenn sie ihrem Feind nachhauen“. Handschriftliche Anmerkung von Gleim.

Heldin, den bezwingst Du nicht!
Gott kann Wunder thun!
Schenk ihm Freundesangesicht,
Bitte Frieden nun!

Lessing, in richtigerer Würdigung der politischen Weltlage, hielt hier eine seiner genialen Buchstabenveränderungen für angemessen. Er setzte „Biete" für „Bitte". Gleim erzählte es halb unwillig, halb lächelnd Jacobi. Er schrieb Lessing dabei einen „politischen Glauben" zu, der von dem seinen verschieden gewesen sei. Aber er stellte seine ursprüngliche Lesart für die späteren Abdrücke selbst nicht wieder her!

## 6. Höhepunkt des Einflusses von Kleist auf die deutsche Literatur 1758 und 1759.

„Der Freundschaft Schmerz, die mit bestäubten Haaren
Stumm über seiner Urne weint,
Rührt auch die Feinde."
U z auf Kleists Tod.

Die Mitglieder der preußischen Dichtergruppe standen sämmtlich wie ihr König dem Familienleben fern. Dies beförderte ihre engere Verbindung unter einander. Ihre literarische Entwickelung wurde durch den lebhafteren freundschaftlichen Verkehr in ähnlicher Weise gesteigert wie später bei den Jünglingen des Hainbundes. Die Aehnlichkeit dieser Soldaten und Kriegspoeten mit den nachmaligen göttinger Dichtern tritt durch ihre Briefe sehr hervor. Man schrieb in diesem Kreise schon gemeinschaftliche Freundschaftsbriefe. Man küßte gemeinschaftlich den empfangenen Brief und setzte in der ältesten Zeit dem Geiste des abwesenden Lange einen Stuhl hin wie später die Göttinger dem Geiste des abwesenden Klopstock. Ganz wie später die Göttinger hatten schon Ramler und Gleim in ihrer Jugend bei einer Schale voll Milch in einem Garten Lieder hergesagt, gelesen und Projekte gemacht. Sie waren schon gewohnt sich in Feldern müde zu gehen und in Wäldern zu philosophiren.

Genügsam wie Hölty setzten sie „in ein Wiesenblümchen", in einen hellen Himmel, in „zwey Gläser Rheinwein" ihr Glück.

„Warum sind wir heute nicht zusammen (schreibt Ramler aus Preußens Hauptstadt) und werfen uns mit Rosen und kühlen uns mit Erdbeeren, so lange Erdbeeren und Rosen sind? . . . Warum lachen wir nicht? warum rasen wir nicht? Wir lachen und rasen ja mit Vernunft". Ihr Beisammensein in der Hauptstadt verhinderte „der böse Genius von Berlin". Früher in Laublingen und dann in Halberstadt, in Leipzig und in Bernburg, überall, wo Friedrich oder auch nur Kleist sein leichtes Zelt aufschlug: da war die hohe Schule dieser preußischen Dichter. Ihren Zusammenkünften im Kriegslager hat die deutsche Literaturgeschichte nichts Aehnliches an die Seite zu stellen. Zur Beförderung ihrer Correspondenz wurden sogar die Boten zu Hilfe genommen, welche Hasen für die Offiziere in's preußische Lager trugen. Zu ihren größten Feinden gehören die Reichspostmeister: sie unterschlagen alle Briefe. Ewald von Kleist schilt sie deshalb Spitzbuben.

Kleist war die Seele im Freundschaftsbunde dieser Dichter. Reichere Lebenserfahrungen zeichneten ihn auch als Sänger vor den anderen Hagestolzen der Dichtergruppe vortheilhaft aus. Treu in der Freundschaft, unglücklich in der Liebe (in dem schönen Gedichte an Wilhelmine, die er nach der Sitte der Zeit als seine „Doris" besang *), deutete er zum ersten male auf sein Ende in der Schlacht hin) war er jedenfalls einer der liebenswürdigsten Helden seiner Zeit. „Welch ein Oncle, mein gnädiges Fräulein!" schrieb Gleim nach Kleists Tode, noch ganz erfüllt von der Erinnerung an die Anmuth und Würde, Elasticität und Geistesgröße seines adligen Freundes, an dessen Nichte Wilhelmine von Plötz. Ramler nennt ihn den besten Menschen und den besten Offizier, den der König hat. Als Kleist einst lange nicht avancirte, fand Ramler an dem berliner Artikel in den Zeitungen keinen Gefallen mehr. Selbst eine allgemeine Universitäts-Bildung fehlte ihm nicht. Er legte später Werth darauf, daß er als

*) Im Mai 1744.

Student wenigstens nichts Schlechtes begangen habe. Als Soldat hatte er im Auslande begonnen. Nach und nach lernte der edle Mann durch den früh entwickelten Patriotismus Gleims auch seine Stellung als preußischer Offizier immer höher auffassen. Inzwischen begann er, dessen erster Brief an Gleim*) noch französisch geschrieben ist, auch die deutsche Literatur immer mehr zu schätzen. Wenn er krank gewesen war, so glaubte er sich durch deutsche Gedichte geheilt. Um gesund zu bleiben verlangte er nach mehreren. Ihn aufgeräumt zu machen, „bediente" sich Gleim der „ihm so angenehmen Poesie." Er schrieb Fabeln und Lieder „ganz allein für ihn". Ihm Vergnügen zu machen wurde Gleim „ein preußischer Grenadier" und sang seinem „lieben Major Kriegslieder". Je mehr Kleist aber selbst zu produciren begann, um so mehr traten doch die lieblichen Gemälde des Friedens, die lachenden Fluren und eine unüberwindliche Sehnsucht nach dem Landleben vor seine Seele. In diesem Sinne schrieb er als ein echter Landedelmann im besten Sinne des Wortes seinen Frühling. Das liebliche Gedicht ist eine Nachahmung der englischen Literatur, wodurch es dem Verständnisse des Königs, wenn es ihm jemals vorgelegt wäre, schon etwas ferner gerückt wäre. Wenigstens ist ebensowenig ein Fall bekannt, in dem Friedrich eine den Engländern nachgeahmte deutsche Dichtung als eine auf dem volksthümlichen Elemente der deutschen Literatur selbst beruhende Dichtung zu würdigen gewußt hätte.

Am 5. April 1756 wünschte Kleist seiner Kränklichkeit wegen vergeblich eine Jagdbedienung bei Halberstadt zu erhalten. „Man weiß, daß ich immer kranke", schrieb er deshalb an Gleim, „und der König und der Prinz**) will mir woll." Die Schonung des Landmanns empfahl er dann auch noch in seinem einzigen Kriegsliede, welches er im März 1757 an die preußische Armee gerichtet hat.

---

*) De Potsdam ce 4. du Déc. l'an 1743.

**) Heinrich.

Der nämliche Kleist, welcher nach dem zweiten schlesischen Kriege von den Freunden bemitleidet war, weil er selbst in Potsdam beständig zu den härtesten Disciplinarmitteln gegen seine Soldaten greifen mußte und wegen der Strenge des Dienstes nur selten einmal die Stadt verlassen konnte, hat in diesem Gedichte das preußische Heer, dessen Frömmigkeit und Heldenmuth ihn einst so rührte, daß er demselben weit voraufritt, um seine Thränen zu verbergen, in einer unvergleichlichen, ebenso idealen wie divinatorischen Weise aufgefaßt, in der es der Kriegsthaten bei Leuthen eben so fähig und würdig erscheint als derjenigen bei Leipzig. Wahrlich, ein merkwürdiges Zeugniß für die eigenthümliche Verbindung von preußischer Zucht und Intelligenz! Ueber die Ursache, weshalb Kleist nach der Schlacht bei Roßbach die Aufsicht über das große Lazareth und die Gefangenen in Leipzig erhielt, waren die Ansichten seiner Freunde getheilt. Bald meinte man, daß Friedrich ihm wegen seiner menschenfreundlichen Gesinnung die Verwundeten übergeben habe; bald, daß es wegen seiner eigenen Kränklichkeit geschehen sei.

Kleist führte Lessing 1757 in die Offiziergesellschaften ein, für welche der Dichter der Minna von Barnhelm eine große Vorliebe gewann. Nicht minder brachte Lessing seinen Kleist in eine sächsische Tischgesellschaft. Es ist unzweifelhaft, daß durch die Humanität, welche Kleist in Sachsen, ferner bei einer Execution in Bernburg und sonst bewies, nachmals die Stellen in der Minna von Barnhelm mit entstanden sind, welche Tellheims geschäftliche Beziehungen zu Sachsen und andere Lichtseiten in dessen Charakteristik betreffen.

Indessen steigerte sich Kleists Kampflust während der Lazarethinspection durch den Einfluß der Lieder des preußischen Grenadiers immer mehr. „Ich kan sie (schrieb er) fast nicht mehr lesen, ich werde so bewegt, und mein Blut komt so in Wallung, daß ich gleich schlagen möchte; und eine lange Traurigkeit darüber, daß ich so unglücklich bin und nicht schlagen kan, ist der Schluß meines Enthousiasme.“

Dieser Enthusiasmus war für Friedrichs Sache noch nicht verloren. An den Feldzügen von 1758 und 1759 durfte Kleist wieder einen lebhafteren Antheil nehmen. Ungefähr bei seinem Aufbruche von Leipzig ließ er Lessing und Ramler durch Gleim je 100 Thaler auszahlen, deren Empfang Ramler in einem merkwürdigen Gedichte bescheinigte.

Gleim verfolgte nun jede Bewegung der preußischen Armee auf der Landkarte. Dabei sah er, wie er sich ausdrückte, die feindlichen Heere und Alles, was vorging, „in Gesichten wie Johannes." In einem Briefe Gleims an Kleist heißt es wirklich prophetisch: „Die meisten glauben unsere Sachen stünden schlecht. Und mich dünkt, sie haben nie so gut gestanden. Die Russen werden erschreckliche Schläge bekommen." Sie waren schon am vorhergehenden Tage bei Zorndorf geschlagen. So beginnt denn auch alsbald ein Brief von Kleist an Gleim: „Wie sorgt der Himmel für uns! Die Russen haben Schläge bekommen, wie die Oestreicher bey Lissa."

Die Schlacht bei Zorndorf bildet einen sehr merkwürdigen Entwickelungspunkt für den Inhalt der Lieder des preußischen Grenadiers. Es knüpft sich daran zugleich nebenbei ein formeller Fortschritt der deutschen Kunstdichtung. Dieser formelle Fortschritt aber tritt noch viel glänzender hervor durch Kleists nur wenig früher entstandene Dichtung Cissides und Paches. Dagegen läßt sich auch die entsprechende Fortentwickelung des Inhaltes, diese aber gerade bei ihm in geringerem Grade, schon in Kleists Cissides und Paches nachweisen. Im Umgange mit dem nachmaligen Verfasser des Laokoon schien Kleist des Malerischen in der Poesie, dem er seine Palmen als Dichter hauptsächlich verdankte, überdrüssig geworden zu sein. Mitten im Kriege vollzog er den Uebergang vom engeren Naturgebiete zu den historischen Stoffen. An größere Compositionen durch seinen Frühling gewöhnt, schritt er in Cissides und Paches zugleich von der Kriegeslyrik Gleims zum Heldengedichte fort. Man war also in dem Prozesse der Kräftigung aller Gattungen der deutschen Poesie

durch die Anfüllung derselben mit kriegerischen Stoffen, welcher mit Gleims Kriegesliedern begonnen hatte, jetzt bis zum Epos gelangt, dem ja ohnehin der Krieg ein mehr adäquater Stoff war, als der Lyrik. Sehr wichtig für die Kriegspoesie überhaupt war der Gebrauch des fünffüßigen Jambus ohne Reime und strophische Eintheilung in Cissides und Paches. Doch schloß Kleist jeden Jambus akatalektisch mit einer betonten Silbe, weil die Zeitgenossen hierin „etwas dem kurzen Absetzen der kriegerischen Trommete Aehnliches" *) zu hören glaubten. Indem Gleim im zorndorfer Siegesliede dies Kleist'sche Versmaß statt des Versmaßes der schottischen Ballade anwandte, warf er zugleich den letzten Rest von Volksthümlichkeit in seinen Kriegesliedern über Bord. Nach Kleists verbindlicher Aeußerung gegen Gleim hatte Cissides wenigstens das Gute gehabt, daß der Grenadier in solcher Versart ein solches Meisterwerk hervorbrachte. Das Wahre an dieser schmeichelhaften Bemerkung ist, daß Gleim alle Vortheile, welche Kleist mühsam durch das Epos errungen hatte, sehr geschickt sich für sein Gelegenheitsgedicht aneignete. Für dasselbe konnte er mit solchen Mitteln bei dem bedeutenden Zeitinteresse, welches dieses politische Gedicht ohnehin für die Gegenwart hatte, leicht einen ungewöhnlichen Erfolg erzielen.

Im Jahre 1759 gab Lessing sowohl Kleists Epos Cissides und Paches als auch das von ihm selbst verfaßte Trauerspiel Philotas **) zuerst heraus. Wurden nun aber auf diese Weise auch schon immer mehr Gattungen der deutschen Dichtung zum Heile derselben fast wie in ein Treibhaus in die rasche Entwickelung der Kriegspoesie hineingezogen, so bleiben doch alle diese der Minna von Barnhelm vorhergehenden Arbeiten nur steife und langweilige Versuche. Beide Arbeiten haben etwas Gedrücktes und zugleich etwas Trübes. Ihr finsterer Charakter kann bei Lessing

*) Lessings Vorbericht zu den Grenadierliedern, Ausg. von 1778, S. VI. Vergl. S. 35 unser Motto aus Wieland von 1752.

**) Uns lag derselbe in einer Ausgabe von 1788, Berlin bei Voß, vor. Ueber Philotas handelt Danzel I S. 435. 460.

natürlich keineswegs so weit gehen als bei Kleist, in dessen epischer Dichtung sogar Blut getrunken wird. Auch beruht er keineswegs auf inhumanen Vorstellungen, sondern im Gegentheil auf einem sehr hoch gesteigerten Idealismus, welchem der rauhe Krieger nur in einer beständigen Todesweihe zur Wiederherstellung des gestörten Glückes der Menschheit begriffen erscheint. In Cissides und Paches heißt es bei einer Anrede an die Macedonier: „Und fechtet noch auf Knieen, wenn ihr fallt." Dies erinnert bestimmt an das Ende eines antiken Heldenlebens, allgemeiner auch an Kleists eigenen späteren Tod. In Lessings Philotas befindet sich eine Anrede an das Schwert wie später bei Körner. Es liegen namentlich in Cissides und Paches Gedanken, die später, etwa durch unsere Lützower, in die Geschichte eintraten. In Bezug auf den Philotas aber war es eine feine Entdeckung Gleims, daß diese Tragödie zwar kriegerisch aber nicht patriotisch war und außerdem durch eine Verwandlung der Prosa in Jamben als Trauerspiel an Vollkommenheit gewinnen müsse. Doch war es plump, daß Gleim, über Lessings Autorschaft in Betreff dieser Tragödie in Zweifel, den Philotas selbst versificirte, obgleich sich die Dichter während des siebenjährigen Krieges schon gleich den späteren Göttingern immerfort gegenseitig corrigirten. Wirklich aber schrieb Kleist an Gleim nach der Versification: „Sie haben den Philotas durch die Liebe zum Vaterlande viel edler gemacht." Lessing selbst, der auf dem Titel des Philotas von Gleim das Wort „versificirt" in „verificirt" änderte, dürfte wohl nur die Veränderung der Form anerkannt, die des Inhaltes aber im Stillen gemißbilligt haben.

Der volksthümlichen literarischen Richtung, welche wir fast nur von Gleim ausgehen sahen, gelang es in der Zeit zwischen dem Heldentode Schwerins und Kleists den Patriotismus in engeren Kreisen, zunächst nur in Preußen, nicht in ganz Deutschland, lebhafter zum Bewußtsein zu bringen. Konnte Lessing einem solchen Werke entgegentreten? Er wollte nur die Auswüchse desselben bekämpfen. Er war selbst nur weniger Patriot

als Weltbürger, während Gleim später allerdings schon der erste Franzosenfresser wurde. Die Frage, ob ein Dichter mehr Patriot oder mehr Weltbürger sein solle, wurde von Lessing in seinem Verkehre mit Gleim um dieselbe Zeit, aber nicht bei Gelegenheit des Philotas, sondern bei Gelegenheit des Gleim'schen Siegesliedes auf die Schlacht bei Zorndorf angeregt. Lessing verhehlte in dieser Verhandlung auch seine Gereiztheit nicht ganz, weil Gleim sich in jenem Gedichte zu einer Nachahmung des Pastor Lange in Laublingen herabließ.

Dieser alte Gegner Lessings war wohl nur, weil er nicht sehr weit von Bernburg wohnte, zu der letzten Zusammenkunft von Kleist und Gleim in Bernburg zugezogen. Darauf hatte er sich mit einer größeren Ode „die besiegten Heere"*) hervorgewagt, in welcher er die Russen, Sachsen und Oestreicher ganz einfach verfluchte. Die Regierung zu Magdeburg hatte das Gedicht unterdrücken wollen. Aber Friedrich selbst hatte das imprimatur ertheilt. Entweder wollte der König dadurch dem Uebersetzer des Horaz, dessen Vater (den alten Joachim Lange) er noch gekannt und vielleicht stets als die Personifikation des deutschen Gelehrtenthums im Gegensatze zum französischen betrachtet hat, nur eine neue Freundlichkeit (und nicht die letzte) erweisen; oder es hatte den nachmaligen Schöpfer des Fürstenbundes in dem Gedichte eine Stelle über Oestreich interessirt, welche Gedanken enthielt, wie sie später den Deutschen durch Schillers dreißigjährigen Krieg und Wallenstein sehr geläufig wurden, zu jener Zeit aber bei dem deutschen Publikum immer noch einigen Anstoß erregen mochten. Jedenfalls hatte der Pastor Lange auch als Kriegsdichter wieder eine gewisse Beachtung bei Friedrich dem Großen gefunden. Dahingegen können wir annehmen, da Friedrich sich noch durch das, was er später von Goethes Götz von Berlichingen erfuhr, an die Wilden von Canada erinnert fühlte, daß ihm für Gleims volksthümliche Kriegslieder das Verständniß fehlen mußte, wie sich

*) 1758.

denn auch wirklich nachweisen läßt, daß ihn von den Grenadierliedern nur einmal das Einleitungsgedicht in einer Uebersetzung — La guerre est ma chanson — als französisches Liedchen ergetzt hat. Um so leichter mochte sich Gleim entschließen, im zorndorfer Siegesliede den Ton seiner Kriegslieder völlig umzuändern. Schon am 30. Januar 1758 hatte er nach der Plünderung von Halberstadt Schandseulen für die Franzosen in Liedern aufstellen wollen. Nun begann er wirklich in seinem Gedichte „An die Kriegesmuse" nach Pastor Lange's Art, wenn auch in besserer Form, zu politisiren. Gleim hatte dieses Gedicht wie die früheren im Manuscripte an Lessing *) geschickt. Lessing gewann die Ansicht, daß in diesem Gedichte der Patriot den Dichter allzu sehr überschreie. Ganz falsch war der Verdacht, daß Lessing vom Standpunkte eines beschränkten sächsischen Patriotismus aus gegen Gleim aufträte. Ramler schrieb nun an Gleim nicht ohne Schadenfreude: „Sie müssen dergleichen anti-sächsische (!) Stücke künftig lieber an mich adressiren, ich werde gewiß geneigter sein, sie publici juris zu machen, als er nach der Natur der Sache vielleicht sein kann." Das Mißtrauen und der Verdacht gegen Lessing wurde nicht dadurch verringert, daß wegen der harten Ausdrücke in dem Gedichte der Druck desselben vom Grafen Podewils verboten ward.**) Doch fing Gleim bereitwillig an zu ändern und verwandelte beinahe Fluch in Segen. Gleichwohl verlangte Herzberg noch immer,***) daß der Buchhändler Voß das Gedicht

*) Der Briefwechsel zwischen Lessing und Gleim hierüber ist sehr bekannt. Die Notizen über die Druckerlaubniß von Lange's besiegten Heeren sind ihm entnommen. In Betreff des zorndorfer Siegesgedichtes von Gleim folgen wir jedoch den Briefen von Kleist und Ramler so wie anderen für die Geschichte dieses Liedes bisher noch nicht benutzten Quellen.

**) Die Verfügung deshalb wurde am 15. Jan. 1759 ausgefertigt und durch Hökendorf unterzeichnet.

***) Schon am 11. Dezember 1758 hatte Gleim an Ramler geschrieben: „Der Nahme des Grenadiers muß, so viel möglich, verschwiegen werden. Es wäre ihm allerdings sehr ungelegen, wenn er sich einige Verant-

nur auf seine eigene Gefahr ohne Angabe des Druckortes verlegen solle. Erst am 18. März 1759 wurde das Gedicht aus Berlin gedruckt an den Dichter abgesandt. Schwerlich war der Druck von Lessing zuletzt ohne Ramlers Einmischung geleitet. Man suchte Lessing deshalb selbst bei Kleist zu verdächtigen. Dieser aber versicherte Gleim *), daß Lessing ihm nur geschrieben, es sei nicht zu glauben, wie sehr das Ministerium den russischen Hof menagire. Wie aber Friedrich dem Gedichte Lange's zum Drucke verholfen hatte, so ließ der Major von Kleist das Gedicht Gleims unverstümmelt in der Schweiz abdrucken, wo er einst als preußischer Werbeofficier auch für dergleichen gute Verbindungen angeknüpft hatte. Die jüngeren Schweizer jubelten über Kleists Schritt und spotteten, daß die preußischen Civilbeamten durch die verweigerte Druckerlaubniß eine große Höflichkeit für die Verwüster ihres Landes an den Tag gelegt hätten. Vielleicht wußten sie nicht, daß die Ode eines Schweizers auf Friedrichs Regierungsantritt, deren Handschrift Bodmer 1746 an Lange geschickt hatte, 1740 von schweizerischen Censoren unterdrückt war.**)

Suchen wir nun nach der Darlegung des äußeren Ganges der zorndorfer Censurverhandlungen mehr in das Innere der Sache einzudringen, die von allen Seiten mit einem Schleier bedeckt wurde! Zunächst ist es gewiß, daß Gleim den Pastor Lange, der wiederum seine „besiegten Heere" dem Könige in aller Form dedicirt hatte, nur deshalb nachahmte, um sich durch das Gedicht an die Kriegsmuse dem Könige zu nähern, woran ihm zum Heile der deutschen Literatur so viel gelegen war. Allein es entstanden nicht bloß Censurschwierigkeiten, welche nach dem für die „besiegten Heere" ertheilten imprimatur kaum zu erwarten gewesen waren, sondern anstatt daß die Freunde des Dichters den

---

wortung zuzöge. Die Stelle: Cüstrin und Zittau muß man lieber mit nichts bedeutenden Sternchen besäen."

*) 1. März 1759.

**) Erst Lange ließ das Gedicht mit Bodmers Berichte in seiner Sammlung I, S. 132—154 abdrucken.

selbst für die politische Poesie in dem Gedichte Gleims zum ersten male bemerkbaren größeren Affect in der Rede hätten bewundern und die Druckerlaubniß nöthigen Falls im Kriegslager einholen können, saßen in der Hauptstadt des Landes ein Lessing und ein Herzberg, jeder in seiner Art schon damals als großer Meister der deutschen Sprache bekannt, streng zu Gericht, um der Dichtung nur ein verkümmertes Dasein zuzugestehen. Es kann gar keine Frage sein, daß Gleim die Rückkehr des Monarchen in die Gegend von Küstrin benutzen wollte, um durch ein deutsches Gedicht, in welchem die ergreifenden Bilder aus Friedrichs Leben sich geradezu häufen, das Herz seines Königs zu rühren. Dem Rächer Küstrins, dem Freunde Katte's sollte die deutsche Muse sich weinend an die Brust werfen. Allein man fand einige der betreffenden Stellen sehr anstößig, weil der König in Bezug auf gewisse Vorgänge in seiner Jugend sich selbst sehr entschieden Unrecht gegeben habe. Nicht ohne Zartgefühl verleugnete Gleim nun den höheren Zweck des Gedichtes eben so sehr als den erhabenen Ton der von Anfang bis zu Ende auf einem sehr hohen Cothurne einherschreitenden Dichtung. Er habe nur ein schlichtes Volkslied, er habe keine höfische Poesie liefern wollen, so bemerkte er. Der Grenadier sei es, der in dem Gedichte die Frage beantworte: „Ein König weint?" wenn auch ein Höfling sie stelle. In jeder Hinsicht berief er sich zur Vertheidigung des Gedichtes nur noch auf geschichtliche Nachrichten. So hatte er im zorndorfer Siegesliede den König vor Frankfurt an der Oder in die niedere Hütte einer armen frommen Wittwe einkehren lassen. *) Gleim machte dazu in einem Handexemplare folgende Anmerkung: „Diese fromme Wittwe nebst dem, was sonst an dieser Stelle obenhin berührt

*) Gleims sämmtl. Werke IV, S. 69. Vers 99 und 100. Frankfurt an der Oder bezeichnet Gleim hier nur als die Stadt, „wo Baumgarten Friedrichs Weisheit lehrt." Damit ist Alex. Gottlieb Baumgarten, der Gründer der Aesthetik gemeint, der 1740—1762 in Frankfurt lehrte. Durch eine Schrift ist er an der Friedrichs-Literatur betheiligt.

wird, ist keine Erfindung des Dichters, sondern wie das übrige dieses Gedichtes historisch wahr, und könnten die zuverlässigsten zum Theil öffentlichen Zeugen darüber aufgestellt werden."

Noch mehr als in der ungewöhnlichen Bezugnahme des Gedichtes auf die Person des Königs lag der Kern des Streites in der Aufregung über das Auftreten der Russen. Seit der Schlacht bei Groß-Jägerndorf *) war man besonders über die Einführung der Kalmücken auf den Kriegsschauplatz entrüstet, die damals zuerst gegen die Deutschen zu Felde zogen. Nicht allein Gleim, sondern auch Archenholz **) schildert sie auf eine Weise, welche man jetzt beinahe darwinistisch nennen möchte. Insbesondere heißt Gleim mit Bezug auf sie seinen König den Züchtiger der Bosheit eines Volkes,

Das noch zu Menschen nicht geworden ist.

Er rechtfertigte diese Stelle damit, daß die Kalmücken nach dem Schreiben eines angesehenen sogenannten Erzpriesters vor dessen Augen auf dem Schlachtfelde bei Groß-Jägerndorf rohes Menschenfleisch gegessen hätten. Aber gerade dadurch werden Lessings Angriffe auf diese Gedichte von Lange und Gleim in culturhistorischer Hinsicht nur um so merkwürdiger, weil sich Lessing mit denselben nicht gegen den Patriotismus, sondern vielmehr gegen eine Auffassung wehrte, welche die feste Grenze zwischen Thieren und Menschen nicht mehr respektiren wollte. Natürlich faßt Lessing dies noch nicht physiologisch auf. Er macht nur auf seine geniale Art Miene, sich instinktiv gegen eine solche Meinung hinter der strengsten historischen Quellenkritik zu verschanzen. Und so wurden dann auch wirlich in den schon früher erwähnten Granadierliedern Langes „besiegte Heere" und Gleims Gedicht an die Kriegsmuse ihres Inhaltes halber noch weit lebhafter verspottet als der Form wegen Gleims ältere volksthümliche Kriegslieder.

---

*) 30. August 1757.

**) Gesch. des siebenj. Krieges, 7. Aufl. herausg. von Dr. Potthast, Berlin 1861, S. 98. 99. Vergl. C. Ritter's Asien I S. 970. 972. 975.

Sehr viel trug eine lange Reihe von bedeutenden Unfällen, welche die Familie Kleist durch die Russen erfuhr, zur Verdüsterung der Stimmung im Kreise der Freunde bei. Zwar als die Russen zuerst ein Gut der Familie Kleist verwüstet hatten, wollte Gleim für seinen Freund noch ganz lustig sein Kanonikat zu Walbeck bei Weferlingen verkaufen. Ja, um seinen Kleist durch ein Geschenk von 10,000 Thalern glücklich machen zu können, wollte er zu dessen Bestem schon den Homer übersetzen. Hatte ihn doch Kleist durch seinen im Felde geschriebenen Cissides und Paches selbst wieder auf die Alten geführt. Aber nochmals trieben die Russen von dem kleinen Kleist'schen Gute 93 Stück Rindvieh und Pferde hinweg. Schon als die Russen einen hochbetagten Vetter Ewalds von Kleist überfallen und getödtet hatten, schrieb Ramler an Gleim: jetzt möge der Grenadier fluchen.

So war die Stimmung im Kreise der Freunde noch, als der ritterliche Kleist in die Schlacht bei Kunersdorf *) zog.

Durch Kleists Tod wurde die Kriegspoesie mit dem Blute eines der Dichter besiegelt. Kleist hatte in Gedichten zu oft vom Tode gesprochen, als daß wir die Frage, ob er den Tod gesucht habe, hier umgehen könnten. Er hatte in seinem Gedichte an die Armee es dieser vorhergesagt, daß sie noch seinen Heldentod würde bewundern müssen, wie ihn denn nun wirklich zum wenigsten alle Soldatenfrauen von der Königin in Magdeburg bis zur geringsten Berlinerin, die von einem Besuche im preußischen Lager nach der Hauptstadt zurückkehrte, beweint zu haben scheinen. Sehr bestimmt hatte er es am Schlusse von Cissides und Paches ausgesprochen, daß er zum Tode fürs Vaterland bereit sei, wenn sein Verhängniß ihn rufe. Je freudiger aber Kleist sich in einem gefahrvollen Augenblicke für das Vaterland opferte, um so mehr muß der Gedanke zurückgewiesen werden, daß dies aus Ueberdruß am Leben geschehen sei. Allerdings hatte er früher an Gleim geschrieben, daß er in einem Buche über die Hypochondrie keinen

*) 12. August 1759.

Zug gefunden habe, den er nicht an sich selbst beobachtet hätte. Aber der Krieg hatte aus dem „Hypochondristen" einen Helden gemacht. Durch die Abtragung seiner kleinen Schulden an den Juden Schmuhl und so fort fühlte er sich gehoben. Nach seinen Avancements fing er an, ein kleines Vermögen zu sammeln, das vorsichtig beim halberstädter Dome angelegt wurde. Seine Erben erhielten nachmals etwa 1500 Thaler baar, wovon er sich das meiste „zu Kohlsamen" vom Kriegssolde erspart hatte. Denn auf welche wegen der damaligen geringen Regsamkeit des buchhändlerischen Verkehrs doppelt bewundernswürdige Weise auch dieser preußische Offizier in der Muttersprache mit der literarischen Regsamkeit seines französisch schreibenden Königs wetteiferte,*) so sollten doch schon die ersten Tage nach dem Frieden den Sänger des Frühlings in seinem Garten und auf seinen Aeckern sehen. „Wie will ich Kohl pflanzen!" hatte der Held einst an Gleim geschrieben. — — —

Um den finstern und in einem gewissen Sinne sogar blutdürstigen Charakter, welchen das zorndorfer Siegeslied fast mit der ganzen Poesie und Geschichte jener Tage gemein hatte, zu entschuldigen, machte Gleim auch darauf aufmerksam, daß nach seinem Gedichte der Grenadier bei Zorndorf verwundet sei und daß das Gedicht mit Todesahnungen schlösse.**) Später pflegte Gleim, wenn man ihn noch während des siebenjährigen Krieges über das Verstummen des Grenadiers befragte, zu sagen, daß derselbe bei Kunersdorf geblieben sei. Gleim durchlebte den Krieg nun nicht mehr in der Art wie er es bis zu Kleists Tode gethan hatte. Auch vergaß er die Erfahrungen des zorndorfer Sieges-

*) Man sehe besonders die moralischen Aufsätze in Prosa, welche sich in Kleists Werken finden. In einem derselben hat er sich selbst geschildert. Am 10. April 1759 wünschte sich Kleist in dem Briefe an Gleim für seine Productionen noch 40 Wochen, so viel man gebrauche, um ein Kind zur Welt zu bringen. Er lebte ungefähr noch halb so lange.

**) Gleims sämmtl. W. IV S. 77. 78.

liedes nicht. Unter diesen Umständen war ihm, nachdem das zorndorfer Siegeslied bei Geßner in Zürich gedruckt war, selbst die Bewunderung der Schweizer gleichgiltig, wenn sie auch in dem Briefe von Hirzel jede andere Anerkennung weit überstrahlte, die Gleim sonst überhaupt je zu Theil geworden ist. Auch daß in Braunschweig der Hofprediger Mittelstedt, ein guter Kopf und absonderlich ein großer Sprachverständiger, sich mehr damit beschäftigte, dem Hofe die Kriegslieder des Grenadiers vorzusingen als ihm das Evangelium vorzupredigen, ermunterte ihn nicht mehr zu neuen Kriegsliedern. Wohl aber war der Grenadier sogleich wieder auf dem Platze, als er l'art de guerre in den Werken des Königs übersetzen sollte. „Der König (schrieb ihm Ramler *) sieht dieser Uebersetzung entgegen, und dieses deutsche Gedicht wird just dasjenige seyn, was er lesen wird und wobey er die deutsche Dichtersprache vielleicht lieb gewinnen wird." Wahrscheinlich hatte Lessing, der auch hierbei zu Friedrichs Ehren wieder die preußischen Preßangelegenheiten mehr oder weniger leitete, Gleim dazu ausgewählt, um ihn über den Verdruß, den ihm das zorndorfer Siegeslied bereitet hatte, in angemessener Weise zu trösten. Allein die Ausführung unterblieb, weil Gleim den vollen Beifall seines Lessing durch eine vorläufige Probe seiner Uebersetzungskunst nicht wieder zu erringen vermochte.**)

Ramler hatte an Gleim geschrieben: wenn alle Musen schwiegen, so würde er Friedrich singen. Er hielt Wort.

Ramler war nur Gelehrter. Er konnte weder als Geschäftsmann wie Gleim, noch durch ein schnelleres Avancement im Kriege wie Kleist zu einer befriedigenden äußeren Lebensstellung gelangen. Als Lehrer am Cadettenhofe wirkte er gewissermaßen vor den Augen des Königs. Auch stand seine Thätigkeit als Lehrer und

*) 30. Juni — 3. Juli 1760.

**) Jedoch schrieb ihm Lessing noch in Wolfenbüttel 22. Mai 1772 eine Vorrede zu seinen sogenannten „Volksliedern." Gleims Werke I S. 337—340.

als gelehrter Dichter in einigem Zusammenhange. Zudem lebte er in Berlin. Seine persönlichen Verhältnisse sind deshalb für die Beurtheilung der Stellung, welche die deutsche Literatur unter Friedrich dem Großen einnahm von besonderer Wichtigkeit. Seine literarische Thätigkeit läßt sich am wenigsten von seinem Leben trennen. Wir werden daher später in einem eigenen Abschnitte seine berichtigte Biographie liefern.

# 7. Lessing.

„Drauf zu Demodokos sprach der erfindungsreiche Odysseus:
Hoch, o Demodokos, preist dich mein Herz vor den Sterblichen allen!
Dich hat die Muse gelehrt, Zeus Tochter — sie, oder Apollon!
So genau nach der Ordnung besingst du der Danaer Schicksal,
Was sie gethan und erduldet im lang abmüdenden Feldzug,
Gleich als ob du selber dabei warst, oder es hörtest."

Homer.

Es war zu Ende des Jahres 1760 als Lessing, zuletzt mit den Literaturbriefen beschäftigt, Namler in Berlin drei Repositorien voll Bücher aufzuheben gab mit den Worten: „Ich biete Ihnen Trotz ein einziges gutes darunter zu finden!" Dann verließ er Berlin, besuchte Kleists Grab in Frankfurt an der Oder und begab sich von da weiter nach Breslau, um bei dem General Tauenzien die Stelle eines Secretairs zu übernehmen. Ohne allen Zweifel war er mit Tauenzien durch Kleist in Leipzig bekannt geworden *). Daß Lessing ohne seinen Aufenthalt in Breslau

*) Danzel in seinem Lessing I, S. 465 vermuthet dies, weil Kleist Tauenzien in seinem Briefe an Gleim vom 3. Februar 1758 erwähne Wohl schwerlich aber hatte Danzel diesen Brief selbst gesehen, da er sonst gewiß hinzugefügt hätte, daß in demselben Briefe ausdrücklich ein Besuch bezeugt wird, den Lessing bei Kleist am nämlichen Tage, von welchem der Tauenzien betreffende Brief datirt ist, abstattete. Noch weniger ist es Danzel bekannt, daß Tauenzien außerdem in Kleists Briefe an Gleim vom 6. Februar 1758 erwähnt wird. In dem Briefe vom 3. meldet Kleist, daß Tauenzien vom Könige den Auftrag zu einem kleinen Streifzuge gegen die Franzosen, der die Halberstädter besonders erfreuen mußte, erhalten habe. Namentlich der Brief vom 6., nach

die Minna von Barnhelm nicht geschrieben hätte, liegt trotz der Mangelhaftigkeit der Nachrichten über jenen Abschnitt seines Lebens auf der Hand. Offenbar spiegelt das Stück die unmittelbare Gegenwart selbst. Die preußische Dichtkunst war von der Nachahmung der Alten ausgegangen, aber von Anfang an durch die unvergleichliche Geschichte der damaligen Zeit geleitet. Sie beschließt diesen ihren Entwickelungsgang, indem sie in Minna von Barnhelm die Gegenwart unmittelbar anschaut und in dramatischer Form selbst darstellt. Minna von Barnhelm ist die Minerva, die als vollendetes Kunstwerk beinahe plötzlich aus der kriegerischen Zeit selbst bei deren Abschlusse hervorspringt. Schon Goethe hat dieses empfunden, da er Minna von Barnhelm die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges nennt. Auch den „vollkommenen norddeutschen Nationalgehalt" des Stückes hebt Goethe schon hervor. Die „neuesten französischen Anekdoten", von denen Ramler „Herrn Lessing, Vossens Zeitungsschreiber", voll gefunden hatte, als er ihn zuerst in Herrn Vossens Buchladen kennen lernte, lassen sich zwar in Minna von Barnhelm auch noch nachweisen, sind aber hier gegen die Franzosen selbst gerichtet. Die Spuren französischen Einflusses auf die deutsche Literatur zeigen sich in Minna von Barnhelm nur noch im Verschwinden begriffen.

Vor Allem sagt Goethe sehr richtig, daß Minna von Barnhelm „zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt ist." Lessing hatte eine große Hochachtung vor dem preußischen Volke. Den Preußen (sagt er einmal) sind die Heldentugenden eben so angeboren wie den Spartanern des Alterthums. In seinem Lust-

---

welchem Gleim Henckel zu einem dienstlichen Zeitungsberichte, der wohl hauptsächlich in Tauenziens Interesse lag, veranlassen sollte, läßt auf eine große Vertrautheit zwischen Kleist und Tauenzien schließen. Beide Briefe sind auch für die Geschichte von sehr großem Interesse. — Einige Geschäftsbriefe, welche Lessing im Auftrage Tauenziens geschrieben und Tauenzien unterzeichnet hat, sind mit den übrigen ungedruckten Lessingianis auf der wolfenbüttler Bibliothek zusammen erschienen.

spiele verherrlicht er jenes preußische Heer, wie wir es noch 1866 und 1870 sahen und wie es vor ihm schon Kleist in seinem Gedicht besungen hatte. Wenn wir auch jenem kleinen Gedichte von Kleist keinen Einfluß auf Minna von Barnhelm zuschreiben, so sind doch die Beziehungen Kleists zu diesem Stücke sehr zahlreich. Sie sind theils literarischer, theils biographischer Art. Um die vielen Beziehungen der Minna von Barnhelm zu Kleist ganz zu verstehen, muß man wissen, daß in diesem „heroischen Lustspiele" zuerst die großmüthige Handlungsweise der auftretenden Personen als das Wesentliche galt. Bei den ersten wichtigen Darstellungen hieß das Stück „die Großmüthigen." Die sehr hoch gesteigerte militairische Großmuth scheint uns aber in Kleists Cissides und Paches zuerst vorzukommen. Ihre zunächst nur befremdende Uebertragung aufs Lustspiel ist von Lessing mit einer genialen Ueberlegenheit durchgeführt worden.

Lessing schilderte in dem Tellheim dieses Drama's außer seinem eignen unter Anderm auch Kleists Charakter mit derselben an leise Ironie streifenden Wahrheitsliebe, mit welcher Kleist ihn selbst in einem seiner Briefe an Gleim geschildert hat. Wer im Tellheim bloß Lessings Selbstportrait sieht, hat von Kleists Leben und Charakter nur eine sehr unvollkommene Kenntniß. Die Freundschaft beider Geister war eine viel tiefere gewesen als die zwischen Kleist und Gleim. Mit Gebeten und ernsten Gedanken an den Tod beschäftigt, hatte Kleist zu Gleims größtem Schmerze nach seiner Verwundung bei Kunersdorf Gleim nicht mehr erwähnt. Wohl aber hatte er noch gesagt, daß die Kosaken, welche diesen blessirten preußischen Major nicht allein bis aufs Hemd, sondern sogar bis auf die Perrücke ausplünderten, auch seine Schreibtafel mitgenommen hätten, die außer dem Entwurfe zu einem Trauerspiele auch ein Gedicht an Lessing enthalten habe.*)

*) Brief des Professor Nicolai in Frankfurt an Gleim vom 26. Sept. 1759 in der kurzen Nachricht von dem Absterben des Herrn Obristwachtmeisters von Kleist, in Kleists Handschriften und Briefwechsel, der Gleim'schen Familienstiftung gehörig.

Lessing war dies ohne Zweifel nicht unbekannt. Mit genialer Selbstquälerei, durch einen dem Oheim sehr ähnlichen Neffen Kleists täglich an diesen erinnert, scheint Lessing in Breslau auch, während er sein Lustspiel entwarf, seinen Freund stets vor Augen gehabt zu haben. Die Hauptzüge, welche für Tellheim von Kleist entlehnt sein dürften, sind schon früher gelegentlich angedeutet. Hier nur noch eine Einzelheit. Man erinnert sich der meisterhaften Stelle, in welcher Lessing die Bedienten Revue passiren läßt, welche Tellheim arm gemacht haben sollen. Lessing straft in ihr möglicher Weise die Bedienten Kleists, die ihn bei Kunersdorf verlassen und sich mit seiner Equipage und 400 Thalern nach Küstrin gerettet hatten.

Nach Beendigung des Entwurfes der Minna von Barnhelm starb bekanntlich Lessings Interesse an dem preußischen Soldatenleben ab. Mit großer Feierlichkeit soll Lessing zu Breslau schon den Frieden zu Hubertsburg ausgerufen haben. Jedoch war sein Aufenthalt bei Tauenzien im Grunde die einzige glückliche Zeit seines Lebens. Wie es uns scheint, war sein Aufbruch aus Tauenziens Nähe unbedingt ein Fehler. Er verzichtete dadurch auf den Lohn für seine Thätigkeit in Breslau. Freilich hätte er nun noch immer seine schon lange vorher in Berlin durch eine maßvolle und überlegene Einwirkung auf die damals noch sehr unentwickelte Presse erworbenen Ansprüche in Preußen geltend machen können. Jenen breslauer Fehler würde er nachmals durch Aufgabe seiner Stelle als Bibliothekar in Wolfenbüttel wiederholt haben, wenn nicht seine Braut es verhindert hätte. Jedenfalls ist es zu beklagen, daß er nach dem breslauer Aufenthalte die Bibliothekarstelle in Berlin nicht erlangte. Es lag aber in den damaligen Verhältnissen des französischen Hoflebens in Berlin, daß man bei dieser Gelegenheit endlich an einen Mönch aus Frankreich gerathen konnte, der voll des gröbsten Aberglaubens war und Berlin endlich wieder verließ, weil er ein damals prophezeites Weltgericht wenigstens nicht in Preußen über sich ergehen lassen wollte!

Durch seine Minna von Barnhelm hatte Lessing eine bedeu-

tende Wirksamkeit auch in Preußen auszuüben begonnen. Dies Lustspiel warf das erste literarische Interesse unter das Volk in Berlin. Außer dem Messias hatte noch keine deutsche Dichtung solche Theilnahme erregt wie Minna von Barnhelm.*)

Alle Fehler der politischen Poesie eines Ramler und Gleim sind in Lessings Minna von Barnhelm ausgemerzt. Gerade die patriotische Wärme der deutschen Muse bei Friedrichs Lobe hatten die offenen und versteckten Feinde der vaterländischen Literatur schnell mit dem Namen der Schmeichelei gebrandmarkt. Sogar die Hofgeistlichkeit hatte sich dessen nicht enthalten. Offenbar hatte sie zu Anfang des siebenjährigen Krieges einen größeren Einfluß auf die Gemüther der Hauptstadt ausgeübt als bei dessen Ende. Aus Ramler und den anderen patriotischen Kirchgängern und Paukenschlägern, die schon immer mit dem energischen Plotho in Verbindung gestanden hatten, waren um die Zeit des Friedens von Hubertusburg Männer geworden, welche die öffentliche Meinung hinter sich hatten. Man konnte die Naivität Gleims, namentlich aber die Schwerfälligkeit und Ungeschicktheit an einigen Stellen bei Ramler als Schmeichelei mißverstehen und vielleicht bei Friedrich selbst als solche verleumden. Aber schon durch Lessings geniale Leichtigkeit und freimüthige Redekunst in der Minna von Barnhelm war die deutsche Muse von diesem Vorwurfe wieder befreit.

Auch dazu hatte Lessing Vieles beigetragen, daß die literarische Stellung Berlins zur Zeit des siebenjährigen Krieges als sehr bedeutend erscheint. An der inneren Entwickelung der preußischen Dichterschule hatte er einen großen Antheil.

Welch ungeahnte rastlose literarische Arbeitsamkeit zeichnet jenen Krieg aus, nicht allein auf Seiten des Königs und seines Cabinets, sondern auch auf Seiten der Kunstdichter und selbst auf Seiten des Volkes!

---

*) Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, 4. Aufl. IV. 1853. S. 349.

Aber weder König noch Volk und Kunstdichter verstehen einander. Denn eine babylonische Sprachverwirrung ist eingetreten. Jeder sucht sein Steckenpferd vor dem Andern zu verbergen. Alle von dem Hauptgedanken beseelt, daß der Krieg gut zu Ende geführt werden müsse, gehen sie doch kalt an einander vorüber. Als einer der Schriftsteller sich für Friedrich in den Tod stürzt, wird er von den Männern nur kalt*) bewundert!

Die Kunstdichtung macht fast in jeder ihrer Epochen während des siebenjährigen Krieges einmal den Versuch, die Schranken dieses unnatürlichen Verhältnisses, namentlich nach dem Könige hin, zu durchbrechen.

Wir beobachteten dieses eigenthümliche Schauspiel ungefähr bis zu der Zeit, da:

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede.

Am Schlusse dieses seltsamen Dramas fällt der Vorhang nicht, bevor der König (1780) durch die Schrift de la littérature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger sich in einem ausführlichen Monologe ausgesprochen hat. Eine Untersuchung über dieselbe behalten wir einem eigenen Abschnitte dieses Buches vor, dem die hier bereits gelegentlich entwickelten Ansichten über die Stellung Friedrichs des Großen zur deutschen Literatur als Grundlage dienen werden.

*) Archenholz S. 260.

# III.

# Ramler

und die

# politisch-literarische Bewegung in Berlin

## zur Zeit des siebenjährigen Krieges.

„Ich sahe sie! (mir zittern die Gebeine!)
Ich sah, bekümmertes Berlin,
Die Göttin Deines Stroms vor Deinem Tannenhaine
Mit ihren Schwänen ziehn!

Karl Wilhelm Ramler.

Die literarische Bewegung in Berlin während der fünfziger Jahre des 18. Jahrhunderts wurde deswegen weniger bemerkt als die zu Göttingen während der siebziger Jahre, weil die deutsche Literatur in Preußen wegen ihrer eigenthümlichen Stellung zum Könige jedes äußere Aufsehn zu vermeiden suchte. In seiner überlegenen Weise nahm aber selbst Lessing in Berlin an dem Stürmen und Drängen theil. So schrieb denn Ramler an Gleim aus Berlin vom 11. April 1759: „Ich kann mich hier mit Hrn. Lessing abrufen, wenn ich mit ihm Ihre Gesundheit trinken will. Wir hängen alsdann ein rothes Band aus, das ist das Signal zur Ausflucht in die Baumannshöhle, denn Sie müssen wissen, der Küper heißt Baumann."*) Insofern diese Bewegung der Geister in Berlin aber eine politische war, erblicken wir Ramler allein mit einer Anzahl von Musikern und vornehmeren oder geringeren Beamten an ihrer Spitze. —

Ramler wurde am 15. Februar 1725 zu Colberg geboren. Er gehörte einer nicht ganz unbemittelten pommerschen Familie

*) So viel wir wissen ist diese Weinstube erst 1872 verschwunden.

an. Er hat dieselbe später als berühmter Dichter noch beerbt. Während seiner wissenschaftlichen Ausbildung in der Jugend wurde er auf eine beklagenswerthe Weise von ihr im Stiche gelassen. Nachdem er besonders die lateinische Schule des halleschen Waisenhauses durchlaufen hatte, verlangte sein Vater von ihm, „daß er das Collegium anatomicum besuchen und hiernächst zu Halle Medicin studiren solle." *) Als er sich dem Besuche des Collegium anatomicum widersetzte, zog der Vater die Hand von ihm ab. Es ist so gut als unbekannt und darf wohl theilweise für die von seinem Freunde Sulzer bei Gelegenheit der anderweitigen Besetzung einiger Stellen gegen Ramler bewiesene Härte zur Entschuldigung dienen, daß dieser eigentlich gar keine Universität besucht hat. Frühzeitig angezogen von Friedrichs Hauptstadt war er als zwanzigjähriger Jüngling schon in Berlin. Gleim wohnte damals in Potsdam. Einst kam er nach Berlin. Da sagte ihm der Buchhändler Rüdiger, daß draußen vor seinem Buchladen ein junger Mensch stände, der ihn gar zu gern kennen lernen wolle. Es war Ramler. Gleim rettete ihn aus großen sittlichen Gefahren und gab ihm freie Wohnung in seinem Absteigequartiere. Auf der damals nach Werneuchen eingepfarrten märkischen Domaine Lähme unweit Blumberg als Hauslehrer bei Gleims Schwager, dem Oberamtmann Fromme, einem Günstlinge Friedrichs und einem der ältesten Zeugen seiner wahrhaft landesväterlichen Fürsorge, scheint Ramler seine Schulkenntnisse mehr vertieft als erweitert zu haben. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde er Vorleser bei dem blinden Herrn du Rosee. Auch war er „Kinderlehrer". 1748 wurde er Lehrer am Cadettenhofe mit jährlich 120—144 Thlrn. Gehalt.

---

*) Unserer Darstellung liegen zu Grunde Ramler's Briefe an Gleim und besonders das Manuscript „Ramler" von Gleim (8 geschriebene Octavseiten). Dieses findet sich am Schlusse des 5. und letzten Bandes der Briefe Ramler's an Gleim. Es ist wahrscheinlich ungedruckt, jedenfalls aber von den Literarhistorikern unbenutzt geblieben.

Im Jahre 1749 gab Ramler seine Bearbeitung des Frühlings von Kleist heraus. Das Landleben und den Feldbau hatte Ramler schon während seines Aufenthalts in Lähme förmlich studirt. Um so freier waren seine Veränderungen an Kleists Gedichte. Auch sonst war er schon den berliner Buchhändlern bei ihren Publikationen zur Hand gegangen. Der Prediger Richter aus Frankfurt an der Oder ließ bei Schütz in Berlin ein Gedicht auf die Schlacht bei Friedberg*) drucken. Der gute Mann beklagte sich nachher sehr bitter, weil Drucker und Corrector gleich wenig getaugt hätten. Der Corrector aber war — Ramler gewesen, der schon damals von allen Autoren die modernste Orthographie und die meiste Einsicht in die Kriegspoesie besaß. — Ueber Ramlers Veränderungen deutscher Dichter ist das letzte Wort noch nicht gesagt. Kleist widersprach sich in seinen Urtheilen über die Bearbeitung seines Frühlings durch Ramler. Johann Heinrich Voß vertheidigte Ramlers Veränderungen des Götz in einer eigenen Schrift. Er war dabei aber zu sehr Partei, da er an Hölty ähnlich gehandelt hatte wie Ramler an Kleist. Man darf auch nicht übersehen, daß Kleist als Offizier und Götz als Superintendent zu den Zeiten, da sie Ramler die Vollmacht zu diesen Aenderungen ertheilten, dadurch vielleicht nur die Schwierigkeiten, welche sich ihnen bei der Veröffentlichung in den Weg stellten, umgehen wollten. Wir begreifen vollkommen, wie Gleim später Ramler wegen dieser Publikationen sogar einer gewinnsüchtigen Absicht beschuldigen konnte. Dahingegen spricht es in hohem Grade für Ramler, daß Gleim, indem er sich Ramlers Kritik endlich ganz entzieht, nur noch Rückschritte macht und bei der Fortentwickelung der deutschen Poesie nur noch die Rolle des Mäcenas spielt. Vollständig kann die Frage, ob Ramler die Werke der andern deutschen Dichter verbessert oder verschlechtert habe, nur durch eine bis jetzt von

*) Hohenfriedberg 4. Juni 1745.

unparteiischer Seite noch nicht unternommene Vergleichung der Lesarten entschieden werden.

Aus seiner ganzen mißlichen Lage hätte sich Ramler befreien können, wenn er um die Zeit, da Klopstock in Dänemark eine Pension erhielt, dort eine Professur angenommen hätte. Die einflußreichen Männer Berlins riethen ihm eher zu gehen als zu bleiben. Allein seine Anhänglichkeit an Preußen ließ ihn diese Angelegenheit nur humoristisch betrachten. In einem durch und durch satirischen Briefe schrieb er bereits als Däne an Gleim: „Die Grönländer, meine näheren Nachbarn, sind mit dem Mond nicht gut Freund, weil er mit ihnen einerlei Métier hat. Denn sie glauben, wenn der Mond dort versteckt ist, so geht er auf die Jagd der Seehunde."

Eine gleiche Anhänglichkeit an Berlin zeigte Ramlers treuester Freund Langemack. Er wird bald Rathmann, bald Stadtsecretair genannt und arbeitete zugleich auf der Polizei. Dennoch war auch seine Einnahme sehr gering. Obgleich er sich nun durch seine Schriftstellerei über Polizeiwissenschaft einen Namen machte und wegen seiner juristischen Schriften (de testamentis u. s. w.) für Gleims Tempel der Freundschaft sogar als Gesetzgeber abgemalt wurde, scheint er doch nicht daran gedacht zu haben, sich außerhalb Berlins um eine juristische Professur zu bewerben. Ramler und Langemack richteten sich für Berlin ein so gut sie konnten. Sie gaben sich bei dem Controleur Denstädt in Kost und Logis. Dieser bewohnte ein kleines Haus am Ende der Heiligen Geiststraße, dicht am Heiligen Geist-Kirchhofe.*) Mit 15 Thlrn. monatlich führte Denstädt's jedenfalls sehr interessante Frau, eine geborene Halberstädterin, welche Ramler liebte und als Naïde besang, die dreifache Wirthschaft. Ja,

*) Das Haus soll damals der Wursthof genannt sein. Trotz dieses Zusatzes scheint doch nur das noch jetzt vorhandene sehr kleine Haus an der Ecke der Heiligen Geiststraße und der jetzt der Wursthof genannten Gasse, auf der Seite des joachimsthalischen Gymnasiums, gemeint zu sein.

selbst den gesellschaftlichen Verpflichtungen der drei Herren kam sie davon nach. Von jenem Häuschen aus machten 1752 Ramler und Langemack den Versuch zur Errichtung einer kleinen berliner Universität.*)

1753 und 1754 bot sich Ramler in geringer Entfernung von Berlin die Aussicht auf eine bessere Versorgung dar. Am Gymnasium zu Stettin war die früher von einem gewissen Denso bekleidete Professur für Beredtsamkeit und Poesie erledigt. Ramler meldete sich zu derselben. Allein das Curatorium zu Stettin und das Oberconsistorium zu Berlin vertheilte die Arbeit und das Gehalt an die übrigen Professoren. Als Friedrich dies erfuhr, befahl er durch eine Cabinetsordre die Wiederherstellung dieser Professur. Alle andern — so bemerkte er — sollten eher eingehen als diese. Aber auch in diesem Falle wurde die Absicht des Königs, welche stets auf die Vervollkommnung der deutschen Sprache gerichtet war, nicht erreicht. Dankelmann und Sack, der im Oberconsistorium saß, scheinen die Schuld davon zu tragen. Das Oberconsistorium wies Ramler an das Curatorium. „Die Herren Curatores" aber waren der Ansicht, daß Ramler die Cabinetsordre des Königs veranlaßt habe. Sie beschlossen daher, ihn in keinem Falle zu wählen. Ramler versicherte seine Unschuld, konnte aber nichts mehr erreichen.

Zu Anfange des siebenjährigen Krieges war Sack, und vielleicht selbst der Propst Süßmilch, Edelmanns Gegner, durch die Siegespredigten der natürliche Führer der berliner Patrioten. Nach der Schlacht bei Roßbach schrieb Ramler: „Ich bin lauter Ode. Auf den Sonntag höre ich unsern Sack und etliche Kanonen dazu." Am 11. Dezember 1757 hörte Ramler Sacks

*) Ankündigung eines Collegii der schönen Wissenschaften (von Ramler) und eines Collegii der Rechte (von Langemack), welche den 16. April des jetzt laufenden Jahres ihren Anfang nehmen sollen. Berlin, gedruckt bey Chr. L. Knust. 1752. 4. 8 Seiten. Vergl. über den geringen Erfolg Ramlers mit No. 124 bezeichneten Brief an Gleim.



L. of C.

Siegespredigt auf die Schlacht bei Leuthen. Nach einer damaligen Sitte trug er ein seidenes Band an Hut oder Weste zum Andenken an die Schlacht. So trugen auch nach den ersten Siegen im Jahre 1813 die Patrioten zu Wippra am Harze noch blaue Bänder. Mit der Zeit scheint die Führerschaft der Patrioten von Sack auf Ramler, von der Kirche auf die Literatur übergegangen zu sein. Als 1759 Viele aus Berlin flohen, versammelten sich die berliner Patrioten auf dem Paradeplatze. Am 20. Februar 1758 nennt Ramler sich mit Sulzer, Krause und Dr. Jäschke „vier Preußen, die ihres Gleichen nicht haben." Hofrath Jäschke*) war Ramlers Arzt. Der Patriot Krause, dem Ramler ein Hochzeitsgedicht widmete, war Advokat. Nach großen Siegen schlug er in „Donner-Oden" die Pauke sehr gut. Auch redigirte er die Compositionen in Lessings Sammlung der Lieder des preußischen Grenadiers, die zum Theil von Graun herrührten. Hieraus ergibt sich, daß das sogenannte volksthümliche Lied nicht im göttinger Musenalmanache mit seinen Kunstbeilagen seinen ersten Aufschwung genommen hat, sondern daß auch vorzugsweise nach dieser Seite hin die preußische Dichterschule die Vorläuferin des Hainbundes war. Schon vor dem siebenjährigen Kriege waren aus dem Kreise Ramlers die Oden mit Melodien**), eine dem göttinger Musenalmanach ganz ähnliche, aber vorzugsweise musikalische Unternehmung, hervorgegangen. Es läßt sich nachweisen, daß die anakreontische Poesie aus König Friedrichs Zeit, z. B.

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt

jetzt die älteste Grundlage unserer sogenannten beliebten Lieder sind. Ehe von Gleim der gewagte Versuch gemacht wurde, den anakreontisch-horazischen Ton in den Liedern des Grena-

*) Ein andermal genannt Jeschken.

**) Nachweisungen über deren Verfasser und Componisten im zweiten Bande der Briefe Ramlers an Gleim.

diers mit dem Volkstone zu verschmelzen, fiel schon die sittliche Weltanschauung dieser anakreontischen Poesie mit der des erotischen Volksliedes der Deutschen zusammen. Es war von der größten Wichtigkeit, daß in einem Augenblicke, da sich die Orthodoxie mit einer einseitigen Verstandesaufklärung zur völligen Unterdrückung der Volkspoesie verband, diese gelehrten Anakreontiker, von kunstreichen Tonsetzern unterstützt, wenigstens für immer die heitere Lebensauffassung des protestantischen Volkscharakters in Norddeutschland sicher zu stellen und zu fixiren suchten. *) Wenn dann der siebenjährige Krieg die Kunst-Poesie zuerst in größerem Umfange ins Volk einführte, so war dies weniger das Verdienst Gleims als das der berliner Patrioten Krause, Graun und Ramler, deren Kreis fast wie ein musikalisches Kränzchen dasteht und schon deshalb verhältnißmäßig mehr für das volksthümliche Lied thun konnte als der Hainbund. Da Graun von 1735 bis zu seinem Tode (1759) in Friedrichs Nähe lebte, so ist die Anregung für neuere volksthümliche Liedercompositionen gewissermaßen mit von dem musikalischen Hofe Friedrichs des Großen ausgegangen.

Treten wir nun an die „poetische Drechselbank" des langsam arbeitenden Ramler selbst heran. Das Jahr 1760 war für seine politische Poesie bei weitem das wichtigste. Gleim sagte, daß er ohne Kleist und Lessing stets ein scherzhafter Liederdichter geblieben wäre. Aber der gewaltige Lessing sollte auch an Ramlers „erster Ode von der heroischen Art" schuld sein. Während Gleim das volksthümliche Element in die Kunstpoesie hineintrug, führte Ramler die auf der Nachahmung der Alten beruhende Seite der Nationalliteratur ihrer Vollendung etwas näher.

---

*) S. in Gleims Werken I, S. 145 die bekannte Aufforderung zum Tanze:

Unschuldige Jugend
Dir sei es bewußt:
Nur Feinde der Tugend
Sind Feinde der Lust.

Ramlers früheres Gedicht auf Friedrichs Regierungsantritt hatte mit seinen späteren politischen Gesängen noch nichts gemein gehabt. Es hatte keine antike Ode, sondern vielmehr Günthers Gedicht auf den Frieden von Passarowitz *) nachgeahmt. In Ramlers Oden aus dem siebenjährigen Kriege finden wir zunächst das Metrum so weit entwickelt als es innerhalb des preußischen Dichterkreises überhaupt ausgebildet werden konnte. Wagt er sich an die antiken Versmaße, so steht er eben so hoch über Lange als tief unter Voß. Ueber die Quantität der Silben mußte er sich sogar von Gleim, der auch später nicht umsonst mit Klopstock verkehrte, zurechtweisen lassen. Man glaubt trotz Ramlers Verbindung mit den Musikern in seinen politischen Strophen einen Mangel an feinerem Gehör zu bemerken. Dennoch schrieb ihm Gleim selbst, im Elysium höre man solche Harmonien wie Ramlers Lied der Nymphe Persantis. Mit Bezug auf den Inhalt der politischen Gedichte Ramlers schreibt ihm Gleim: „In der Geschichte unserer Zeit sind noch viele Wunder, die Sie Göttern und Göttinnen in den Mund legen können." Ganz im Geschmacke seiner Zeit hob Ramler in seinen Oden den im besten Sinne des Wortes abenteuerlichen Charakter, gleichsam das Wunderbare, an Friedrichs Thaten hervor. Der Odenstil der deutschen Literatur wurde dadurch allerdings noch mehr gehoben. Der preußische Grenadier hatte durch die unmittelbare Schilderung der Gegenwart Anstoß erregt. Wenn nun auch Ramler's heidnische Erhabenheit ebensowenig als die christliche Erhabenheit eines Klopstock immer zugleich mit der Poesie zusammenfiel, so hat doch Ramler aus verschiedenen Gründen durch seine verblümte politische Poesie gegen das Ende des siebenjährigen Krieges immerhin ein gemüthliches Bedürfniß der höheren und mehr französisch gebildeten Stände befriedigt.

1760 verfaßte Ramler ein Gedicht zum Geburtstage des

*) 21. Juni 1718.

Königs. Er verglich ihn mit Herkules und forderte die Göttin Juno auf, ihm den Nectar des Friedens nicht länger zu mißgönnen. Allein nach der Schlacht bei Torgau kehrte Ramler in einer von ihm erfundenen Schaumünze diesen Gedanken fast ganz um. Zwar zeigte die äußere Seite derselben nur „des Königs Bildniß nach Art der Alten mit einer Strahlenkrone gekrönt." Die Strahlenkrone trug aber schon die Ueberschrift: „Friedrich der Preußen König nach zwölf vollbrachten Arbeiten ein Gott." Die innere Seite der Schaumünze stellte den Herkules in der Löwenhaut vor, „den seine zwölf Arbeiten unsterblich gemacht haben, und der jetzt von dem Adler Jupiters einen Donnerkeil empfängt. Seine bisher geführten Waffen, die Keule und der Bogen und Köcher, liegen zu seinen Füßen." Die Ueberschrift war: „Eine neue Reihe von Thaten fängt an." Diese Schaumünze wurde von Meil gezeichnet und vom Stempelschneider Abraham gestochen. Der Kupferstich schmückt die zweite Auflage jener ursprünglich zu Friedrichs Geburtstage 1760 *) verfaßten Ode. Der Text blieb in der zweiten Auflage ebenso friedfertig als in der ersten.

Ein anderes Stück seiner Gelehrsamkeit legte Ramler 1760 in der Ode auf ein Geschütz nieder. 1750 war im 8. Stücke der von Sulzer, Ramler und Langemack herausgegebenen kritischen Nachrichten der Kaiser Julian verherrlicht worden. Darüber war der Hofprediger Sack sehr unzufrieden. **) Allein zehn Jahre später wiederholte Ramler das Lob Julians in der Ode auf ein Geschütz. Nun tadelte ihn gar Nicolai deshalb, offenbar, weil er die schwierige Stelle falsch verstand. Allein Ramler that den stolzen Ausspruch, er werde diese Worte nur tilgen,

*) 27. August 1760 schrieb Friedrich selbst an d'Argens, er solle herkulische Arbeiten verrichten.

**) Vergl. die wohl nicht zum Abdrucke gebrachte handschriftliche Entgegnung auf jene Verherrlichung im 1. Bande von Ramlers Briefen an Gleim No. 86 und ebenda z. B. den Brief vom 8. August 1750.

wenn der König sie tadle. Er behielt die Stelle später bei mit einer Bezugnahme auf Friedrichs Schriften.

In Bezug auf die Ode an den Fabius steht es fest, daß Ramler (Dank dem Flötenspieler Quanz!) als Kriegsdichter Friedrichs Beifall gewann.*)

Ende Mai's 1763 erschien der König auf dem Cadettenhofe. Doch sprach Ramler den König „nicht als sein Poet, sondern als sein Schullehrer." Friedrich erkundigte sich bei Ramler nach seinem „Vaterlande" und seinem Universitätsorte, nach seinen Zuhörern und seinen Lectionen, nur nicht nach seinem Namen. Vielleicht wußte er ihn schon. Ramler nannte ihn nicht. Selbst Quanz sagte nachher, daß er darin gewiß im Sinne des Königs gehandelt hätte.**)

Ramler war um diese Zeit unglücklicher und muthloser als je. Noth und Entbehrungen hatten die Gesellschaft in dem kleinen Hause der Heiligengeiststraße vor der Zeit aufgelöst. Naide war zuerst gestorben. Später hatte sich ihr Mann in's Wasser gestürzt. Langemack war blödsinnig geworden. Ramler reiste mit ihm noch zu Gleim, der ihn vergebens durch die zärtlichste Freundschaft zu retten suchte. Langemack starb 1763.

Um dieselbe Zeit suchte man in Preußen vier Professoren, wandte sich aber wegen der besten Stellen zunächst nach Holland. Sulzer war bei der Besetzung derselben betheiligt. Er empfing Aufträge durch Guichard (Quintus Icilius). Sulzer erzählte gleichgiltig von seinen Aufträgen auf dem Zimmer des kranken Ramler in Gegenwart seines Arztes. Man schickte Ramler zu seiner Genesung nach Pommern. Während dieser Zeit erschien Gleim in Berlin. Als ihm nun Sulzer von der beabsichtigten Gründung einer Ritterakademie mit 12 Hofmeisterstellen zu 400 Thalern erzählte, rief er aus: „Sollen alle zwölf

*) Den Beweis liefert der wichtige Brief von Gleim an Ramler aus Halberstadt, 8. Januar 1761, den wir im Anhange geben.

**) Ramler an Gleim, 27. Mai 1763.

Schweizer sein?" Er klagte in Berlin, daß man Ramler verhungern lasse. Auf der Rückreise nach Halberstadt verweilte er in Potsdam, um mit Guichard und d'Alembert über Ramler zu sprechen. Aber im Thore begegnete ihm der König, der nach Charlottenburg ging, und Alle, die Gleim sprechen wollte, waren in seinem Gefolge.

Gleim hatte Beziehungen zu Guichard. Gern hätte er sich diesem vornehmen Offizier mit ähnlichen Hoffnungen für die deutsche Literatur genähert, wie einst dem General Stille, dessen Tod er 1752 beklagt hatte. Allein Guichard war kaum als Deutscher zu betrachten. Er war in Magdeburg geboren, dessen kernhaftes niedersächsisches Bürgerthum eine starke Beimischung von pfälzischen, schwedischen und französischen Familien erhalten hat. Die französischen Colonisten bilden bis auf den heutigen Tag eine eigene Gemeinde. Den Guichard's gehörte zu Magdeburg in diesem Jahrhunderte eine ältere Porzellanfabrik, bis sich diese französische Familie auf ein Landgut zurückzog. Quintus Icilius schrieb französisch wie sein König. Das Deutsche las er so schlecht, daß Gleim ihm verboten hatte, dem Könige die Lieder des preußischen Grenadiers vorzulesen. Nach jenem vergeblichen Besuche in Potsdam hatte er sich aber vorgenommen, auf Guichard durch einen mit diesem verschwägerten Consistorialrath zu Gunsten Ramlers einzuwirken. Jedenfalls wurde Ramlers Gehalt bald auf 600 Thlr. erhöht.

Bei einem Besuche, den die angesehensten Prinzen zu Anfange des Jahres 1764 auf dem Cadettenhofe machten, war Ramler bereits der Held des Tages. Noch vor dem Ende des Jahres 1764 aber glaubte sich sowohl Ramler als Gleim über den Neid des Hofpredigers Sack, dessen braver Sohn in England durch die Uebersetzung der von seinem Vater auf die Schlacht bei Zorndorf verfaßten Siegespredigt 300 Thaler verdient hatte, beklagen zu müssen. Es war Gleim nicht unbekannt geblieben, daß der gewandte Hofprediger namentlich an der Tafel des vortrefflichen englischen Gesandten Gleim und Ramler Schmeichler

genannt hatte. „Wie?“ rief Ramler aus, als er es erfuhr: „Ein Schmeichler des großen, über alle Schmeicheleien erhabenen und alle Schmeicheleien verspottenden Friedrichs? Das sind nur diejenigen Prediger und feinen Hofleute, die anders denken als reden.“

Indessen hatte Ramler von den Helden in einem Gedichte feierlichen Abschied genommen. Die Karschin, durch den ungewöhnlichen Geist jener Kriegsjahre emporgehoben, durch den preußischen Adel nach Berlin gebracht, hatte hier einige Unterweisungen von Ramler gut benutzt. Er hatte sie auch sofort als deutsche Sappho in die auf Nachahmung beruhende Kunstdichtung der damaligen Zeit eingereiht. Es war, als hätte er ihr dadurch zugleich Titel und Stellung in der damaligen Gesellschaft verliehen. Mit wehmüthiger Ironie sprach Ramler von den glänzenden Erfolgen, die seine Schülerin durch ihre leichten Verse spielend gewann. Fast keines ihrer späteren politischen Gedichte ist durch Schönheit oder charaktervolle Eigenheiten mehr der Erwähnung würdig! Ramler starb zu Berlin am 11. April 1798.

# IV.

# Gleims Hochzeit

oder:

## Wie wurde Gleim ein politischer Dichter?

„Nun, lieben Freunde, setzet euch
Ein wenig an der Götter Stelle
Und sagt mir, ist ein Himmelreich,
Wo man einander quält, nicht eine wahre Hölle?"
Wieland.

Bei jeder christlichen Trauung wechselt man die Ringe. Bräutigam und Braut werden einzeln gefragt: „Willst Du diesen Hans?" und „Willst Du diese Grete?" Aber Niemand denkt daran, daß es Leute auf der Welt gibt, welche jene feierliche Frage mit „Nein" statt mit „Ja" beantworten. Und dennoch muß es auch solche Käuze geben!

Auch der Dichter Gleim, der bisher allgemein nur für einen alten Junggesellen galt, hat etwas Aehnliches erfahren.

Man weiß, daß dem Hagestolz Gleim einst eine Braut untreu wurde. Aber Niemand weiß, daß dies erst am Hochzeitstage geschah, wenn auch Carlyle in der Geschichte Friedrichs des Großen einmal aus einem Neffen Gleims dessen Schwiegersohn macht und diesen Schwiegersohn einen halben Tag lang neben dem Wagen Friedrichs des Großen hergaloppiren läßt!

Vierunddreißig Jahre alt, keusch nach seiner gewiß wahrheitsgetreuen Angabe, aber angeblich im Besitze eines „zärtlichen Herzens," das er selbst höher achtete als den Witz Pope's und Voltaire's, im Genusse einer guten Pfründe, bei Gott und Menschen wohlgelitten, hatte Gleim sich mit der Sophie Mayerin, einer schönen Brünette von achtzehn Jahren, der jüngsten Tochter

des Bergraths Mayer in Blankenburg, versprochen. Dieselbe war also fast nur halb so alt als Gleim, was bei dem üblen Ausgange dieser Verlobung nicht unberücksichtigt bleiben darf. Anfänglich herrschte die größte Zärtlichkeit unter den Brautleuten. Die Mayerin richtete an Gleim Hunderte von Briefen, in denen „zehntausend Millionen" Küsse enthalten waren. Die Liebesbriefe besorgte mitunter der Brautvater selbst, der an dieser von ihm öffentlich bekannt gemachten Verlobung anfänglich ein großes Wohlgefallen zeigte.

Ein unsinniger alter Polterer, wurde der Bergrath Mayer, ohne es zu wissen, von seinen wahrscheinlich ohne mütterliche Erziehung aufgewachsenen Töchtern beherrscht. Nachdem durch Gleims Verlobung mit Sophie die allgemeine Aufmerksamkeit auf dessen Braut gelenkt war, trat deren Schwester, die an einen braunschweigischen Amtmann in Voigtsdahlen verheiratet war, mit einem anderen Heiratsvorschlage für dieselbe hervor. Der Bergrath unterstützte diese schändlichen Umtriebe dadurch, daß er anfing, Gleims Braut zu verfluchen, weil sie sich durch die Liebe zu dem Dichter von der Liebe zu ihm, dem Papa, abwendig machen lasse. Mehr aber bedurfte es für Sophie nicht, um ihre Liebe zu einem fast noch einmal so alten Manne erkalten zu machen. Sicherlich gab es feurigere Liebhaber als Gleim, dem im Leben gewiß ebenso wie in der Poesie die echte Sinnlichkeit gefehlt haben wird. Vergebens schrieb er der Mayerin noch in dem Briefe vom 9. Februar 1753, daß sie seinen erhabensten Begriffen von einem liebenswürdigen Mädchen, welches er nirgends als in seiner Einbildungskraft gesucht und (gleich andern Dichtern jener Zeit) nur unter dem Namen Doris in hundert Liedern besungen habe, vollkommen entspreche. Umsonst versicherte er, daß sie es wäre, deren Bild ihm so oft im Traume erschienen sei, und zu der er nach dem Erwachen mit Jammer gesagt: „O Du, Du göttliches Bild, Du wirst niemals sein. Alle Zeit verschwindest Du mit dem Traume, alle Zeit verschwindest Du mit der Nacht und lässest in meiner Seele nur

immer lebhafter das Bild zurück, das doch niemals ein wirkliches Mädchen sein wird."

Vielleicht weil Gleim an dem Erfolge solcher mehr idealen Huldigungen in Bezug auf die Mayerin zweifelt, bricht er endlich diesen Brief ganz plötzlich ab; denn es kommt, wie er schreibt, der Domdechant, sein höchster Vorgesetzter, um bei ihm — den Kaffee zu trinken. Aber auch die Aussichten auf eine glänzende Stellung in der Gesellschaft machten keinen Eindruck mehr auf Sophie. Vielleicht wurden sie dadurch getrübt, daß Gleim trotz seiner Humanität sich im Leben oft als unverträglicher Sonderling zeigte. So soll er sich z. B. mit Tiedge, dem er ein Asyl in seinem Hause gewähren wollte, bald auf einige Zeit dadurch verfeindet haben, daß dieser für ihn im Halberstädtischen Korn aufkaufen sollte, damit Gleim einen großartigen und einträglichen Kornhandel beginnen könne.

Als Gleim am 17. März nach Blankenburg kam, zeigte die „göttliche Mayerin" durch frühzeitige Schläfrigkeit am Abende das Einschlafen ihrer Liebe zu dem Dichter. Gleim ging daher rascher hinweg, als nöthig gewesen wäre. Am 18. März entschuldigte sich die Mayerin in einem langen und immer noch zärtlichen Briefe. Am 6. April bedankte sie sich für einen sehr schönen Blumenstrauß und versicherte den Dichter ohne Umstände noch einmal ihrer „ewigen" Liebe.

Schon am 9. April 1753 wagte daher Gleim einen neuen Besuch in Blankenburg. Sein Empfang war recht freundlich. Aber bald schien sich wieder Alles um ihn her zu verfinstern. Der Abschied war seltsam. Nur ein kurz abgebrochenes Adieu und einen „halben" Kuß erhielt er von der Mayerin.

Gleim blieb die Nacht in Blankenburg und suchte sich noch am Abende im Gespräche mit dem Dichter Gisеke aus Trautenstein und mit Herrn Friederici zu zerstreuen. Er schlief schlecht und reiste erst nach Halberstadt zurück, nachdem er in Blankenburg noch einen Brief an die Mayerin geschrieben hatte.

Es war aber Gleim am 9. April bei Mayers durchaus

nicht geheuer vorgekommen. Deshalb wollte er der Verlobung ein Ende machen durch Beschleunigung der Heirat. Daher bat er am 11. April, am Tage nach seiner Rückkehr, den Herzog von Braunschweig um Dispensation vom kirchlichen Aufgebote. Er schützte vor, daß er „durch die Umstände seiner Bedienung" verhindert würde, auf einige Zeit im Voraus den Tag für seine Verheiratung mit seiner Braut, einer braunschweigischen Unterthanin, zu bestimmen. Der wahre Grund aber war offenbar, daß er sich zu vermählen gedachte, sobald er Mayers einmal bei guter Laune finden würde. Am folgenden Tage, dem 12. April, sprach ganz Halberstadt von der Mayerin, die dem biederen Gleim so arg den Kopf verdreht habe. Die Gräfin Stolberg erklärte Sophien für einen Engel. Der Geheimrath von Berg, durch welchen Gleim nach Halberstadt gekommen war, brachte einen Toast auf sie aus. Ohne Zweifel hatte Gleim sich noch um wichtige Empfehlungen bemüht, durch welche er bei dem Herzoge seinen Zweck zu erreichen hoffte, und durch diese Bemühungen die Aufmerksamkeit der ganzen höheren Gesellschaft in Halberstadt auf seine Liebe hingelenkt.

Wenn im Frühling 1753 zwei berliner Dichter im Grunewald bei Charlottenburg oder sonstwo spazieren gingen, so unterhielten sie sich von Gleim und der Mayerin. Ramler besorgte wahrscheinlich das Brautkleid und sandte jedenfalls wegen der Unbestimmtheit des Hochzeitstages ein Hochzeitsgedicht im voraus ein.

Er sagt darin zu Gleim:

Wir Jünglinge, die Dich verlieren,
Wir Nymphen, die die Braut verläßt,
Wir tanzen hier bekränzt und zieren
Mit jungen Mayen Euer Fest.

Schon vorher heißt es in diesem Gedichte:

O gebt mir Wein! gebt augenblicklich
Den vollen Becher! denn mein Freund,
Den meine Freundin liebt, ist glücklich,
Und seht, der Abendstern erscheint.

Schon im Anfang wird die Braut mit den Worten eingeführt:

Sie ist es! In schneeweißer Seide
Folgt ihr die Unschuld und der Witz
Mit scharfen Pfeilen, und die Freude
Süß lächelnd, und die jüngst den Sitz
Der Götter gern verließ, die Treue,
Die Schwester der Gerechtigkeit.
Die Liebe folgt zuletzt verstärkt und führt die Reihe:
Sophie folgt und liebet heut!

Inzwischen beantwortete die Mayerin erst am 13. April den von Gleim in Blankenburg selbst geschriebenen Brief. Mit ihrer gewöhnlichen Unentschiedenheit hatte sie dazu erst den Befehl des Vaters abgewartet, wußte aber nicht, weshalb der Papa an ihrer Geneigtheit dazu zweifle. Der Bergrath Mayer bestimmte dann auch in einem lichten Augenblicke im voraus den 26. April als Hochzeitstag. Gleim konnte daher noch veranlassen, daß Ewald von Kleist, nächst Klopstock, dessen Briefe über diese Verlobung gleichfalls noch vorhanden sind, der berühmteste von seinen literarischen Freunden, auf der Rückkehr von einer Dienstreise als preußischer Werbeoffizier aus der Schweiz um die Zeit seines Hochzeitstages — wir wissen nicht, ob sogleich in Blankenburg oder schon vorher in Halberstadt — eintraf. Aber selbst Kleist hatte nicht einmal am Hochzeitstage Gelegenheit, die durch Ramlers Hochzeitsgedicht in Aussicht gestellten Tänze der Jünglinge vor den Augen der „göttlichen Mayerin" aufzuführen.

Als nämlich Gleim, Kleist und der damals noch unvermählte Herr von Berg sich am Hochzeitsmorgen bei Bergraths in Blankenburg meldeten, wurde ihnen eröffnet, daß die Hochzeit an diesem Tage nicht stattfinden könne. Gleim fiel in Ohnmacht. Der Sänger des Frühlings, Kleist, sprang rasch hinzu und bot ihm den Arm. Damit aber Gleim noch besser fühlte, wie sehr er durch seine Hochzeitsreise am 26. April in den April geschickt war, so folgte auf diese Hochzeit noch ein fürchterliches

omen post festum. Auch der Hochzeitskutscher war in den April geschickt und bei der allgemeinen Verwirrung in Blankenburg ohne Zweifel um den Hochzeitskuchen gekommen. Auf dem Heimwege von Blankenburg nach Halberstadt nun warf er die Kutsche um! Obgleich Gleim nicht allein in dieser unseligen Brautkutsche saß, so konnte doch kein Zweifel darüber sein, daß auch dieser Unfall nur auf den unglücklichen Bräutigam der Mayerin gemünzt war. Kleist und der Geheimrath von Berg blieben in der Kutsche trotz dieses Un- und Umfalles unverletzt. Gleim aber renkte sich den linken Ellbogen aus. Er kehrte nicht bloß in der Seele, sondern auch am Leibe verwundet von seiner Hochzeitsreise zurück.

Es ist gewiß, daß Ewald von Kleist, der berühmteste Werbeoffizier Friedrichs des Großen, sei es an jenem unglücklichen Hochzeitstage, sei es kurz darauf, noch als Freiwerber auftrat, um die „göttliche Sophie" ihrem Gleim über die preußische Grenze aus dem Braunschweigischen zuzuführen. Aber eben so gewiß ist es, daß Kleist niemals diesen widerspenstigen Rekruten selbst zu Gesicht bekommen hat, sondern nur dessen Vater.

Trotzdem war Gleim zur Auflösung der Verlobung noch immer nicht geneigt. Er scheint sogar gegen Mayers klagbar geworden zu sein, deren Vermögen er vielleicht damals überschätzte. Inzwischen verfiel Sophie durch das Verhalten ihrer Verwandten zu ihren Herzensangelegenheiten in eine Art von Raserei. Nicht ungestraft erklärte sie, daß sie sich lieber dem größten Unglücke und der größten Schande aussetzen als ihren Bräutigam heiraten wolle. Der alte Bergrath dankte Gott, weil er selbst das früher wegen ihres Bräutigams von ihm abgewandte Herz seiner Tochter wiedergefunden habe. Er schickte dieselbe gegen eine mit Gleim noch genommene Abrede nach Voigtsdahlen. Dort suchten Schwester und Schwager nun eine Verlobung für Sophie zu Stande zu bringen, von der dies saubere Pärchen vor allen Dingen sich selbst Vortheil versprach.

Vergebens schrieb Gleim der göttlichen Sophie die zärtlich-

sten Briefe. Vergebens bat er ihren Vater, sie von Voigtsdahlen wegzunehmen. Endlich drangen schlechte Gerüchte über Sophiens Aufführung in Voigtsdahlen zu Gleim. Auf einer Reise zog er Erkundigungen über sie ein bei seiner Freundin, der Priorin in einem Kloster bei Helmstedt, von der Sophie eine Zeit lang erzogen war. Die Frau Priorin, welche kurz vorher auch den Besuch der „göttlichen Sophie" empfangen hatte, überzeugte den Dichter, daß diese seiner Liebe jetzt ganz unwürdig geworden sei. In Folge dessen ließ Gleim ihrem Vater eröffnen, daß er nun bereit wäre, „das Verlöbniß" wieder aufzuheben. Am Tage nach Pfingsten erschien der Bergrath demüthig in Halberstadt. Er gestand zu, daß der Dichter seine Tochter nicht mehr heiraten könne. Die Absichten ihrer Schwester und ihres Schwagers waren fehlgeschlagen. Aber auch mit Schande war sie nun wirklich bedeckt. Ihr eigener Vater sah ihr elendes Ende voraus. Gleim war sehr heiter, weil er noch zu rechter Zeit von ihr befreit war. Sein linker Arm war noch nicht wieder heil. Doch stattete er nun endlich einem Freunde, der ihn längst vermählt glaubte, in seinem naiven Jubel den Bericht ab: „Ich bin kein Mann! ich bin auch kein Bräutigam mehr." Zugleich mischte er die merkwürdigen und für jene Zeit allerdings sehr charakteristischen Verse ein:

Der ich der Schönen Lob in hundert Liedern sang,
Und ihre Küsse, ihre Tugend,
O wie bereu' ich itzt die Sünden meiner Jugend!
O wie bereu' ich sie mein Lebelang!
Denn welch' ein Thor war ich! ich sang
Der Schönen Lob in unerfahrner Jugend,
Pries ihren Kuß und ihre Tugend,
Und kannte Kuß und Tugend nicht!

O wie bereu' ich itzt jedwedes Scherzgedicht,
Das mit harmonisch sanften Tönen
In manch unschuldig Herz das Lob der Schönen,
Und ach zugleich das Gift der Liebe sang!
O wie bereu' ich es, mein Lebelang!

Gib, Jugend, gib den Liedern, den Sirenen,
Die ich Dir sang, gib ihnen kein Gehör.
Sophie liebte mich, seitdem kenn' ich die Schönen,
Seitdem besing' ich sie nicht mehr!

Statt der bisherigen Liebeslieder sang Gleim in der That später seine berühmten Grenadierlieder. So wurde aus Gleim ein politischer Dichter!

Die unglückliche Sophie heiratete einen gewissen Herrn Hartmann. Dieser scheint ein Säufer gewesen zu sein. Er starb nach 1770. Nun lebte Sophie im schrecklichsten Elende bei dem Auditeur Henniges zu Wolfenbüttel.

Am 4. März 1774 sandte sie auf der Durchreise durch Halberstadt einen Brief an Gleim. Sie nennt darin ihren früheren Geliebten, der sich jetzt nebenbei ein Canonicat in Walbeck bei Helmstedt gekauft hatte, nur noch „Euer Hochwürden". Sie bat ihn, den Haß und die Verachtung, die sie von ihm verdiene, schwinden zu lassen. Die Vorsehung habe sie so gedemüthigt, daß sie seines Mitleidens nicht ganz unwürdig sei. Sie ersuchte Gleim um eine Empfehlung und erhielt statt derselben ein „großmüthiges Geschenk." Sie schrieb nun von Halberstadt aus noch einmal an Gleim, ihre angenehmste Beschäftigung solle hinfort das Gebet zu Gott sein, Hochwürden eben so sehr an Zahl der Jahre über andere Menschen zu erheben, wie er an Vollkommenheit über ihnen stehe. Mit Freuden würde sie sterben, wenn sie ihm nur vorher noch die Hand küssen dürfte! Gleim ließ sie jedoch nicht vor.

Er unterstützte sie von nun an zwar nicht regelmäßig, aber dauernd. Am 12. April 1779 schrieb sie aus Pützlingen bei Ellrich, wo sie bei dem Prediger Steinmetz wohnte, an Gleim: „Noch einmal wage ich es, Ihnen (sic!) im Schoße des Glücks und der Ruhe zu stören." In Pützlingen scheint sie gestorben zu sein.

Es läßt sich nicht leugnen, daß viele Frauen durch geniale Dichter und Schriftsteller unglücklich geworden sind. Um so mehr

Anerkennung aber verdient es, daß Gleims Verhalten gegen die Mayerin nach Allem, was sich mit Sicherheit über seine Verlobung ermitteln läßt, stets vom Geiste der reinsten Humanität erfüllt war, und zwar eben so wohl zu der Zeit, da die „göttliche Sophie" sich als Bettlerin vergeblich um eine Audienz bei ihm bemühte, als auch da Ramler noch von ihr sang: „Sie ist es! in schneeweißer Seide!"

# V.

# Klopstock und der preußische Staat.

# 1. Klopstock bis zu Metas Tode.

„Seht das Gewölk wallte nur hin."
Klopstock.

„Oft wandelt mich an mit den Schwindelgeistern zu träumen, ich sei Meister-Held meiner Umstände, aber ich fühle gleich, daß ich eingeschlossen, die souveraine Hand mit Demuth küssen muß. So viel in sinum amici, damit praecordia Luft bekommen."

Man möchte sagen, diese merkwürdigen Worte aus einem Briefe von Klopstocks Vater an Gleim (1755) enthalten zugleich den Schlüssel für den Charakter seines Sohnes, der gleichsam nur eine feinere und künstlerische Wiederholung des väterlichen Charakters war. Selbst der Enthusiasmus für die Freundschaft findet sich schon bei Klopstock dem Vater, der sich wünschte, mit Gleim über den Spitzen der halberstädter Domthürme durch die Luft fahren zu können. Seinen hochgesteigerten Familiensinn beweist sein Vorsatz, den Seinigen nach seinem Tode zu erscheinen. Dieser Vorsatz war sein einziges Geheimniß vor seiner Frau. Seinen Gleim machte er auch mit seiner Absicht, auf diese Art einen neuen Beweis für die Unsterblichkeit zu liefern, ein Jahr vor seinem Tode bekannt. Er besaß fast schon dieselbe wissenschaftliche Bildung wie der Dichter. Als daher der Messias angegriffen wurde, wollte er ihn 1754 in einem Dialoge (zwischen Gleim und Vater Klopstock?) vertheidigen. Er scheint deshalb mehrere Conferenzen mit Gleim gehabt zu haben. Wie die bom-

bastische Prosa des alten Klopstock sich bei dem Sohne in den schwer verständlichen Stil der Ode verwandelt, so findet sich auch sein religiöser Aberglauben bei seinen Kindern nur noch in der Form einer gebildeten Predigerphantasie wieder. „Ich verehre den großen Gott", sagte jener Bruder des Dichters, da er sich während eines schönen Regens in einen Baum gesetzt hatte. Als die eigentliche Quelle dieser sittenstrengen aber doch heitern Religiosität, in einer ausgedehnten echt protestantischen Familie (Klopstock hatte 16 Geschwister) wird vor Allen die Großmutter Julia in einer feierlichen Ode gerühmt. Die Freude des Vaters Klopstock war der Umgang mit Gleim und jenen talentvollen quedlinburgischen Geistlichen, die meist in den Oden seines Sohnes genannt werden und diesem zum Theil selbst ins Ausland folgten. Ein altes großväterliches geschliffenes Kelchglas wurde ihm noch viel kostbarer, als Pastor Cramer, der alte Mitarbeiter der bremer Beiträge, bei seinem Abgange nach Kopenhagen daraus den Abschiedstrunk gethan hatte. Er vermachte es seinem Gleim.

In neuerer Zeit hat Gustav Freytag die Aufmerksamkeit auch auf die Geschichte bürgerlicher Familien hingelenkt. Nirgends aber findet sich ein kräftigeres Bürgerthum als in dem jetzigen preußischen Kreise, der sich von der alten Burg, auf welcher Heinrich I. begraben liegt, bis zu dem alten Schlosse von Askanien erstreckt und demnach die Städte Quedlinburg und Aschersleben einschließt. Hier und in ihrer nächsten Umgebung sind die Bürger und die Bauer zu Hause. Neben den genannten Vorfahren Bürgers saßen früher die nach Schlesien ausgewanderten Vorfahren Johann Christian Günthers. Das ganze Feuer der Sinnlichkeit, welches in der deutschen Literatur lodert, hat sich fast in diesen zwei oder drei Familien entzündet. Noch aber leben die Günther dort in der Gegend fort. Als 1871 dem Pädagogen Gutsmuths eine Gedenktafel gesetzt wurde, stolzirte ein alter Mann Namens Günther als Neffe von Gutsmuths im Festzuge einher. Rein und unvermischt saßen ebensowohl die Eltern der Götze's als die Klopstöcke dazwischen. Aber der Vater

des Geographen Karl Ritter stand in Quedlinburg als Arzt am Sterbebette von Klopstocks Mutter.

Der Schauplatz für die Jugendspiele des Dichters war der umgrünte Schloßplatz zwischen dem Vaterhause und der Burg Heinrichs I. Quedlinburg lebte damals von der Mast des Viehs und von der Kornbranntweinbrennerei. Die Sitten, auf welche der Hof mit seinen Aebtissinnen und Pröpstinnen einwirkte, waren alterthümlich ohne streng zu sein. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte Quedlinburg seine Maskenbälle mit zahllosen Intriguen so gut als Berlin zu Anfang der Regierung Friedrichs des Großen.

In dem kleinen Hause zu Quedlinburg nun, das durch die Seulen vorn und den Epheubaum vor den Fenstern hinten, sowie durch den länglichen Hof mit hohem Grase ebenda ein so eigenthümliches Ansehen auf beiden Seiten erhält, war der Dichter am 2. Juli 1724 geboren. Von diesem Hause ging für Deutschland gleichsam der Vorschein seines Goethe auf. Selbst die Liebe Klopstocks zu Fanny Schmidt ist schon ein reines Vorspiel echt Goethe'scher Leidenschaft. Obgleich schon früh selbst mit der Richtung der deutschen Anakreontiker vertraut, wählte er doch zur Hauptaufgabe seines Lebens das Heldengedicht „der Messias", vielleicht auch um seiner verarmenden Familie wieder aufzuhelfen, denn es kam — wie er später in der Schweiz gesagt haben soll — sehr viel darauf an, daß er sein Glück machte.

Die preußische Landeskirche selbst schien sich dem begeisterten Jünglinge, der mehr zur Neubelebung einer religiösen Gesinnung that, als viele tausend Geistliche, nicht undankbar zeigen zu wollen.

Auf dem großen Werder bei Magdeburg liegt an der Elbe jetzt ein öffentlicher Garten, nach altem Herkommen noch Walthers Garten genannt, den ganz modernen Etablissements in der berliner Hasenheide nun sehr ähnlich. Schöner sind die Privatgärten nach der Stadt zu. Auch diese gehörten zu Walthers Garten, so wie früher zu Löflers, Nathusius' und noch früher zu Bachmanns Garten. Bachmann aber war ein reicher Kaufmann. Wegen

seines Gartens wurde der große Werder bei Magdeburg die glückliche Insel genannt. Vor sich hat man in den Gärten die Elbe. Früher lief hinter den Gärten ein ganz wilder Weg vorbei. Jetzt ist auch dieser Weg viel breiter. Im Sommer 1750 (es war der Höhepunct von Klopstocks Glanze) führte Gleim seinen Klopstock in einem vierspännigen Wagen zu Bachmann nach Magdeburg, um dort von vielen ausgezeichneten Verehrern des „Messias" nach den damals noch geltenden freieren und herzlicheren Sitten mit Küssen belohnt zu werden und mit dem Oberhofprediger Sack aus Berlin, vielleicht schon damals dem einflußreichsten Mitgliede des Oberconsistoriums, eins der kleinen Lusthäuser des Gartens bei Tag und Nacht allein zu bewohnen. Damals mag Klopstock vielleicht in diesem Garten am Messias gearbeitet haben. Einst ging er bei Nacht allein im Mondschein in dem Garten umher.

Es war sehr natürlich, daß hier der Oberhofprediger Friedrichs des Großen vor dem geschickten jungen geistlichen Dichter das Herz bedeutsam und weit öffnete. Als Ohrenzeuge erzählte Sack *), daß der Prediger Jordan, welcher nach dem Verluste seiner Frau dem geistlichen Stande entsagt und sich ganz Friedrich gewidmet hatte, auf dem Sterbebette **) einen Besuch von diesem erhalten habe. Jordan habe zu Friedrich gesagt, er wäre jetzt überzeugt, daß Jesus Herr und Richter der Welt sei. Der König hätte geantwortet: es thäte ihm leid, daß er ihn schon radotiren höre. Jordan aber habe gesagt: Schwindsüchtige pflegten ihre Besinnungskraft vor dem Tode nicht zu verlieren . . . . .

Berlin sei der eigentliche Ort für ihn, sagte Sack in einem der kleinen Gartenhäuser auf der glücklichen Insel bei Magdeburg zu Klopstock, der zwar zum Predigtamte ohne Neigung war, aber

*) So berichtet C. Cramer (Sohn des Predigers), Klopstock III S. 478. Nur in diese Zeit kann Sacks Erzählung fallen, da ihn Klopstock nachher nie wieder sehen wollte.

**) „Da dem Todten sein Moos begann", sagt Klopstock in der Ode Friedrich I., auf den Vorfall anspielend.

doch nachmals im Norden die glänzenden kirchlichen Kreise der Cramer, Resewitz, Claudius und Stolberg um sich hervorzuzaubern verstand. Zu Jerusalem nach Braunschweig solle er ja nicht gehen. Zwei Jahre wolle er ihn ohne Amt als Dichter in Berlin unterbringen. Selbst für Fanny's Bruder wolle er sorgen.*) Vielleicht hoffte der preußische Kirchenfürst dabei auf eine Vermittelung zu Gunsten Klopstocks von der Schweiz aus.

Die Schweizer mußten in damaliger Zeit die deutsche Sprache fast wie eine fremde erlernen. Leicht mischte sich daher in ihren Gebrauch derselben eine gewisse Phrasenhaftigkeit ein. Allein dies hinderte keineswegs, daß Friedrich der Große aus der Schweiz nicht bloß eine große Anzahl von Officieren, sondern auch gern seine Gelehrten bezog.

Auch Sulzer, früher Hauslehrer bei Bachmanns, war damals auf der glücklichen Insel in dem magdeburger Kreise. Mit ihm und Schultheiß sollte Klopstock zunächst nach der Schweiz zu Bodmer reisen. Entweder Bodmer in Zürich, der schon viel für das Verständniß Klopstocks gethan hatte, oder einer seiner Freunde besorgte die französische Uebersetzung eines Theils vom Messias, damit sie Friedrich dem Großen vorgelegt würde. Sulzer sprach mit Maupertuis darüber. Dieser meinte, das Gedicht habe zu wenig du feu et des images. Auch Voltairen legte Sulzer diese Uebersetzung vor. Der aber spottete sehr grob: der Messias sei der Bruder des heiligen Geistes und er selber, Voltaire, sein gehorsamer Diener.**) Konnte dies das letzte Wort in solcher Sache sein? Mußten nicht vor Allem die Schweizer, welche in Preußen Gastfreundschaft genossen, mit Klopstocks Messias doch noch bis zu Friedrich vordringen?

---

*) Klopstock an Fanny 10. Juli 1750. Darauf, daß Klopstock schon seit 17. Juni 1750 von den dänischen Anerbietungen wußte, kommt wenig oder nichts an. Es handelt sich in dieser Beziehung bloß darum, wann er mit Dänemark abschloß.

*) Vergl. David Friedrich Strauß, Klopstocks Jugendgeschichte (in der neuen Folge der kleinen Schriften 1866, S. 21).

Zunächst wurde Sulzers und Schultheiß' Reise mit Klopstock zu Bodmer ein neuer Triumphzug für Klopstock. Als die Schweizer ihren Klopstock in Quedlinburg abholten, erfuhren sie freilich, daß der Prophet in der Heimat nichts gilt. Wenigstens konnte ihr Fuhrmann dort den Weg zu Klopstocks Hause nicht finden. Er fuhr die Schweizer Stunden lang in der Stadt herum und, wie es scheint, allein dreimal durch die „Bude" (Bode). Von Quedlinburg aus fuhr man quer über den ganzen Harz weg. Auf einem Kirchhofe des Harzes fanden die Reisenden schöne Rosen. Sie tranken deshalb auf den Gräbern eine Flasche Wein, zu welcher ihnen ein Glas wie ein Römer gebracht wurde. In Thüringen, wo gerade das Heu geerntet wurde, schwelgte man in einer Mühle am Fuße eines hohen Berges in saurer Milch, welche den Schweizern wie Nektar und Ambrosia schmeckte. Und wenn diese Schweizer Hans und Gretchen sich umfassend beim Heumachen im Schatten an einem Bache liegen sahen, so hatte dagegen Klopstock im Schimmer der Abendröthe, die auf die Tannen fiel, die erhabenen Erscheinungen seiner abwesenden Freunde und seiner Fanny. Bald aber stellte es sich heraus, daß der Dichter des Messias viel weltlicher war als die Schweizer.

Während nämlich Sulzer in Zürich den Tubum nach den Schweizeralpen richtete, richtete Klopstock ihn auf die Menschen. Welche Gefühllosigkeit gegen die Natur! Und doch beschrieb Klopstock die verhängnißvolle Spazierfahrt auf dem züricher See in einer seiner schönsten Oden und in einer der erhabensten Dichtungen, welche die Alpen je hervorriefen.

Von Klopstock in Zürich*) wurde erwartet, daß er nicht rauchen und den ganzen Tag bei Bodmer und seiner blinden Frau

*) In den beiden gehaltvollen literarischen Schriften von Mörikofer, in Klopstocks meisterhafter Jugendgeschichte von David Friedrich Strauß und in Klopstocks gediegenem Briefwechsel von Lappenberg liegt das Material für Klopstocks Aufenthalt in der Schweiz vollkommen und spruchreif vor. Erst in den Folgerungen aus dortigen Vorfällen geben wir wieder Neues.

sitzen, dabei aber womöglich unausgesetzt am Messias schreiben solle. Statt dessen schwärmte er nach Burschenart, fraß Glas und verschlang Kohlen. Leider scheint auch Hirzel gegen den Sänger des Messias, welcher am Tage der Spazierfahrt den Arm der Frau Hirzel mit dem Arme der jungen Schinzin vertauschte, einen Augenblick empfindlich gewesen zu sein. Dieser rächte sich schnell dafür, indem er am 8. October 1750 aus Zürich an Gleim schrieb: „Hirzel ist Kleistens unwürdig, er petillirt bisweilen auch edelmüthig zu sein; er kriecht ins Regiment zu kommen." Doch blieb gerade Hirzels Verhältniß wenigstens zu der preußischen Dichterschule, deren Fortschritt er mit hellem Auge erkannte, völlig ungetrübt. Der Hauptvorwurf für Klopstock scheint der Kuß der „fühlenden Schinzin" am Tage der Fahrt auf dem Züricher See geblieben zu sein, während Sacks eigene Tochter nicht lange vorher auf der glücklichen Insel zu Magdeburg hatte mit allen andern anwesenden Damen Klopstock den Zoll des Dankes durch einen Kuß für den Messias abtragen dürfen. Am 5. Januar 1751 schrieb Sack aus Berlin an Klopstock*) die entscheidenden Worte: „Was meinen berlinischen Entwurff betrifft, so war es gantz natürlich, daß ich nicht mehr an denselben denken konnte, sobald ich die Ruhe und die Vortheile mit Gewißheit erfuhr, die Ihnen in Dänemark angeboten werden. So viel hätt' ich hierselbst nicht erlangen können. Dänemarks Anerbieten muß von Ihnen ohne Zögerung angenommen und zu völliger Ausarbeitung des Messias angewandt werden. Alle Ihre Freunde erwarten solches von Ihnen (!) und Sie sind dazu gegen die Vorsehung verbunden, oder Sie streuen den Samen der tiefsten Reue (!) in Ihr Hertz. Ich wenigstens mag es nicht erleben, das Klopstock dem Messias untreu werden und die beßten Seelen dadurch so sehr betrüben sollte. Herr Sulzer ist mit seiner Cruſenhoffin aus Magdeburg

*) Dieser Brief ist bisher, so viel ich mich erinnere, nur ohne die hier abgedruckte — die wichtigste — Stelle veröffentlicht und jedenfalls nicht zu den richtigen Folgerungen benutzt.

allhier wieder angekommen, und genießet nun in ihren ehelichen Armen das Glück, welches Klopstock einmal in den Armen seiner Schmidtinn genießen wird, wenn (!) er sich mit Bodmern versöhnt und den Messias zu Ende bringt." Nach dem Schlusse zu urtheilen, scheint Sack sehr bestimmt gewußt zu haben, daß Klopstocks Vereinigung mit Fanny im Falle seiner vortheilhaften Versorgung in Berlin nicht zweifelhaft war. Auch scheint er den Gedanken an seine Anstellung daselbst nach Vollendung des Messias noch mit Vorsicht aufrecht erhalten zu wollen. Selbst Gleim hatte vorsichtig genug in einem ungedruckten Briefe an Sulzer geschrieben (16. Dez. 1750): „Ewig wollt' ich auf Klopstocks größten Geist Verzicht thun, wenn ich ihn nur mit dem kleinsten Theile eines bösen Herzens haben sollte! Aber wenn sein Vergehen nur ein Mangel guter Sitten wäre, sollte man das nicht auf die Rechnung seiner ganz unerfahrenen Jugend schreiben können?" Doch es wird immer nöthiger, den Ansichten der streitenden Parteien eine Charakteristik Klopstocks nach unserer jedenfalls umfassenden und berichtigten Kenntniß seiner Biographie und seiner Werke gegenüber zu stellen.

Jung, körperlich gewandt wie später der junge Jahn, ein Nachahmer adliger und ritterlicher Sitten schon seit des Vaters unglücklicher Pachtung im Mansfeldischen, in mancher Beziehung aber auch der echte Candidat der Theologie wie er noch jetzt aus Klopstocks Vaterstadt hervorgeht: so hatte, wie wir zuletzt sahen, der geniale Dichter sich nach dem Geschmacke seiner Zeit noch der religiösen Poesie frei gewidmet. Ein echter Schüler Luthers, aber ohne seine Anfechtungen, durch seine für die Kirche seiner Zeit tief beschämende Rechtgläubigkeit nicht bloß gerechtfertigt, sondern auch heiter und glücklich, besang er das Werk der Erlösung formell ohne die verhaßte und vergängliche Form der Orthodoxie seiner Zeit. Mit den letzten Resten einer veralteten Schulpedanterie stand diese Orthodoxie damals ebenso wohl den mehr heiteren Sitten des Volks als denen der klopstock'schen Gelehrtenkreise, z. B. den bremenser und den preußischen Dichtern,

den Anakreontikern, entgegen. Klopstock selber, der viele Anregungen in sich aufgenommen hatte und als Dichter aus ihnen Gewinn zog, hatte zwar reine, aber keine ganz einfachen Sitten. Fern lag es ihm, sich vom menschlichen Leben abzusondern. Je höher und überirdischer aber die Ideen waren, deren Ausführung er übernommen hatte, um so schwerer war es für ihn, die sinnliche Form für seine Poesie zu finden. Bald war er in rauschenden Gesellschaften am wenigsten „distrahirt" und wurde durch sie am meisten „disponirt", am Messias zu arbeiten. Nach dem Nachtessen, wenn er in starker Gesellschaft gewesen war, kamen für ihn erst die poetischen Stunden und zwar grade für die Arbeit an der Messiade. Dieser geistliche Dichter machte damals, seltsam genug, für sich allein zum Heile der deutschen Poesie ein Vorspiel von Sturm und Drang durch. Während aber in späterer Zeit der Sturm und Drang immer weitere Kreise ergriff, war die echte Begeisterung Klopstocks am Tage der Spazierfahrt auf dem züricher See noch als Wahnsinn von den kälteren Zeitgenossen angestaunt. Und doch war Klopstock selbst ein viel zu guter Theologe, um nicht für seinen Sturm und Drang eine sehr bestimmte Grenze in sich selbst zu fühlen. Zwar war auf Klopstocks Schweizerreise alles Natur. Zwar erinnert sie durchaus an den nachfolgenden jungen Goethe. Allein Klopstock trug eben die Fackel der Jugend in der deutschen Literatur nur bis an eine gewisse von Religion und Sitte gebildete Grenze. Als Goethe später mit Karl August diese Grenze zu überschreiten schien, glaubte der Dichter des Messias, gewiß ohne Grund, ihnen Vorstellungen machen zu dürfen.

Der Dichter des züricher Sees meinte es ganz ernst, als er sich mit Bodmer in der That versöhnte. Nach dem Streite versicherte er den Schweizern — ihren Tell parodirend — ohne Heuchelei:

Klopstock bin ich, der vorige,
Von Schweizer Blut und Treu.

Auch in Klopstocks ganzem Liebeleben aber findet sich der Wechsel von Sturm und Drang und von feiner Zucht wieder.

Auf das Feuer der unglücklichen Liebe folgte bei ihm stets die erreichbare Wahl einer immerhin edlen Frau zur musterhaften und glücklichen Ehe. Bloß für den Odendichter — aber keineswegs für den Christen — wär' es offenbar noch heilsamer gewesen, die wahrhaft heidnischen Schmerzen der ersten Liebe dauernd zu bewahren und zu besingen.

Fanny Schmidt, Klopstocks Cousine, um welche er sich zuerst bewarb, war eine Frauengestalt aus der höheren Handelswelt, welche uns an Goethe's Lili, aber am wenigsten an deren Schattenseiten, erinnert. Ihre Bildung war mehr französisch als deutsch. Wie ergeben ihr Bruder dem Dichter des Messias persönlich auch war, so brachte er doch die kalte und verständige Schwester den Anakreontikern näher als dem Sänger des Messias. Niemals mochten aber Klopstocks Aussichten bei Fanny so gut gestanden haben als da Sack sogar ihrem Bruder, der später gleich ihr in Sachsen-Weimar lebte, Hoffnungen für Berlin hatte machen lassen. Kaum waren alle diese Aussichten in Preußen gescheitert, als der erfinderische Geist Klopstocks auch schon wieder neue Luftschlösser für Fanny's Besitz gebaut zu haben scheint.

Als nach dem Worte Vater Klopstocks sich Bodmer aus einem prahlenden Rohrsperlinge in einen scheußlichen Schuhu verwandelte, verlangte er von dem bedrängten Dichter des Messias auch plötzlich eine größere Summe (300 Thlr.?) zurück, welche dieser für ein Darlehn in meliorem fortunam oder noch wahrscheinlicher für ein Geschenk gehalten hatte. Glücklicher Weise gelang es dem biederen Jünglinge ihn mit Hülfe eines jungen Kaufmanns Namens Hartmann Rahn, in Zürich spottweise der Marquis genannt, sofort zu befriedigen. Von Bodmer zog Klopstock „in die Farbe" zu Rahn. Dankbar und arbeitsam wollte Klopstock sogar an dessen Geschäfte einen gewissen genialen Antheil nehmen. Hartmann Rahn hatte die Seidendruckerei erfunden oder vervollkommnet. Klopstock wollte die Muster dazu angeben oder geschmackvoll verbessern. Die Absicht, sich auch dadurch Fanny zu nähern, deren männlicher Geist sogar (wenn wir nicht

irren) gleichfalls auf das großartigste in Seide machte, war nicht zu verkennen. Aber Rahns Geschäft „in der Farbe" zu Zürich stockte. Um so mehr schloß Klopstocks Schwärmerei und Edelmuth einen Bund fürs Leben mit dem französirenden jungen Manne. An Fanny's Wohnorte Langensalze verheiratete sich Hartmann Rahn mit Klopstocks Schwester Hannchen. Er war bereit dem Schwager unbedingt zu folgen, und wenn es nach Grönland wäre.

Allein dessen bedurfte es nicht: denn schon in Kopenhagen winkte ihnen allen eine gastliche Stätte. Auf der Rückreise von Zürich über Quedlinburg nach Kopenhagen scheint sich Klopstock in Meiningen bei Hofe vorgestellt zu haben. Vater Klopstock mißbilligte nicht die „neue Freundschaft" des Sohnes mit Herrn von Bernstorff, die ihn nach Dänemark führte. Er pries vielmehr den, der, wenn ein Mittel fehle und falle, tausend andere in Bereitschaft habe und anweise. Von dem so gepriesenen Sohne aber schrieb er am 12. Februar 1751 auch an Gleim, daß er sich mit Pelzen versehe, als wenn er nach Island gehen wolle.

So war Klopstocks Abschied von Deutschland. Jedoch machte er in Hamburg noch einmal Halt. Als er sich Hamburg näherte, kam es ihm schöner vor als je eine Stadt: denn er hoffte dort (vergeblich) einen Brief von Fanny zu finden. Er gab aber ein Schreiben von Giseke an Meta Moller ab. Schnell scheint er den Vorsatz gefaßt zu haben, Meta zu heiraten, wenn er Fanny nicht noch erringen könne.

Als Klopstock sich bei Meta Moller hatte melden lassen, sprang sie zunächst einige male in die Höhe. Klopstock dagegen zitterte, als er ihrer ansichtig wurde. Den andern Tag speiste Klopstock mit Rahn in Meta's Familie. Nach Tische ließ sich Meta ihr Regenkleid bringen, welches ihr sehr gut stand. In Folge dessen wurde sie von Klopstock mit vielem Feuer geküßt. Zuletzt lasen sie zusammen im Messias und Klopstocks Ode „die nur zärtlichen Herzens." Aber schon bei Tische hatte der täppische Rahn den häßlichen Toast ausgebracht: „A vos amours, mon-

sieur Klopstock, qui à présent se divulguent par tout le monde!“ Klopstock selbst aber hatte gesagt, er kenne die schönsten Augen in Deutschland. Dabei hatte er die Meta sehr süß angeblickt, aber sie hatte doch seine Worte zunächst auf Fanny beziehen zu müssen geglaubt. *) — — —

Während der Dichter Fanny's kaltes Herz durch seine nordische Correspondenz auch nach Dänemark wie früher nach der Schweiz hinzuziehen versuchte, wünschte der Vater seinen Friedrich „von langensalzischen Absichten vorerst gänzlich abzuziehen“. In einem ungedruckten Briefe an Gleim vom 17. Aug. schrieb er, daß er Ursachen dazu habe, welche das wahre Beste „des redlichen Menschen“, seines Sohnes, beträfen. Seit seine „vernünftige Schwiegermutter“ **) nicht mehr lebe, habe sich bei der „Sippschaft“ in Langensalze eine neue Welt aufgethan. Der junge Zuwachs sei von dem „Creutz-Saltze“ noch wenig durchläutert. Diese jungen Leute hielten den Ankauf eines Ackerstücks für Tugend und die Belegung eines neuen Capitals für Wissenschaft, gute Sitte und Religion. Man schwatze und werde beschwatzt. Man hechle und werde durchgehechelt. Keiner schone des Andern und im Rückschlage sich selbst nicht. Seine Frau habe vor Kurzem Gelegenheit gehabt, etwas Ausführliches von dieser Verkehrtheit zu erfahren. Sie habe auch bemerken können, daß ihr Sohn mit eingemischet worden, eben „wegen des bekannten Mägdgens“ .....

Inzwischen betrieb Klopstock eifrig die Angelegenheiten der Seidenfärberei von Hartmann Rahn, der ihm nach Dänemark gefolgt war. Der Dichter soll sogar eine Zeitlang Geschäftstheilnehmer derselben gewesen sein. Trotz mancher Vergünstigungen von Seiten des dänischen Staates konnte Klopstock doch erst am 11. April 1752 berichten, daß die Fabrik nun arbeiten werde. Eine der ersten „Roben“ solle für Gleim sein. Eine Aussicht auf

*) S. die Briefe Meta's an Giseke bei Lappenberg.

**) Die gemeinschaftliche Großmutter des Dichters und Fanny's.

bedeutenden Erfolg und auf den Gewinn von Reichthümern durch die Fabrik zeigte sich aber auch jetzt in Dänemark nicht. Vielleicht trug dies mit dazu bei, daß Klopstock endlich auf Fanny verzichten zu müssen glaubte.

Am 3. Juli 1752 zeigte Klopstock Kramern, der in Blankenburgs „altbardischer Gegend" den Brunnen trank, seine Verlobung mit Meta Moller an. Am 13. August 1752 ging dann der Sänger des Messias mit Gleim und Ramler bei Kramer zu Quedlinburg in die Kirche. Nachdem sie die Predigt dieses ehemaligen Bräutigams der „Radikin" gehört hatten, speisten sie bei Vater Klopstock im Geburtshause des Dichters. Klopstock blieb durch seine Reisen nach Quedlinburg und Halberstadt in der engsten Verbindung mit Preußen. Erst als er später Dänemark verließ und nach Hamburg zog, wurde ihm dieses bald zur neuen deutschen Heimat.

Der Verkehr der beiden Dichter Gleim und Klopstock in Halberstadt und Quedlinburg war bei jeder Gelegenheit ungemein lebhaft. Selten kamen sie zu Fuße auf Besuch zu einander, um ihre Pferde zu schonen. Bald hatten sie jeder ein Reitpferd, bald hatte nur Gleim eins. Zuweilen kehrte die ärmere quedlinburger Poetenfamilie mit geborgten Mänteln und Tüchern vom Besuche bei Gleim nach Hause zurück. Am 5. December 1762 schickte Klopstock Gleims Pferd und Stiefel zurück und bat sich seine Schuh und seinen Gehstock dafür aus. Gleims reitende Boten an saumselige Correspondenten galten damals für das Gefährlichste, was einem anständigen Menschen begegnen konnte. Die sackgroben halberstädter Expressen zu Fuße und die Capitelsboten, welche nie ohne schriftliche Antwort in sinum amici zurückkehren durften, waren bis nach Braunschweig hin gefürchtet. Nur in Quedlinburg, wo sie selten ohne eine Schnepfe oder ein Rebhuhn erschienen, waren sie sogar beliebt. Mitunter wurde correspondirt durch ein „Mägdchen" von Quedlinburg, welches mit Briefen so schnell durch die Felder nach Halberstadt lief wie ein Pferd. Schon damals scheinen die Urgroßmütter der jetzigen quedlinburger

Gärtnersfrauen die Gegend bis nach Oschersleben hin als Samenhändlerinnen mit ihren Tragkörben durchzogen zu haben. Aus den Curien der halberstädter Domherren mögen sie aber wohl selten ohne eine Nachricht von dem gleimschen Freundeskreise für den alten Klopstock zurückgekehrt sein. Bald wurden bei ihm nun auch Pfirsiche von Gleim abgeliefert, wenn seine Schwiegertochter Meta in Quedlinburg war. Welche idyllische Zeiten!

Inzwischen wurde die früher sächsische Vaterstadt Klopstocks erst wirklich preußisch, als das dortige lutherische Frauenstift eine reformirte Schwester Friedrichs des Großen zur Aebtissin erhielt. Vater Klopstock selbst scheint hierüber freudig bewegt gewesen zu sein. Er meldet seinem Gleim in dem Briefe vom 9. April 1756, mit welcher Mühe sich die für die Freudenschüsse bestimmten Kanonen in dem aufgeweichten Erdreiche der guten Stadt Quedlinburg nähern. Der Dichter Giseke, der die Heirat des Dichters der Messiade mit Meta veranlaßt hatte, war jetzt Oberhofprediger zu Quedlinburg. Er hatte einen Sammetbeutel mit Geld zu erwarten nach der kirchlichen Einführung der Schwester Friedrichs des Großen. Bei Giseke und bei Vater Klopstock sollte Gleim mit zwei Personen während der bevorstehenden Festlichkeiten Wohnung nehmen. Aber zeitig sollte er kommen: denn Einen Tag lang wurden die Thore von Quedlinburg geschlossen, wenn auch bloße Fußgänger wohl später noch von den Bürgern durch ihre Gärten in die Stadt eingelassen werden konnten. — Alles schien in Quedlinburg jetzt anders zu werden. Selbst die Todten hatten vor der preußischen Prinzessin Amalie keine Ruhe mehr. Am Mittwoch nach dem Osterfeste 1756 ließ sie den Sarg mit der Mumie der Gräfin Aurora von Königsmark zum ersten male öffnen. *) An demselben Tage rissen die Preussen auch das Monument Hein-

*) Nur die Entdeckung, daß dieselbe zur Mumie geworden sei, war ohne Zweifel schon früher gemacht, so viel wir wissen, als eine mit der Königsmark verwandte Person sich zufällig den Sarg öffnen ließ.

richs des Vogelstellers im alten Münster auf, fanden aber nichts darin als außerordentlich große Knochen!

Es war sehr zu bedauern, daß die damals im Innern Preussens noch so sonderbaren Militairverhältnisse auch die Beziehungen des Dichters zu seiner Heimat verbitterten. Eigentlich ging er in Quedlinburg ab und zu, mußte sich aber gewissermaßen incognito dort aufhalten. Als er einst aus dem Thore von Quedlinburg ritt, wurde er angerufen. — Vor und nach der Schweizerreise und noch, als er in Kopenhagen war, wurde sein Vater seinethalber und auch der Brüder wegen chikanirt. Da er einst einen Geldwechsler in Quedlinburg suchte, mußte ihm der Vater vorschlagen, das Geschäft in Braunschweig zu machen. Hatte doch (wie Vater Klopstock bei dieser Gelegenheit den 27. Juni 1754 an Gleim schrieb) ein General schon die Absicht kundgegeben, das ganze väterliche Erbe des Dichters mit Beschlag zu belegen. Aber auch das Postamt zu Kopenhagen stand nach Vater Klopstocks Briefe an Gleim vom 5. Januar 1756 im Verdachte, vielleicht die Briefe des Dichters zu öffnen. Und doch war dieser nach dem Briefe des Vaters Klopstock an Gleim vom 9. April 1755 sogar geneigt gewesen, dänischer Gesandtschaftssecretair in London zu werden. Unter all diesen Umständen galt nun in erhöhtem Maße, was sein Vater schon am 16. Februar 1751 und am 13. März 1752 an Gleim geschrieben hatte: sein Sohn, der Dichter, liebe zuweilen das halbe Licht in Handschreiben. Er breche ab und höre auf, wenn man noch mehr zu lesen verlange.

Doch wir kehren nach Dänemark selbst zurück. Zunächst aber suchen wir Meta in Hamburg wieder auf. Wie hatte sie sich bald nach der Verlobung gesehnt, daß ihr Leben „ganz ehlich" würde ..... „So frei von aller Gesellschaft" ..... „Was brauchen wir Veränderung?" ..... „ach Gisekens, welch ein Leben! (hatte diese Seele von einem Weibe hinzugesetzt.) Sie spazieren doch den Abend noch?" Und wie fromm fügte sie später schon hinzu: „O wie wohl wählt der, der für uns gewählt hat!

Der unsre Geliebten so weit von uns geboren werden ließ, daß wir sie nicht kannten, und sie uns hernach so ferne herführte! So wunderbar! und so gut!" *)

Maßlos beglückt und entzückt, aber etwas krankhaft, wie Meta war; zur Schwärmerei geneigt, die sich schnell der erst durch Klopstock ihr näher bekannten religiösen Richtung bemächtigte, verstand sie aus ihrer Ehe mit dem Dichter des Messias ein Paradies auf Erden zu machen. Dieser ließ es sich gefallen. Indessen wurde Meta immer leidender. Um ihre Augen bildeten sich blaue Ringe. Und noch lange scherzte Klopstock in voller Liebeswuth, daß sie einem „Engel" nun immer ähnlicher werde! Sie starb im Wochenbette unter langen unsäglichen Schmerzen als erhabene christliche Dulderin. Aber ein literarisches Denkmal, welches ihr Klopstock setzte, war nicht frei von eitler Selbstbespiegelung. Jedenfalls wurde dieses Denkmal erbaulicher durch Meta als durch Klopstock. Von der Tiefe seines Schmerzes werden wir nicht so überzeugt wie von dem Seelenleiden des streitbaren Lessing, als er seine Frau unter ganz ähnlichen Umständen verlor.

*) Lappenberg S. 123. 134.

## 2. Klopstocks Fanny als Madame Streuber in Eisenach.*)

„Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferstehn!
Dann wird ein Tag sein, den wirst Du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die Du einander, Natur, bestimmtest."

Klopstocks Ode an Fanny.

Man kennt Klopstocks Ode an Fanny von 1748. Sie wurde schon früh von Gleim als Klopstocks schönste Ode erkannt. Klopstock scheint schon bei ihrer Abfassung vorausgesehen zu haben, daß Fanny ihm auf Erden nicht angehören würde. Er wünscht aber für diesen Fall von ihr schon auf Erden das Geständniß, daß sie zwar einem beglückteren, doch keinem edleren Gatten als Klopstock angehöre. Allein darüber — so stellt er sich's in dieser Ode vor — kann auch das Weltgericht entscheiden. Er malt dann ihre späteren irdischen Beschäftigungen zwar idealisirt, aber nicht im Widerspruche mit der wirklich von ihr nachmals bewiesenen Geschäftigkeit aus. Nun läßt er eine lange Todesnacht für sich und Fanny eintreten und schildert in einem großartigen Gemisch von Heidenthum und lutherischer Orthodoxie endlich, wie am Tage des jüngsten Gerichtes — offenbar nach der Auferstehung des Fleisches — ein Seraph ihn verjüngt zu der jugendlichen Fanny führt, für welche ihn die „Natur" gleich anfangs auf Erden bestimmt hatte. Sein Leben auf Erden ist umwölkt und dunkel,

*) Nach Göchhausens ungedruckten Briefen.

der unbefriedigten und deshalb schwermuthsvollen Liebe zu Fanny geweiht. Die Cypresse aber ruft zu unaussprechlich süßen Freuden, die selbst das Lied verschweigen muß. So weit diese Ode Klopstocks, in welcher sich eine diesmal rein christliche Weltanschauung auf eine Weise mit dem echt Menschlichen in Verbindung setzt, wie wir es sonst nur in heidnischen und antiken Wendungen und Bildern zu finden gewohnt sind.

Inzwischen war es dem klopstockschen Freundeskreise und Klopstock selbst niemals gleichgültig, wie Fanny später über ihn dachte. An einem Herbsttage des Jahres 1770 saß der Kammerjunker von Göchhausen in Eisenach bei seinem Freunde, dem Kaufmann Streuber und bei dessen Frau — es war Klopstocks Cousine Fanny geborene Schmidt aus Langensalze. Fanny führte die französische Correspondenz ihres Mannes besonders nach Lyon.*) Auch das Gespräch bei Streubers drehte sich um französische Autoren, besonders um Rousseau. „Ich kann's gar nicht leiden — hob der Kammerjunker endlich an — wenn man immer von Ausländern redet. Als wenn man nicht Deutsche hätte, bei denen man zuerst anfangen sollte, weil man selbst doch ein Deutscher ist. Die deutsche Lectüre ist ebenso gut als die französische. Da ist zum Beispiel der Herr Gleim — — —" „„Kennen Sie Gleim, Herr Kammerjunker?"" sagte Frau Streuber. „Wir schreiben einander, Madame. Ich erwarte jetzt eine Antwort von ihm und Herrn Jacobi, der vielleicht schon bei ihm in Halberstadt sein wird." „„Jacobi? wer ist der, Herr Kammerjunker?"" „Wie, Madame? Sie kennen Jacobi nicht? Haben Sie seine Werke nicht gelesen?" „„Aha! ja, ich besinne mich, ich habe sie recensirt gefunden!"" „O, die müssen Sie morgen lesen, Madame. Ich werde sie Ihnen zuschicken." Madame Streuber nahm dies Versprechen an und fuhr fort: „„O, der gute Gleim! was muß er doch machen? Ehedem schrieb ich an ihn."" „Was sagen Sie, Madame?" rief der Kammerjunker. Er legte beide Hände auf

*) Ueber Seidenhandel?

die Kniespitzen, beugte sich gegen sie und erwartete die Antwort mit der größten Ungeduld. „„Ja wohl, Herr Kammerjunker, auch ich schrieb an Gleim! Ich lernte ihn in Langensalze kennen. Er ist ein Freund meines Bruders. Durch die Weitläufigkeit meines Hauswesens bin ich von diesem Briefwechsel abgekommen."" „Madame, wie konnten Sie den Verkehr mit Gleim aufgeben? Wünschen Sie ihn denn nicht einmal zu sehen?" — „„O ja!"" „Ich will ihn hierher bitten." — „„Thun Sie das, in meinem Namen, Herr Kammerjunker. Mein Haus steht zu Befehl, so lange er will."" Herr Streuber, ein recht guter Mann, stimmte bei, sagte aber, er kenne Herrn Gleim nicht. „Nun muß er kommen, Madame!" rief der Kammerjunker. „Aber darf er Jacobi nicht mitbringen?" „„Gut, Herr Kammerjunker, der soll auch mitkommen!"" riefen Herr und Frau Streuber. „Unvergleichlich, Madame! Und später fahren wir zusammen nach Halberstadt!" „„Vielleicht!"" riefen beide Ehegatten aus. Es war damals die Zeit, da man im halberstädtischen Freundeskreise sang:

O, schöner ist kein Glück auf Erden,
Als das, von Gleim geliebt zu werden.

Da von Gleim eine Antwort an Göchhausen auf die Einladung eintraf, die in dunklen Ausdrücken von dem früheren Liebhaber der Madame Streuber sprach und ihr in Gegenwart ihres Mannes vorgelegt werden sollte, nahm Göchhausen den melancholischen Ton des gleimschen Briefes für die Sprache des eigenen Verlustes. „Ha ha ha! schrieb er deshalb an Gleim den 6. Nov. 1770. Ich wüßte nicht, wessen Mädchen Madame Streuber ehedem war? Halb wußte ich's und nun? Ja, nun weiß ich's ganz, daß sie Ihres (Gleims) war." In dieser Meinung hatte er ihr mit Rücksicht auf den „bösen" Streuber, wie er ihn jetzt nannte, heimlich nur einen unvollständigen Auszug aus Gleims Briefe übergeben. Es scheint, daß sich darauf lange, lange Zeit ein heimliches Gespräch des Kammerjunkers mit der vielbeschäftigten Fanny nicht gefügt hat. Jedoch klärte ihn Gleim nun endlich über das frühere Verhältniß der Frau Streuber zu Klopstock auf.

Nach Verlauf von beinahe zwei Jahren, den 6. Febr. 1772, schrieb Göchhausen an Gleim: „Was ich von Ihres Klopstocks Oden sage? O! sie reißen mich hin; das ist mein Urtheil. Und Madame Streuber? Sie kennen ihr Herz und ihr Gefühl noch besser als ich. Urtheilen Sie also selbst, ob Madame Streuber empfunden haben müsse, was Klopstock seiner Fanny singt."

Eine deutlichere Antwort war nicht zu erlangen. Wie es schien, wollte Fanny ihre Verlobung mit Klopstock für jene Welt ebenso wenig übereilen, als sie ihre Verlobung mit ihm für diese Welt übereilt hatte.

## 3. Klopstock und Done.

„Du zweifelst, daß ich Dich wie Meta liebe?
Wie Meta lieb ich, Done, Dich!" *)
Klopstock.

Nach Meta's Tode machte Klopstock nochmals einen Versuch, den Himmel mit seinen irdischen Gütern schon auf Erden zu erlangen. Der Dichter, der die angenehmsten Tage seiner Jugend während einer Domainenpachtung seines Vaters im Mansfeldischen verlebt hatte, ersah zwei der größten und schönsten Domainen in der Tiefebene dicht vor dem Harze als Schauplatz einer neuen allem Anscheine nach jedoch mehr irdischen als himmlischen Bewerbung. Wenn er aus Dänemark in die Heimat kam, so glänzten ihm bald hinter Wolfenbüttel etwa bei Roklum, dessen schöne Kibitzeier von Gleim besungen sind, vom Harze her vor allem die Schloßberge von Blankenburg und Haymburg als leuchtende Punkte entgegen. Eine Stunde vor Blankenburg, durch angenehme Wäldchen und hohe Kornfelder von ihm getrennt, liegt die Domaine Haymburg mit einem ansehnlichen Dorfe. Auf dem

*) Außer dem Gedichte an Done und der Vermuthung Lappenbergs, daß dieser Vorname Sidonie heißen solle, war bis jetzt noch nicht das Geringste — wenigstens nichts Richtiges — über dieselbe bekannt. Der Zuname war in den Briefen, die fast in jeder Beziehung eine falsche Deutung zulassen, nie geschrieben.

Berge neben der Domaine baute ein reicher Domainenpächter einen Pavillon über den Trümmern der vielleicht von Heinrich dem Vogelsteller gegründeten Haymburg, deren altgräfliche Bewohner ihr Erbe verhältnißmäßig früh den Grafen von Blankenburg zurücklassen mußten, bis sie alle zusammen von den Welfen beerbt wurden.

Am Fuße des alten haymburger Grafenschlosses war Klopstocks Done, das ist Louise Sidonie Wilhelmine Elisabeth Diedrich, erwachsen. Ihr Geburtstag war der 22. März 1742. Sie war vielleicht eine jener schönen und harmonischen, phlegmatischen doch nicht gerade kalten Naturen, wie sie noch jetzt auf den großen Domainen der Gegend im Verborgenen reifen. Gegen die Religion aber war sie ausnahmsweise gewiß weniger gleichgültig als dies z. B. bei ihrem Vater der Fall sein mochte. Bei Meta's Tode war sie sechzehn Jahre alt. Zwei Jahre später übernahm ihr Bruder die Pachtung des Vaters in Haymburg. Da der Bruder sich gleichzeitig mit einer Demoiselle Kühne aus Alvensleben vermählte, so zog Done mit den zahlreichen anderen Verwandten nach Blankenburg. Ja, der Vater scheint sogar die Domaine in Blankenburg selbst noch in Pacht genommen zu haben. Nun kam Klopstock im Sommer 1762 auf länger als ein Jahr aus Dänemark zum Besuch zu seiner „Frau Mutter". Er hatte in Blankenburg von Jugend auf verkehrt. Dort hatte er noch die von Friedrich dem Großen so günstig beurtheilte Herzogin Christine Luise, Maria Theresia's Großmutter, gesehen. Als dieselbe einst einen Schmaus gab, hatte Klopstock mit ihrem Oberküchenmeister über die Vorzüge der Harzschmerlen vor den Rebhühnern disputirt.*) Jetzt sah er Done in Blankenburg. Sie war das reichste Mädchen der Gegend. Sie erwiderte die Liebe

*) Lappenberg S. 386. 352. Was dagegen Done betrifft, ist erst von Herrn Schulinspector Meier auf unsere Veranlassung aus den Kirchenbüchern in Blankenburg und von uns aus Gleims ungedruckten Briefen an Uz vom 23. Jan. und 9. Aug. 1763 gezogen.

Klopstocks. Während er beabsichtigt hatte, den halben Winter bei Gleim zuzubringen, scheint Klopstock nun Done's wegen vom December 1762 bis zum Mai 1763 meist in Blankenburg gelebt zu haben. Done's Vater, der Amtsrath, war lange Zeit abwesend in Jerxheim (jetzt einer Eisenbahnstation zwischen Oschersleben und Wolfenbüttel) und in Haymburg. Er war der einzige Gegner der Verbindung.

Inzwischen hatte sich Klopstock in Dänemark mit dem Könige und seinen einflußreichsten Räthen befreundet und war auch in Deutschland seiner Nation werth geblieben. Auch mit dem braunschweigischen Fürstenhause verkehrte er. Done aber war nach seinem langen blankenburger Aufenthalte so verliebt in ihn „wie Cidli in Lazarus". Sie schwur dem heiligen Manne Treue, ihr Vater möge thun, was er wolle. Und so sehen wir denn das Haupt des halberstädter Domes, den Domdechanten von Spiegel selber, zweimal nach Haymburg reiten, bei Donens Vater um sie zu werben. Klopstock ließ Donens Vater durch den Domdechanten sagen, seine dänische Pension betrage 600 Thaler, den Louisd'or nur zu 4 Thaler gerechnet. Er könne dieselben verzehren, wo er wolle. Auch könne er seiner zweiten Frau mit Leichtigkeit 400 Thaler Wittwengehalt sichern, die sie gleichfalls verzehren könne, wo sie wolle. Nach Vollendung des Messias könne er auf Zulage rechnen oder ein Amt in Holstein annehmen, welches ja deutsch sei. — Aber wie auch die Boten rannten und die hohen Reiter durch die Felder jagten: der Domdechant selber erhielt als Freiwerber auf seinem zweiten Ritte in Haymburg bloß einen Korb in optima forma. „O die abscheulichen Mädchen! Difficile est satiram non scribere!" rief Gleim voller Erinnerungen an seine eigene Liebschaft mit einer Blankenburgerin in einem Briefe aus. Klopstocks Done war im August 1763 bereits mit dem braunschweigischen Hauptmann Georg Philipp Christian von König verlobt. Am 22. November 1763 wurden sie in Blankenburg getraut. In Gleims Hüttchen aber schrieb sie am 23. Juni 1795 (vielleicht als Wittwe) mit Bleifeder auf die Tapete: „Aus dem

Bösen kommt Gutes; so bringt mir das Gewirre des Lebens die Erneuerung in Gleims Freundschaftstempel." *)

Um die Zeit des Verhältnisses zu Done (1763) war es auch, daß Klopstock in Magdeburg mit dem vorbeifahrenden Friedrich dem Zweiten ein Compliment sehr in der Nähe wechselte. Gleim hatte ihn nochmals nach Magdeburg mitgenommen. Der Garten auf der glücklichen Insel gehörte jetzt einem Sohne Bachmanns. Klopstock blieb acht Tage bei diesem. Gleim verweilte nur Einen Abend und reiste dann weiter nach Berlin.**) Ueber den damaligen Besitzer des Gartens schrieb in jener Zeit Gleim an Uz, seine Frau, die Tochter des Geheimen Rathes Buchholz, sei nichts als eine schöne Bildsäule. Wie glücklich sie sich auch der Heirat wegen schätzen müßte, so hätten ihrem Manne seine hundert und fünfzigtausend Thaler ihr Herz nicht erkauft. Immer habe er nur das Glück der Liebe in der Ehe gewünscht, aber seine Wünsche wären unerfüllt geblieben. Eben dieser Bachmann fallirte später in Magdeburg. Er ***) tödtete sich selbst 1776 in Rußland. Ungewiß ist nur, ob er sich vergiftete oder erschoß. Vom preußischen Prinzen Heinrich nahm er vorher brieflich Abschied.

Auch bei Gleim und seiner Nichte weilte Klopstock während dieses Aufenthaltes in der Heimat noch acht Tage mit einem seiner

---

*) Die Unterschrift lautete „Dohne." Vergl. den Anhang. Da Done 1795 noch lebte, so ist sie nicht diejenige Geliebte Klopstocks, die bei Lappenberg S. 180 schon im Jahre 1767 als „in ihren letzten Wochen" verstorben bezeichnet wird. Diese letztere Dame ist vielmehr die sechste (noch ganz räthselhafte) Liebe Klopstocks.

**) Wir besuchten Bachmanns Garten 1870. Wir folgen hier übrigens den mündlichen und gedruckten Mittheilungen des nun schon verstorbenen Directors Wiggert in Magdeburg. Wir können dieselben nach Gleims Briefen an Uz aber namentlich auch darin berichtigen, daß Klopstock in Magdeburg nicht am Messias sondern am Salomo arbeitete. In Gleims Gegenwart las er aus dieser noch nicht ganz fertigen Arbeit vor, die dann Hechtel in Magdeburg verlegte und mit zwei Louisd'or für den Druckbogen bezahlte.

***) Nicht der Vater, wie Lappenberg meint. Wiggert kennt bloß den Sohn.

jüngeren Brüder und mit zweien seiner Schwestern. Auch die Gastfreundschaft des preußischen Adels ward nicht verschmäht.

Schon für den Frühling 1752 meldete Klopstock dem Obersten von Canneberg einen Besuch auf seinen Gütern in der Altmark an. Der Besuch scheint wegen ungenügender Einladung unterblieben zu sein. Während des Aufenthaltes in Blankenburg hätte Klopstock sich fast einmal auf eine geniale Weise zu den Schmausereien des halberstädter Domcapitels mitbringen lassen. Um die Zeit der letzten hoffnungslosen Reise des Domdechanten nach Hamburg hatte Klopstock für sich selber einen stolzen Rückzug aus Donens Umgebungen vorbereitet. Schon wurden nämlich vor Klopstocks Elternhause in Quedlinburg die Rosse erwartet, die ihn zu dem Freiherrn Achatz Ferdinand von der Asseburg-Falkenstein, dessen Denkwürdigkeiten 1842 in der nicolaischen Buchhandlung zu Berlin erschienen, in das friedliche Selkethal abholen sollten. Und mit so vielem Gepränge scheint dieser Besuch bei dem berühmten russisch-preußischen Diplomaten ausgeführt zu sein, daß von Klopstocks Aufenthalte im Selkethale eine Ueberlieferung fortlebt, während alle seine viel lebensvolleren und interessanteren Beziehungen zu Blankenburg und Thale vergessen sind. Fromme Christen betrachten das ganze untere Selkethal mit Ehrfurcht, weil dort Klopstock am Messias gedichtet haben soll. Verbürgt ist nur, daß auch der Sänger des Messias oft und lebhaft in den weiten und hohen Forsten jagte, wohin in unseren Tagen die asseburgischen Oberjägermeister so oft die Könige von Preußen und Bismarck zur Jagd einluden.

Gerade um die Zeit der Abreise Klopstocks aus der Heimat stand Friedrich im Begriffe über diese alle vollendeten Segnungen eines goldnen Friedens auszuschütten. In dieser Zeit ließ Klopstock noch durch den Dichter der Lieder eines preußischen Grenadiers für den Sohn des Predigers Resewitz, des letzten jener quedlinburger Geistlichen, die ihm als Trabanten nach Dänemark folgten, eine kleine hübsche Trommel in Halberstadt zu einem Thaler kaufen. Kühl und vornehm zog sich Klopstock dann aus der Heimat nach dem Norden zurück. Ein Vierteljahr nach Donens

Heirat nannte ihn Gleim hinter seinem Rücken einen halben Dänen.

Wenn nun aber auch in der nationalen Poesie, die bei Klopstock allmählig die religiöse verdrängte, zuletzt ein gewisses dänisches Zopfthum, das aus der skandinavischen Mythologie stammte, vorherrschend geworden ist, so finden wir doch in diesen Dichtungen allerdings auch ein lebensfrisches und echt deutsches Element. Gegen die Freunde und Verehrer in der Heimat, welche ihm die Tochter des braunschweigischen Amtsrathes nicht hatten erreiten und erjagen können, wurde er allerdings von nun an etwas kälter als bisher. Aber die Heimat war dem edlen und genialen Dichter, seit ihn eine durchaus verheimlichte Neigung an dieselbe fesselte, viel theurer geworden als zuvor.

Nur zehn Minuten entfernt von dem Eisenbahngasthofe Zehnpfund in Thale, in dessen großem Saale sich jetzt täglich viele Hunderte laben, lagerten einst nach Ramlers Briefe Klopstock, Cramer, Gleim und Ramler unter freiem Himmel am Flüßchen „Bude" (Bode) unter der Roßtrappe. Gleim hatte eine große Flasche Rothwein mitgenommen. Diese wollte er zur Kühlung in die „Bude" setzen, stieß aber an einen der noch heute daliegenden Steine und der Wein mischte sich mit der schäumenden „Bude". Ramler erfüllte die Einöde mit jämmerlichen Klagen..... Hier, „im Thale", wo Gleims Rothweinflasche zersprungen war, unter'm Felsen ließ dann später Klopstock die Aldermänner seiner deutschen Gelehrtenrepublik unter allerlei sittsamen Gesprächen über Alterthümer und literarische Neuigkeiten umherwandern.

Aber auch seine Hermansschlacht verlegte Klopstock aller Geschichte zum Trotz an den Fuß der Roßtrappe. Der hohe Berg Cheruscas, von dem er dort spricht, ist der Brocken. Der Fluß, der von diesem kommt, die Bode. Auf dem zweiten großen Felsen an der Bode ist nach Klopstock Hermann geboren. Er machte Gleim selbst darauf aufmerksam, daß dies der Schloßberg zu Quedlinburg mit dem Grabe Heinrichs des Vogelstellers sei. Der erste Felsen, bei dem Austritte der Bode in die Ebene, ist die

Roßtrappe. Die Roßtrappe selbst hielt Klopstock für einen Wodansaltar. Deshalb läßt er während der Schlacht Hermans Vater mit Druiden und Barden dort opfern. Auch die Zurufe an das Heer ertönen nach Klopstock von dort herab. In dem Bardiet Herman und die Fürsten wird die winterliche Bode beschrieben. In dem Bardiet Hermans Tod beschreibt der Dichter den ganzen Lauf der Bode zwischen Trefeburg und Thale sehr anmuthig durch ein Fischerlied. Auch stellt er hier die ganze Beschäftigung der Bauern, Jäger und Hirten im Bodethale auf eine Weise, die meiner Meinung nach Schiller zu dem liederartigen Anfange des Wilhelm Tell angeregt hat, in Liedern dar. Es war eine der wunderlichsten Ideen Klopstocks, daß Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig mit seinen Soldaten die Hermansschlacht auf der Roßtrappe oder dem Regensteine theatralisch darstellen und das preußische Militair aus Quedlinburg als Zuschauer einladen solle.

Vor allen Dingen würde Klopstocks Gedicht „Edone" als eine sinnreiche wenn auch späte Erinnerung an die Thäler der Heimat und an Done erscheinen. Aber leider dürfte uns eine sorgfältige Interpretation nöthigen es auf — Cäcilie Ambrosius in Flensburg zu beziehen! Klopstock unterhielt, dem Gedanken einer Verlobung nicht abgeneigt, mit ihr ohne sie gesehen zu haben eine lange Correspondenz.*) Während der Dauer derselben sprach er 1769 in dem Gedichte „Edone" wie es scheint von einem weiblichen Wesen, welches für ihn damals erst eine Vorstellung oder „Erscheinung" war. Durch die erste Begegung sollte es für ihn zur Wirklichkeit — „Edone selbst" — werden. Er hoffte noch ihr Myrtenzweige zu flechten, d. h. sich mit ihr verloben zu können.

Die erste Begegnung zwischen Klopstock und Cäcilie Ambrosius endigte jedoch das ganze Verhältniß. Die Möglichkeit, daß Klopstock sie nicht schön genug fand, ist dabei noch nicht völlig ausgeschlossen.

*) Bei Lappenberg S. 167—233.

## 4. Klopstocks letzte vierzig Jahre.

„Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Maale schon ernstes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit Euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht."
Klopstock.

Man muß gestehen, daß der klopstockische Kreis zu Kopenhagen sich bald sehr nett eingerichtet hatte. Aus dem Landhause von Resewitz, dem ehemaligen Mitarbeiter der Literaturbriefe, trat man 1769 bei Kopenhagen in Wäldchen und auf Wiesen. Die Grenze bildete links ein großer See mit grünenden Inseln und buschigem Gestade. Ganze Herden von Schwänen befanden sich darauf. Zu Cramer in Sandholm führte eine Straße in einer halben Stunde. Von dem Landhause aus eine Stunde entfernt wohnte Klopstock in einem Schlosse.

Allein diese deutsche Idylle in Kopenhagen sollte nicht lange ungestört bleiben. Klopstocks wohldenkender Freund, der Minister Bernstorff, hatte doch manche nothwendige Reformen versäumt. Die Leibeigenen mußten noch übermäßig frohnden. Klopstock selbst scheint es bei Struensee's revolutionärem Auftreten in Kopenhagen wie Schuppen von den Augen gefallen zu sein. Er schickte einen jungen dänischen Bauern an Gleim, damit er auf einem der großen Güter in Klopstocks Heimat als Lehrling einträte. Gleim brachte ihn zu einem deutschen Bauern. „Was hör' ich? schrieb Gleim bei dieser Gelegenheit zurück. Die dänischen Bauern haben nichts Eignes und Klopstock ist ein Däne?" In der That

hatte Bernstorff gerade den Tag vor Abfassung dieses Briefes von Gleim sein Portefeuille abgeben müssen. Klopstock zog sich nun von Kopenhagen und von Bernstorffs Gute nach Hamburg zurück, wo er zunächst auf dem Kamp im fürstlich eutinischen Hause wohnte. Noch eines eigenthümlichen Umstandes will ich gedenken. Auch Cramers Stellung schien in Dänemark wankend zu werden. Gleim und Klopstock suchten ihn daher als Abt nach Klosterbergen in Magdeburg zu bringen. Endlich aber ging aus diesen Kreisen nur der junge Theologe Funk nach Magdeburg, dessen Familie dort später das magdeburgische Kirchengesangbuch in Klopstocks Sinne und Geiste eingeführt zu haben scheint.

Von Klopstocks Brüdern hatte auch Karl, ein feiner Kopf, noch Theologie studirt. Er war der weichste und wissenschaftlich am besten unterrichtete unter allen den Brüdern, auch im Orgelspiel und in der Kenntniß der Malerei gleich ausgezeichnet. Auf Schulen und Universitäten stützte er sich immer in seiner Armuth auf die Empfehlungen des Dichters. Um so auffallender ist es, daß er im Preußischen nicht als Prediger ankam. 1764 aber berichtete der Dichter des Messias in einem Briefe, sein Bruder, der in Hüttenrode eine braunschweigische Pfarre hatte, wolle aufhören, ein „Heiliger" zu sein. In der That wurde der geistreiche junge Mann nun dänischer Legationssecretair in Madrid und im Haag. Er versah aber, wenigstens anfangs, dabei auch das Amt eines Gesandtschaftspredigers. Am 5. Februar 1775 reiste er aus Spanien ab, traf den Dichter in Rastatt und begleitete ihn auf der Rückreise nach dem bekannten Aufenthalte in Baden. Von Cassel aus reiste dieser über Göttingen und Hannover nach Hamburg zurück. Karl zog über Quedlinburg, wo nun auch die Mutter todt war.

Seit langer Zeit befand sich die Familie des Dichters in traurigen Verhältnissen. Der alte Klopstock war schon seit seiner Pachtung in schlimme Processe verwickelt. Verwandte kamen zuletzt zu ihm ins Haus gereist und zankten um ein Lehen, wie es scheint besonders um eine Mühle. Sie verzehrten gefräßig sein

Gut, während er krank im Bette lag. Er klagte dies Alles seinem Gleim. Nach seinem Tode condolirten diese Zänker mit vorsündfluthlichen Trostbriefen, großprahlerisch mit „franco tout" bezeichnet und an die „hochedelgeborne Trauerfrau" adressirt.

Am 21. October 1772 wies Klopstock, der Dichter, Gleim an, seiner Mutter zehn Thaler zu geben, die er ihm sicherlich nie zurückgegeben hat. Wie es scheint, sollte sie ein Fest damit feiern: das Fest der Vollendung der Messiade! Aber unter welchen traurigen Umständen! Ihr Sohn Victor hat in Hamburg fallirt. Er hat sogar fliehen müssen. Der Dichter hofft ihn zurückrufen zu können, aber nur als Makler. Gleim sollte die Mutter mit dem Gelde und der Freudenbotschaft aufrichten. Die Trauernachricht kannte sie schon durch Lerche. — Wer war denn Lerche? — Der Liebhaber einer Schwester Klopstocks, ein kleiner Kaufmann in Quedlinburg, dessen ehrliche Absichten auf Klopstocks Schwester nicht immer über alle Zweifel erhaben waren. — Bruder Victor wollte den Schwestern die Möbeln der Eltern und 220 Thaler abnehmen. Der zartfühlende Karl entschied auf der Rückreise aus Spanien, daß dies den Schwestern in Quedlinburg verbleiben solle, „wie sehr auch Victor" schreien möge.

Etwa mit Ausnahme Victors erklärten sich die Brüder noch 1776 bereit, für die Schwestern zu sorgen, nicht aber ihnen in alle Ewigkeit einen eigenen Hausstand zu Quedlinburg zu erhalten. Noch drei Jahre später sandte Karl einmal eine Gabe für die Schwestern an Gleim. Bei diesem hatten sowohl Klopstocks Vater als Klopstocks Mutter in ihren letzten Lebensjahren geborgt. Sogleich nach Empfang des Briefes von Karl Klopstock setzte sich der Dichter der preußischen Grenadierlieder mit seiner „Hausnichte" in die Kutsche und überbrachte den Schwestern die Gabe ihres Bruders. Er fand aber die Schwestern in ihrem Elternhause bei Wasser und Brot sitzend. Die älteste wollte noch immer Lerchen heiraten. Lerche unterstützte sie, machte aber zur Heirat keine Anstalt. Von dem Dichter des Messias erwarteten sie nichts mehr für sich. Noch 1770 hatte er, erfinderischen Geistes wie er war,

selbst die Donau hinunter „durch die Weinlese" nach Wien fahren wollen. Nun aber hatte Karl schon von dem Dichter geschrieben, Friedrich sei „kein Weiser und kein Reiser" mehr. Durch Metas Nichte, die Frau von Winthem, wurde er verzärtelt und versäumte selbst eine abermalige Reise nach Baden. Wie gern hätte eine der beiden Schwestern die Stelle der verstorbenen Meta in seinem Hauswesen versehen! Hatte sich doch von Winthems Lage in letzter Zeit verbessert, und doch theilte Friedrich noch immer nur mit der winthemschen Familie, „oder vielmehr — wie Karl bitter geschrieben hatte — mit der Frau."

Als Gleim von dieser Frühjahrsreise aus Quedlinburg zurückgekehrt war, schrieb er an Klopstocks Bruder, den Gesandtschaftssecretair, die bedenklichen Worte: „Die Klopstöcke sind böse, böse Menschenkinder!" *) Alberti beklatschte den Dichter wegen seines „lebhaften Verkehrs" mit der Frau von Winthem. Der Dichter nahm dies sehr übel, würde aber, wie er sehr bezeichnend sagte, eine Erinnerung hingenommen haben. Wirkliche Anschuldigungen sind auch in dieser Angelegenheit nicht gegen Klopstock erhoben. Dennoch wird man uns schon wegen dieser lange fortgesetzten Unschicklichkeit unsere Abneigung gegen seine hamburger „Frauengestalten" wohl überhaupt nicht sehr verargen können.

Indessen heiratete ja Klopstock seine Wintheme endlich noch 1781. Hatte Meta zuletzt selbst im Heiligenschein der früheren religiösen Dichtung Klopstocks entsprochen: so wurde das „deutsche Mädchen" Frau von Winthem nicht ohne Künstelei die Personification seiner nationalen Poesie. Ein klein wenig Eitelkeit und Schwäche des Alters wird man aber daneben einem Dichter wohl

*) Besser als irgend etwas Anderes charakterisirt es die Art und Weise der Herausgabe der Correspondenz zwischen Klopstock und Gleim durch Klamer Schmidt, daß er in dem Briefe vom 22. März 1779 Alles, was sich auf die Schwestern und Frau von Winthem bezieht, gestrichen und dadurch jenem Ausrufe Gleims eine Wendung gegeben hat, als beklagte Gleim sich bloß, weil er von Klopstock nicht genug Briefe erhalte.

zu gute halten dürfen, welcher selbst von sich bekannt hat, daß er eine Stute reite, die von Julchen Reventlow Malwine getauft sei, die er aber selbst gern für einen Hengst gelten lasse.

Durch den sorgsamen und erziehenden Einfluß des Dichters blühte endlich dessen von Alters her mit so vielen glücklichen Ehen gesegnete Familie empor. Klopstocks Schwager Hartmann Rahn, der „Marquis", ist als Fichte's Schwiegervater gestorben. Sogar Bruder Victor rappelte sich in dem gewerbreichen hamburger Leben wieder empor. Er starb dort als — Zeitungsredacteur mit dem Titel eines badischen Commercienrathes. Sogar eine der besseren Oden wurde an diesen Bruder gerichtet, durch welchen der Dichter vielleicht zu der hamburger Journalistik eine ähnliche Stellung erhielt, wie Lessing durch seinen Bruder zu der berliner. Da Klopstock in Hamburg nicht mehr abkommen zu können schien, reiste Gleim einmal nach Hamburg, wurde gehätschelt wie Klopstock selbst und fand, daß Alles gut war.

In Quedlinburg machte endlich sogar Kaufmann Lerche Anstalten, sich mit den Klopstöcken zu verschwägern, indem er sich herbeiließ seiner langjährigen Braut noch eine Reihe von Jahren einer kinderlosen Ehe zu schenken. Außer Lerche's Wittwe stand das väterliche Haus in Quedlinburg als ein Asyl auch den andern Wittwen unter den Schwestern — und unter diesen allerdings einer geschiedenen Hofräthin aus Jena — wieder offen. So ward es der Familie erhalten bis zu dem auch für Quedlinburg merkwürdigen Jahre 1809, in welchem die durchreitenden Todtenköpfe (schwarzen Husaren) des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels auf dem Cleers mit Klopstocks Landsmänninnen ein bekanntes fröhliches Volksfest feierten.

Der Vater dieses Herzogs, Karl Wilhelm Ferdinand, hatte drei Jahre früher nach der Schlacht bei Jena auf dem Kirchhofe zu Ottensen endlich Ruhe gefunden, wo auch der Dichter Klopstock schon seit 1803 neben seinen beiden Frauen ruhte. Karl Wilhelm Ferdinand war auch Donens Landesherr gewesen. Und um die merkwürdigen Combinationen des Augenblicks voll zu machen, so

war der damalige Nachbar Klopstocks in der Kirche zu Ottensen derselbe Herzog von Braunschweig, wegen dessen Klopstock am 24. September 1788 etwas voreilig an Ebert nach Braunschweig geschrieben hatte: der nunmehrige König von Preußen sei ja deutsch gesinnt; der Herzog sollte doch den König veranlassen, etwas für Klopstock zu thun!

Wer die Angriffe Klopstocks auf Friedrich den Großen allgemein aus Klopstocks sittlich religiösem Charakter herleiten wollte, würde Klopstock zu hoch und Friedrich zu tief stellen müssen. *) In dem Kreise der preußischen Dichter war es allgemein bekannt, daß Klopstocks Abneigung gegen Berlin auf seiner Verstimmung gegen Sulzer und Sack beruhe. Wer nun aber darauf, daß Klopstocks Angriffe auf Friedrich nach unserer Darstellung mehr als die Folge seiner durch Sack fast erzwungenen Auswanderung aus Preußen und der geliebten Heimat erscheinen, ganz im Gegentheil einen sittlichen Vorwurf gegen Klopstock gründen wollte: den müßten wir daran erinnern, daß diese Stellen sich doch mit den Grundideen seiner Oden, besonders in so weit sie sich eben auf Religion und Staat beziehen, in der vollkommensten Uebereinstimmung befinden.

Klopstock, der Sänger Golgatha's, aber zugleich der Lehrling der Griechen, sah die Offenbarung des Göttlichen nicht bloß in der Religion, sondern auch in der Dichtkunst. In der frommen und strengen Republik Zürich wegen seiner munteren deutschen Jugendsitten mehr beschämt als erbittert, jedem weitschichtigen Cäsarismus von vorn herein abgeneigt, aber auch vor den kleinen Fürsten und Aebtissinnen seiner Heimat ohne Hochachtung, sah er beinahe die einzige Möglichkeit die Fahne der Monarchie dauernd über der Fahne der Republik zu erhalten in

*) In Cauers sonst vortrefflichem Aufsatze zur Literatur und Polemik gegen Friedrich den Großen (preuß. Jahrb. 1863 S. 1—18) haben die Angriffe Klopstocks auf Friedrich noch ein gar zu ernstes Aussehen, weil die literarhistorischen und biographischen Nebenumstände nicht berücksichtigt werden.

der Herbeiführung des augusteischen Zeitalters. Erst dadurch und durch Wohlthun überhaupt, aber nicht durch ihren Glauben, werden die Könige in seinen Augen die Ebenbilder Gottes. Allein Klopstock selbst muß aus dem kriegerischen Preußen zu den friedlich gewordenen Normannen weichen. Friedrich der Große will kein deutscher Augustus sein. Deshalb wird allerdings das Gedicht von Klopstock auf Friedrich den Großen, leider! für Heinrich den Finkler abgeändert. Dieser erscheint mit Herman in Klopstocks Augen allein noch als das Muster eines deutschen Fürsten wegen der von ihnen beiden glücklich in ihrem Lande geführten Befreiungskriege. Und hier ist der Punct, wo Klopstock geradezu zum Propheten für 1813 wird, wie denn der alte Jahn wenige Dichter höher verehrt hat als ihn.

Als Klopstock starb, sandte Meta seinen alten Hut nach Halberstadt, damit er bei dem alten Hute Friedrichs aufbewahrt werden sollte, welchen der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand geschickt hatte. Und wie Gleim, so läßt sich der Niedersachse überhaupt das reine und ungetrübte Andenken Klopstocks bis auf den heutigen Tag nicht nehmen. Zu seinem Andenken bläst der Norddeutsche bis auf den heutigen Tag von Rathhäusern und Kirchthürmen herunter. Wenigstens geschieht dies noch jetzt in Quedlinburg an seinem Geburtstage. Und noch nie war ein deutscher Dichter mit solchen Ehren begraben wie Klopstock von den Hamburgern.

# VI.

# Die Schrift Friedrichs des Großen

über die

## deutsche Literatur und sein Tod.

## 1. Gellert und der Nachdruck.

„Wie sie*) der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde."
Calderon.

Während des siebenjährigen Krieges hatte Friedrich in Sachsen die Bekanntschaft einiger damals dort ziemlich angesehenen Schriftsteller gemacht. Er hatte Gottsched empfangen. Diesen hatte Ramler schon am 4. October 1749 den Büttel in der „Republik der Dichter" genannt. Wegen des Einflusses der schweizerischen Richtung auf Friedrich konnte dessen Wohlwollen für Gottsched kein dauerndes sein. Dagegen sagte er von Gellert, welchen er gleichfalls in Leipzig sprach, 1780 in seiner Schrift über die deutsche Literatur, daß er sich einem Phädrus und Aesop an die Seite stelle.

Die Ueberzeugungen dieses deutschen Aesops während des wechselvollen siebenjährigen Krieges in dem damals so unruhigen Leipzig haben sich allem Anschein nach mehr auf die östreichische als auf die preußische Seite geneigt. An der Tafel der östreichischen Generäle in Sachsen trank der leipziger Moralprofessor seine eigene Weinsorte. Bei ihnen fühlte sich dieser sächsische Phädrus daher wie zu Hause. Bei Friedrich und seinen Offizieren war ihm vielleicht nie ganz wohl zu Muthe. In dem Falle, den

*) Die Bücher.

ich als Beispiel zunächst anführen werde, war dies freilich nicht zu verwundern.

Am 18. November 1758 ließ sich ein preußischer Husarenlieutenant vom Gefolge des Generals Malakowsky sehr ungestüm bei Gellert melden. Dieser war auf Alles gefaßt und nahm seinen Besuch an. Sogleich trat ein hagerer schwarzer Mann mit drohenden Augen, kothigen Stiefeln und blutigen Sporen ein. Sein gelbes Haar war in einen großen Knoten und sein Bart in einige kleine Knoten geknüpft. Mit der linken Hand hielt er einen fürchterlichen Säbel, mit der rechten und im rechten Arme den Stock, ein paar Pistolen, die Mütze und eine Karbatsche mit Draht durchflochten.

„Was ist zu Ihrem Befehle?" fing Gellert zitternd an. „Haben Sie Ordre, mich zu arretiren? Ich bin unschuldig."

„„Sind Sie der berühmte Gellert?"" fragte der Offizier.

„Ja, ich bin Gellert."

„„Ich komme, Sie zu umarmen und meiner Freundschaft zu versichern,"" sagte der Lieutenant.

„Das ist zu viel Ehre für mich, Herr Lieutenant."

„„Ich biete Ihnen einen Antheil an meiner Beute an. Sie haben doch wohl keine Rubeln in Ihrer Chatouille: lesen Sie sich hier einige aus. Diese hier sind von einem Kosackenobristen, den ich bei Zorndorf vom Pferde hieb, und jene da von der Frau eines russischen Offiziers, der auf der Flucht mit dem Pferde stürzte.""

Gellert überlief es eiskalt. „Ferne sei es, Herr Lieutenant (so sprach er), daß ich Ihnen einen Theil Ihrer Beute entzöge. Behalten Sie Ihre Rubeln."

„„Aber Sie müssen ein Andenken von mir nehmen, Herr Professor. Gefallen Ihnen diese Pistolen? Es sind sibirische, und die Peitsche ist eine Knute. Beides ist zu Ihren Diensten. Ich habe noch viel treffliches Gewehr erbeutet, türkisches und tatarisches. Es steht bei Eulenburg *) und was Sie davon verlangen, will ich Ihnen schicken.""

*) Eilenburg?

Gellert sagte, daß die Bücher seine einzigen Waffen wären und bot ihm ein Andenken aus seinem Bücherschranke an.

„„Geben Sie mir Ihre Trostgründe gegen ein sieches Leben,““ sagte der Offizier, „„für den Fall, daß ich etwa noch von den Russen blessirt würde. Denn die Russen, das ist ein schreckliches Volk. Sie stehen wie die Berge fest, und man arbeitet sich müde und todt, ehe man sie zum Weichen bringt.““

Jetzt wollte er Gellert die Bataille von Zorndorf erzählen. Aber die Uhr schlug und Gellerts Zuhörer kamen haufenweise. Der Lieutenant bot Gellert nochmals sein Gewehr an, besah sein Katheder, umarmte ihn, wünschte ihm viel Gutes und ging.

Gellert begleitete ihn die Treppe hinab. Diese hielt sein Bursche mit mehreren anderen Husaren besetzt. Der Bursche nahm ihm die „Leutpeitsche“ ab. „„Peter,“ rief der Offizier, „das ist der Herr, der die schwedische Gräfin geschrieben hat.““ Peter sah den Dichter starr an und griff ehrerbietig an die Mütze. Die anderen Husaren bückten sich gleichfalls sehr tief vor ihm.

Allein nun begann der Offizier nochmals: „„Kann ich Ihnen irgendwie bei dem General von Malakowsky dienen?““

„Nicht im geringsten,“ antwortete Gellert.

„„Oder bei dem General Dohna?““

„Ich danke unterthänigst.“

„„Oder bei dem Könige?““

„Empfehlen Sie ihm den Frieden fußfällig in meinem Namen,“ rief Gellert und eilte in sein Colleg.

Aber schon am Mittwoch den 29. November vor 11 Uhr früh ließ sich auch der neunzehnjährige Graf Dohna, „Adjutant bei seinem Herrn Vater,“ melden. Er wußte alle Schriften Gellerts auswendig, sogar den Grandison und versicherte, daß der wahre Heldenmuth in der Schlacht nur in einem guten Gewissen und im Gottvertrauen bestehe, daß die Freigeister in der Schlacht die verzagtesten Geschöpfe wären, und daß er Gellert besonders wegen seiner Lieder sehr hoch hielte. Zuletzt bat er Gellert um eine Frau wie die schwedische Gräfin oder wie Lott-

chen in den zärtlichen Schwestern. Plötzlich aber trat ein Corporal ins Zimmer und meldete, daß die sämmtlichen Offiziere eines ganzen Regiments mit einem Feldprediger vor der Thür ständen und Gellerts Vorlesung hören wollten! *)

Wie lieb indessen Gellert auch vielen tapferen preußischen Offizieren und vielleicht dem Könige selbst sein mochte, so wurde diesem geistlichen Dichter oder seinen Freunden in Preußen doch gelegentlich selbst die Erfüllung eines sehr bescheidenen Wunsches versagt. Einst bemühte sich Sulzer vergeblich, ihm ein Privilegium gegen den Nachdruck in Preußen für seine Werke zu verschaffen. Leider war Sulzer selbst nicht hinlänglich von der Verderblichkeit des Nachdrucks überzeugt, um Gellerts Sache gegen die Nachdrucker in Preußen führen zu können. Er huldigte vielmehr gleich Friedrich und allen seinen Räthen im Princip jenem falschen Mercantilsystem, welches, auf den Buchhandel angewandt, eine Schrift viel lieber im eigenen Lande nachdrucken ließ, als daß man das Geld für einige Exemplare der rechtmäßigen Ausgabe über die Grenze wandern sah. Als daher Gleim von Klopstock gebeten wurde, ihm ein Privilegium gegen den Nachdruck des Messias in Preußen zu verschaffen, wagte der Sänger der Lieder eines preußischen Grenadiers nicht einmal, sich in dieser Beziehung für Klopstock zu verwenden.**) Er überließ es Klopstock

---

*) Gellert erzählt den Besuch des Husarenoffiziers und des jungen Dohna in dem Briefe an ein adliges Fräulein, von welchem durch Klopstocks Bruder Karl (s. oben S. 149) eine Abschrift in Gleims Hände kam, die uns handschriftlich vorlag.

**) Bei dieser Gelegenheit erzählte Gleim in einem Briefe an Klopstock, von dem er zum Theil Abschrift behielt, auch das Obige über Gellert und Sulzer. Andere mögen entscheiden, ob es mit Gleims Berichte über den Nachdruck der Werke Gellerts zu vereinigen ist, daß Heinsius („Friedrich und sein Jahrhundert" S. 79) sagt: „Auch ermunterte der König den Buchhändler Pauli, eine Schulausgabe von Gellerts Fabeln zu veranstalten, auf die er ihm ein ausschließliches Privilegium ertheilte."

selbst, ob er dem Herrn von Zedlitz deshalb eine Eingabe für den König senden wolle. Gleim, Klopstock und Lessing versuchten übrigens die verschiedensten Heilmittel gegen die nationalökonomischen Gebrechen des damaligen engherzigen deutschen Buchhandels in Anwendung zu bringen.

---

## 2. König Friedrich und Kaiser Joseph.

„Ah Zukunft!
Die beiden Namen — — —."

Klopstock.

Wie fern lag doch beim Schlusse des siebenjährigen Krieges schon die idyllische Zeit, in welcher der Pastor Lange zu Laublingen eine literarische Macht gewesen war. In Gleims Briefe an Hirzel vom 17. März 1747 heißt es, daß die berliner Dichter von nichts als von Lange's Doris, von Laublingen „und wie man daselbst bezaubert wird, wenn man dahin kommt," zu sprechen pflegten. Dabei tranken sie Lange's Gesundheit im Kreise herum. Im Jahre 1747 war es von der größten Bedeutung gewesen, wenn Lange dem General Stille, der in Lange's „Gesellgem" mit einem M zeichnete, einen deutschen Dichter empfahl. „Wie viel werden Sie noch zur Verbesserung des Geschmacks beitragen!" hatte Gleim 1745 an Lange geschrieben. Aber am 28. Januar 1758 hatte Lange ausdrücklich anerkennen müssen, daß Gleim ihm als Kriegsdichter überlegen sei.

Indessen hatte der General Stille zu Friedrich doch mit mehr Erfolg über den Pastor Lange als über Kleist, den Offizier des Königs, gesprochen. Nach Stille's Tode aber hatte der Pastor Lange den Quintus Icilius zum Freunde. Wegen der geringen Kenntniß des Hofes von der deutschen Literatur erregte daher

Pastor Lange, der 1747 sein größtes Glück darin gesehen hatte, sich mit Kleist, Gleim und Hirzel zu Laublingen acht Tage lang an einem Tische bei dem „weißen Gischte" des „Breyhahns in hellen Gläsern" in Knasterwolken einhüllen und gegenseitig vergöttern zu können, durch eine Reise nach Berlin in den literarischen Kreisen des Landes Aufsehen. In einem ungedruckten Briefe an seinen Jugendfreund Götz aus Halberstadt vom 6. Febr. 1764 schreibt allerdings Gleim schon ziemlich besonnen: „Ob es wohl heißt, daß vor wenigen Tagen der König Herrn Langen, den Sänger der horazischen Oden, zu sich berufen hätte und ich heute aus Berlin benachrichtigt werde, daß er sich wirklich zu Berlin befindet, so zweifle ich doch, daß er als Dichter hinberufen ist. Herr Lange hat sich auch auf die Oekonomie, Physik und Chemie gelegt und der König, der itzt Alles hervorsucht, um wieder herzustellen, was der Krieg verdorben hat, mag seinen Vorschlägen Gehör geben wollen." Ueber den Inhalt der Unterredung Friedrichs mit dem Pastor Lange im Jahre 1764 findet sich nirgends die geringste Nachricht. Wahrscheinlich hatte sich Lange die Audienz durch Quintus Icilius erbeten, um sich unter den damaligen Schriftstellern wieder ein Ansehen zu verschaffen. Ließ er doch offenbar, wie wir früher sahen, zu demselben Zwecke ihre früheren Briefe an ihn drucken, wobei er das Freundschaftliche und das Literarische arg vermischte. Erbot er sich doch deshalb am 15. März 1760 sogar, seinem alten Gegner Lessing eine Stelle zu verschaffen, was diesem, wie es scheint, nicht einmal Jemand zu hinterbringen wagte. Indessen hatte Gleim doch auch am 6. Febr. in sehr aufregender Form das Gerücht, daß der Pastor Lange an die Spitze einer deutschen Akademie in Berlin gestellt werden solle, seinem Klopstock gemeldet. Durch diese vollkommen nichtige Alarmnachricht aber scheint der Gedanke, eine Art von deutscher Akademie durch Joseph den Zweiten zu gründen, in Klopstock hervorgerufen zu sein. Klopstock, der seiner in jener Zeit, wie wir sahen, sehr bedürftigen Mutter ein etwas besseres Loos zu bereiten wünschte, dachte wohl nebenbei auch selbst durch Joseph in eine

vortheilhaftere Lage versetzt zu werden. Aber Joseph hielt ihm nicht einmal, was er ihm ganz allgemein für Andere bereits versprochen hatte. Klopstock rächte sich für die Wortbrüchigkeit Josephs durch die schwer verständliche Ode mit der sonderbaren Ueberschrift „die Roßtrappe".*)

*) Vergl. S. 146.

## 3. „De la littérature allemande."

„Er murrt: O Schmerz, als Held gesandt sein einem Volke,
Dem nie der Muse Bild erschien auf goldner Wolke;
August sein auf dem Thron, wenn kein Horaz ihm singt!
Was hilft's, vom fremden Schwan die fremden Federn borgen!
Und doch, was bleibt uns sonst? — Erschein', erschein', o Morgen,
Der uns den Götterliebling bringt!"

Er spricht's und ahnet nicht, daß jene Morgenröthe
Den Horizont schon küßt; daß schon der junge Goethe
Mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt."

Emanuel Geibel.

Ein großer deutscher Uebersetzungsplan war, wie wir gleichfalls schon erwähnten, früher von vornherein in einem gewissen Zusammenhange mit den Ideen des Königs von Ramler entworfen worden. Auch Ramler war damals von der Vorstellung ausgegangen, daß seine „dummen Landsleute" *) nicht mehr Deutsche sein, sondern Weltbürger werden sollten. Seitdem scheinen sich die werthlosen Uebersetzungen aus dem Lateinischen förmlich überstürzt zu haben. Besonders wurde Langemack von einem förmlichen Uebersetzungsfieber ergriffen. Die Polizeiwissenschaft hatte ihm bei der Polizei nichts genützt. Jetzt wurde er als Polizeisecretair entlassen. Ja, er versäumte auch sein Amt als Rathmann von Berlin und war in Gefahr, dasselbe gleichfalls zu verlieren. Alle seine Schriften wurden von Ramler stark corri-

*) S. Ramlers Brief an Ebert vom 13. Mai 1751 in Gleims Abschrift bei Ramlers handschriftlichen Briefen an Gleim. Vergl. S. 41.

girt. Dennoch rechnete ihn dieser nach seinem Tode in dem Briefe an Gleim vom 31. August 1763 zu den „Wenigen, die einen ganz geläuterten Geschmack" gehabt hätten. Auch war er ohne viele Umstände der deutsche Sallust genannt worden.

Diese ganze treibhausartige Uebersetzungsliteratur verdiente nun aber in der That kaum die Beachtung des Königs. Dagegen rühmte dieser, der im Alter die Bücher seine Kinderklapper nannte, am 10. Januar 1776 die Mitglieder seiner Akademie, weil sie nun die Anfertigung von deutschen Uebersetzungen der alten Classiker nicht mehr verschmähten. Er schätzte sich glücklich, jetzt die Classiker deutsch lesen zu können. Bis dahin hatte er sie entweder gar nicht oder durch jene älteren französischen Uebersetzungen kennen gelernt, welche im achtzehnten Jahrhundert eine weitere Verbreitung gefunden zu haben scheinen als jetzt selbst die mustergültigsten deutschen Uebersetzungen. Denn Frankreich hatte auch darin Deutschland einen Vorsprung abgewonnen, daß es verhältnißmäßig früh beinahe von allen lateinischen und griechischen Classikern elegante Uebersetzungen besaß. Entsprachen sie auch nicht den strengeren Ansprüchen, welche die Philologie stellen konnte, so fesselten sie doch jeden, der von dem Geiste der Alten und dem bloßen Inhalte ihrer Literatur Kenntniß nehmen wollte. Und eben in dieser Beziehung sollte nun nach der nicht unweisen Absicht Friedrichs die deutsche Literatur mit der französischen immer mehr und mehr den Wettkampf beginnen. In der Schrift über die deutsche Literatur sagt Friedrich auch, man müsse besonderen Fleiß darauf verwenden, alle alten und neuen Sprachen in die deutsche zu übersetzen. Daraus entspränge der doppelte Vortheil, daß wir unseren Ausdruck besserten und unsere Kenntnisse verallgemeinerten.

Friedrich theilte zwar die Vorliebe seiner Zeitgenossen für ein augusteisches, also imperialistisches Zeitalter. Doch gab seine Freiheitsliebe dem Republikaner Cicero noch den Vorzug vor Horaz. Besonders lieb war ihm Cicero's Lehre von den Pflichten. Vielleicht wurde er schon dadurch für das Buch gewonnen, daß

der Autor, während er das Familienleben mehr in den Hintergrund stellt, sich überall als einen in den höchsten Staatsverhältnissen erfahrenen Mann zeigt und alle sittlichen Obliegenheiten von einer gewissen staatsmännischen Höhe aus betrachtet. Der an Garve*) gerichteten Aufforderung des Königs zur Uebersetzung der Pflichtenlehre lag kein schlechter Gedanke zu Grunde. Noch heute erinnert uns „Garve's Ruhe" bei Charlottenbrunn daran, wie gewissenhaft sich dieser eudämonistisch-moralische Popularphilosoph in der vollkommenen Stille jenes schlesischen Badeortes während des Winters 1779—1780 einer Aufgabe widmete, welcher er sich ursprünglich nicht ohne alles Bedenken unterzogen hatte.

Das ganze Unternehmen war aber doch immer nur ein greisenhafter Versuch der Einsiedler von Charlottenbrunn und von Sans-Souci, noch die Weltanschauung der ciceronianischen Officien, wo nicht für das deutsche Volksleben, so doch für die deutsche Literatur in einem Augenblicke zu fixiren, da Goethe bereits den Wilhelm Meister auszuarbeiten begonnen hatte, in welchem nach der Ansicht des Predigers Jenisch aus Berlin zum ersten male die menschliche Natur von einem Dichter verstanden war. Einen solchen Eindruck, wie auf diesen berliner Prediger, der eine Borussias schrieb und sich endlich ersäufte, hat Goethe freilich weder auf die Kamarilla in Friedrichs Nähe (wenn bei ihm von einer solchen die Rede sein darf) noch auf die preußische Dichterschule gemacht. Erst die romantische Schule brachte 1798 Goethen zu Berlin in heißem Kampfe gegen die Namlerianer zur Anerkennung.**) Hatten die Schweizer in Berlin den König, der

*) Wir folgten hier ganz Bonnell's 1855 erschienenem Programme des friedrichswerderschen Gymnasii in Berlin über Garve's Uebersetzung von Cicero's Pflichten. Auf die pädagogische Seite der Angelegenheit gehen wir aber deswegen nicht ein, weil wir späterhin das preußische Schulwesen unter Friedrich dem Großen in ähnlicher Weise, wie jetzt die Beziehungen Friedrichs des Großen zur deutschen Literatur, besonders darzustellen gedenken.

**) Man sehe hierüber die Abhandlung über Tieck in den

sich schon vor seinem Regierungsantritte als Verehrer des römischen Kaisers Julian zu erkennen gegeben hatte, *) einst gegen ihr Gewissen durch die Franzosen wirklich auf Klopstock aufmerksam zu machen versäumt, welcher sich den Messias zum Helden auserkoren hatte: so war nun, wie es scheint, gleichsam zur Strafe der lächerliche Fall eingetreten, daß Sulzer Goethe's Götz von Berlichingen, welcher den Berlinern durch eine theatralische Darstellung sehr nahe gerückt wurde, selber nicht mehr verstand. Der König, der schon früher mitunter sogar die Stichwörter der preußischen Dichterschule gebraucht hatte, mit den Vorfällen in den deutschen literarischen Kreisen aber durch mißgünstige Hofleute in seinem Alter stets mehr oder weniger genau bekannt geworden zu sein scheint, nannte 1780 in der Schrift über die deutsche Literatur die Stücke Shakspeare's und den nur als Nachahmung der Engländer von ihm betrachteten Götz von Berlichingen „dignes des sauvages du Canada." Aehnlich sagte Voltaire in der Einleitung zu seiner Semiramis, man möchte glauben, Shakspeare's Hamlet sei das Werk eines betrunkenen Wilden. Die Beschränktheit einer wesentlich romanischen Richtung in der Literatur, der Friedrich ebenso gut als Voltaire angehörte, beruhte auf der Unfähigkeit, die Glanzperiode der englischen Literatur und die mit ihr zusammenhängende volksthümliche Richtung innerhalb der deutschen Dichtung anzuerkennen. So blieb denn, wie wir schon bemerkten, dem Könige alles echt Germanische in der Poesie gänzlich verschlossen. Und doch hat Friedrich in seinen jedenfalls verständigen Briefen über Vaterlandsliebe das Nationale oder dessen Begriff fast erreicht, wenn auch seine Untersuchungen darüber einigermaßen den Eindruck des bloßen Umher-

---

empfehlenswerthen „kleinen Schriften zur Geschichte, Politik und Literatur von Rudolf Köpke. Gesammelt und herausgegeben von F. G. Kießling. Berlin, 1872." Der starke Band enthält auch die Biographie Köpke's vom Oberlehrer Bernhardi.

*) Brief an Voltaire vom 10. Nov. 1737.

tappens machen. Und doch trug er, der den märkischen Volksdialect zu reden verstand, *) ein gutes Stück von volksthümlichem, deutschem Wesen unbewußt in sich. Er wußte bereits, „wie das Volk spricht," wenn er in einem Briefe vom 17. August 1734 schrieb: „Herdek Teremtetem! Mitgegangen, mitgehangen, so sagte jener Wirth von Bielefeld." Am 15. Juli 1732 schrieb er in einem Briefe aus Ruppin an den Hauptmann von Hacke, daß er nächstes Jahr nur Einen Rekruten, den Asmus omnia sua secum portans, vorführen wolle. Damit gebrauchte er bereits eine Redensart, aus der nachmals der volksthümliche Humor des guten Matthias Claudius förmlich Capital geschlagen hat. Bei Friedrich schien eben durch das mangelnde Bewußtsein über seinen eigenen in mancher Hinsicht volksthümlichen Charakter auch das poetische Verständniß nach einer gewissen Seite hin eng begrenzt zu sein. So bespöttelte er in einem Schreiben an die Kirchengemeinde der kölner Vorstadt (unserer jetzigen Luisenstadt in Berlin) den sinnigen Anfang von Paul Gerhardts treuherzigem Abendliede: „Nun ruhen alle Wälder." Natürlich ahnte er nicht, daß die gemüthlichen deutschen Worte nur die Uebersetzung einer glänzenden Stelle aus dem heidnischen Virgil sind. Ihn verehrte Friedrich so hoch, daß er einst mit dessen Buche über den Landbau in der Linken und der Hacke oder dem Spaten in der Rechten auf seinem Gartenbeete geackert zu haben scheint.

Es ist merkwürdig, aber nicht ohne Beispiel, daß ein so großer Geist, der nach der einen Seite hin so sehr auf der Höhe seiner Zeit stand wie Friedrich noch im Alter als Diplomat, auf einem andern Gebiete, nämlich dem der Nationalliteratur, einen längst überwundenen Standpunkt einnehmen konnte. Da er nicht vermochte, in der von ihm heraufgeführten Glanzperiode seines Staates auch noch die von ihm selber mehr als durch jeden Andern heiß ersehnte Glanzperiode der deutschen Literatur zu er-

*) H. Pröhle, Feldgarben S. 426.

kennen, mußte der Greis nun für jene verstandesmäßige und bewußte Isolirung büßen.

Es war kein Fehler des Herzens, wohl aber ein Irrthum seines auf andern Gebieten noch so klaren Verstandes, daß Friedrich endlich den ihm selber wohl bekannten Grundsatz Caesar non est super grammaticos ganz aus den Augen setzte, indem er beim Beginne des letzten Jahrzehends, in welchem er lebte, sogar einen Angriff auf die von ihm unrichtig beurtheilte deutsche Literatur veröffentlichte. Als Schüler der Franzosen hing Friedrich ohne Zweifel ebenso gut als die eigentliche preußische Dichterschule der Theorie des Batteux*) von den schönen Wissenschaften an. Allein Friedrich verleugnete in seiner Abhandlung diese seinem ganzen Wesen so vielfältig entsprechende preußische Dichterschule, welche Bedeutung sie auch in der Literatur schon gehabt hatte. Er stimmte aber sogleich wieder darin mit ihr überein, daß er das wahre Genie, wodurch sie ihres hohen Platzes in der deutschen Literatur längst wieder beraubt war, eben so wenig anzuerkennen vermochte, als die auf das kleine Weimar neidisch gewordenen Schriftsteller in Berlin. Bei der Weglassung der preußischen Dichterschule und bei der Verkennung Goethe's konnte aber der ganze übrige Inhalt der Abhandlung nur noch den Eindruck der Willkür und der Verwirrung machen. Wir hoffen jedoch auf die Zustimmung der Kenner für den nachfolgenden Versuch einer etwas tiefer gehenden Entwickelung der Grundideen dieser Abhandlung des großen Königs.

Gern würde Friedrich für die deutsche Literatur etwas gethan haben, wenn er nicht selbst das bloße Material derselben, die Sprache, vorläufig noch als zu roh für eine selbständige Entwickelung des Geisteslebens der Nation angesehen hätte. Selbst die Hebung der deutschen Sprache durch die sorgfältigsten Uebersetzungen genügte nach seiner Meinung noch nicht zu ihrer Ver-

*) Von Ramler's Bearbeitung des Batteux war 1774 die vierte Auflage erschienen.

edlung. Die „Dornen der Barbarei" mußten noch sorgfältiger aus der deutschen Muttersprache herausgezogen werden. Um seine Verbesserungsvorschläge ganz ab ovo anzufangen, rieth Friedrich in der Schrift über die deutsche Literatur, zur Vermehrung des Wohlklangs solle man ein a als Endung an die deutschen Wörter anhängen. Wahrscheinlich dachte Friedrich bei dem Vorschlage an sein geliebtes Schlesien, wo z. B. der Zobten noch heute beim Volke „der Zohta" heißt. Natürlich aber wußte der König nicht, daß das a wirklich eine alte deutsche Substantivendung gewesen war. Bei den ersten Sprachversuchen der Kinder kommt es als solche noch immer wieder zum Vorscheine. Als Gottsched einst auf einen ähnlichen gewaltsamen Vorschlag des Königs in Betreff der deutschen Sprache ernsthaft einging, wurde er hinterher von Friedrich verspottet.

Man würde nun aber doch sehr irren, wenn man den Spott Friedrichs des Großen über Gottsched zugleich als Selbstironie mit Bezug auf seine eigenen gelegentlichen Vorschläge einer kunstvollen, wo nicht gewaltsamen Sprachverbesserung ansehen wollte. Er hielt die künstliche Vervollkommnung der Sprache allerdings für möglich. Nur würde ein Fürst, um sie rasch bewirken zu können, nach seiner Meinung nicht eines einzelnen herrschsüchtigen und vermessenen Literaten, sondern einer ganzen nationalen Akademie bedurft haben. Friedrich war auf diese letztere Ansicht durch bekannte französische Literatur- und Sprachverhältnisse geleitet. Er hielt aber eine deutsche Akademie wegen der damaligen deutschen Kleinstaaterei und Zerrissenheit nicht für möglich. Schon am 6. Juli 1737 hatte Friedrich „mit Einem Fuße im Steigbügel" aus Ruppin an Voltaire geschrieben, den deutschen Gelehrten bleibe nichts übrig, als in einer fremden Sprache zu schreiben. Da Deutschland unter eine Menge selbständiger Fürsten getheilt sei, so werde man sie niemals bewegen können, sich einer Akademie zu unterwerfen. Die deutschen Fürsten verachteten die Gelehrten. Offenbar hegte er diese Ansichten noch bei Abfassung der Schrift über die deutsche Literatur.

Ausdrücklich sagte er wenigstens noch in derselben: Wenn wir Medici haben werden, so werden wir die Geister aufsprießen sehen. Mit seiner im ganzen wiederum mehr staatsmännischen Auffassung der deutschen Literatur that der weise Monarch nun freilich 1780 dem kleinen Hofe zu Weimar und jenen Einzelstämmen sehr unrecht, die in Franken und auch in Schwaben aus dem Innersten des deutschen Wesens heraus in der Zersplitterung damals schon die erhabensten Geister der Nation geboren hatten. Für uns aber kann etwas tröstliches darin liegen, daß für König Friedrich mit dem Gedanken an eine solche politische Wiedergeburt und Vereinigung Deutschlands, wie wir sie seit 1870 und 1871 erlebten, auch der Lieblingsgedanke seiner eigenen Zeit, das augusteische oder goldene Zeitalter der Literatur unter dem Schutze eines mächtigen deutschen Fürsten unwiderruflich vereinigt gewesen zu sein scheint.

Als bloßer Markgraf von Brandenburg, wie Friedrich spottweise genannt wurde, dachte er selbst kaum daran, den Kaiser Augustus der deutschen Literatur zu spielen. Dagegen erlaubte er sich einen andern Luxus, welchen, wie wir jetzt wenigstens wissen, sich auch Ludwig XIV. gestattet hatte. Aus Ruhmsucht und politischer Bosheit hatte dieser letztere selbst einen oder den andern unbedeutenden Schriftsteller in Deutschland besoldet, man muß sagen, um ihn zu bestechen. Friedrich kehrte dies Verhältniß in jeder Hinsicht um. Zu seiner Belehrung und Unterhaltung trat er als königlicher Mäcen im ganzen nur mit wirklich ausgezeichneten französischen Autoren in Verbindung. Im Grunde emancipirte er sich dadurch nur von jenen unbedeutenderen französischen Gelehrten aus der französischen Colonie, die vor seinem Regierungsantritte eine gewisse Rolle gespielt hatten. Schon am 19. April 1738 hatte Friedrich selbst an Voltaire geschrieben: Deutschland habe einen seiner größten Männer verloren, nämlich den Monsieur X mit französischem Namen. Und am 1. Juni 1739: „Wir haben den gelehrtesten Mann in Berlin

verloren," nämlich den berühmten Franzosen Y. Nicht ein Gelehrter — so hatte es damals dem Kronprinzen geschienen — sondern die Wissenschaften selber würden mit dem Monsieur Y begraben. Diese Männer waren nun wenigstens mit Recht durch die d'Alembert und die Maupertuis in Vergessenheit gekommen.

## 4. Friedrich der Große und Johann Nicolaus Götz.

„Was muß mein Herz erleiden,
O schönste Schäferin,
Nun ich auf fremde Weiden
Soll ferne von dir ziehn?"
J. N. Götz.

Friedrich der Große soll einst in Grüneberg gesagt haben, als er auf der Durchreise den dortigen sauren Wein kosten mußte: „Sehr gut! sehr gut! wohl dem, der ihn nicht zu trinken braucht!" Diese schelmische Aeußerung klingt gewissermaßen auch aus den wenigen lobenden Bemerkungen über einzelne Dichter heraus, welche er seiner tadelnden Abhandlung über die deutsche Literatur einverleibte, namentlich aus dem sauersüßen Lobe des Canitz, welcher horribile dictu Friedrichs Großmutter in den interessanten Umständen vor der Geburt seines Herrn Vaters mit vorsündfluthlichen Witzen als gravitätischer Hofpoet besungen hatte. Diesen Herrn von Canitz fand Friedrich erträglich, weil er den Aesop ein wenig nachahme.

Indessen erwähnte er in der oft genannten Schrift doch wenigstens ein einziges deutsches Gedicht mit warmem und beredtem Lobe, nämlich „die Mädcheninsel" von dem Superintendenten Götz.

Johann Nicolaus Götz war am 9. Juli 1721 in Worms geboren. Er studirte in Halle und gehörte der späteren hallischen, das ist, wie wir oben zeigten, der älteren preußischen, Dichterschule an. Ramler bestimmte ihn einst zum deutschen Tibull. Er

erwarb sich die feinere Weltbildung an einem kleinen Hofe und als Feldprediger eines französischen Regimentes. Um so mehr nahm seine gemüthvolle deutsche Poesie nach Inhalt und Form einen französischen Charakter an. Auch arbeitete er oft nach dem Französischen, ähnlich wie der weit weniger begabte Boie. Zwei Jahre, ehe er Feldprediger wurde, lernte er Voltaire persönlich kennen. 1754 wurde er Oberpfarrer zu Meisenheim und 1761 Consistorialrath zu Winterburg bei Creuznach.

Wie es uns scheint, so hat Götz nicht allein durch seine Vertrautheit mit den zarteren Empfindungen des weiblichen Herzens und durch seine ausgebreitete Kenntniß der Gesellschaft, sondern sogar durch ein mehr musikalisches Gehör und durch einen richtigeren Takt in Bezug auf das Versmaß über dem pedantischen Ramler gestanden, durch welchen er seine Gedichte verändern und herausgeben ließ. Eine Einwirkung von Götz auf Hölty ist kaum zu verkennen. Ramlers Gesammtausgabe der vermischten Schriften von Götz erschien 1785 bei Schwan in Mannheim. Auch einiger Einfluß auf Schiller, der mit Schwan in Verbindung stand und erst in dem genannten Jahre von Mannheim nach Leipzig ging, läßt sich kaum ableugnen. Wir erinnern in dieser Beziehung an das Gedicht, mit welchem Götz die Veilchen aus „des Pindus Thale" der Celsa übersendet. Es heißt darin schon ganz schillerisch:

Vesta, Ceres, Aphrodite
Nahmen oft mit gleicher Güte
Einen Strauß von Majoran,
Oder Rosen oder Myrten
Aus den Händen armer Hirten
Statt der Hekatomben an.

Wenn einige der Lieder von Götz gar wohl an die Gemahlin des Dichters gerichtet sein können, wie denn dieser niemals in moralischer Hinsicht einen Anstoß erregt und sogar lange eine gewisse Neigung für die Theologie gefühlt zu haben scheint: so war es ihm doch wenigstens sehr zuwider, daß er in der Fasten-

zeit gar keine Muße zu literarischen Arbeiten hatte. Wir sehen ihn oft viele Stunden lang im Umgange mit seiner Muse, aber nicht ohne eine gewisse Entfremdung von seiner Familie, als Unbekannten in den entfernteren Waldgegenden umherstreifen, um Natur und Volksleben zu studiren. Wir hören ihn sogar einen schönen blondlockigen Knaben ziemlich frivol in einem Gedichte vor den Versuchungen der Frauen mit so viel durchschimmernden lüsternen eigenen Erinnerungen warnen, wie man dies von einem verheirateten Consistorialrathe und ehemaligen Prinzenerzieher ebensowenig als von jedem anderen liebevollen Vater und verständigen Schulmeister erwarten sollte. Allein dann finden wir ihn wieder hypochondrisch, weil bei einem nur mäßigen poetischen Wohlleben in seinem rheinischen Pfarrhause in der Erziehung und Ausbildung seiner Söhne das eigentliche Ziel nicht erreicht wird. Wir erblicken ihn auch in großen Aengsten, weil seine literarischen Freunde das offene Geheimniß seiner Anonymität ausplaudern und ihn dadurch seinen Vorgesetzten als erotischen Dichter verrathen könnten. In seiner letzten Lebenszeit aber sehen wir ihn schwerathmend vor großer innerer Bewegung noch im Talar auf der Straße den Herrn von Knebel,*) der ihn als treuer Verehrer in seiner Superintendentur zu Winterburg aufgesucht hat, unmittelbar vor Abhaltung des Gottesdienstes verabschieden — ein Bild der höchsten Zerrissenheit der Seele, wie sie nur aus den größten inneren Widersprüchen hervorgehen kann. Wie es scheint, beklagte der Dichter zuletzt, daß er dem geistlichen Stande angehörte.

Auf Preußen, wo er studirt hatte, waren die Augen von Götz lange Zeit gerichtet geblieben. Er hatte Voltaire's Gedicht an Friedrich und Friedrichs Gedicht an Voltaire übersetzt. Gleim liebte es später auch in seinem Briefwechsel mit Götz jede scheinbar günstige Wendung der literarischen Verhältnisse in Preußen

*) S. dessen Besuch bei J. N. Götz in Herder's Adrastea V (1803) S. 254—268.

hervorzuheben. Eine solche unvorsichtige Andeutung Gleims benutzend, lud der geistliche Würdenträger Götz seinen Freund am 25. März 1764 zu Schnepfen, Pfälzer- und Moselwein nach Winterburg, sprach aber hauptsächlich seiner Studien und seiner Söhne wegen den Wunsch aus, wenn auch nicht als Propst nach Berlin, so doch als Landprediger in die nächste Umgebung dieser Hauptstadt berufen zu werden.

Gleim durfte in der That zweifelhaft sein, ob Friedrich einen Consistorialrath vom Hundsrück, der ein heimlicher erotischer Dichter war, auch nur zum Landprediger in der Nähe von Berlin machen würde. Der König war gegen die Kirchengemeinden doch ziemlich rücksichtsvoll. Auch gefielen ihm notorisch unter den deutschen Dichtern persönlich immer die damals ganz allgemein geachteten und beliebten, wie Gellert und Gleim von keiner Leidenschaft außer für die Idee des Guten beseelten Charaktere, im Umgange am meisten. Aber vergeblich sprach dann Götz unter dem 4. September 1764 den Wunsch aus, daß seine Söhne nur auf dem joachimsthalschen Gymnasio in Berlin aufgenommen würden. Als Gleim auch dies nicht vermittelte, gerieth sein Verkehr mit Götz mehr und mehr ins Stocken. Jedoch meldete dieser in dem Briefe aus Winterburg vom 24. Juli 1765 noch, daß er es in der Heimat ausgeschlagen habe, Inspector generalis, erster geistlicher Rath und Aufseher aller geistlichen Gefälle zu werden.

Vielleicht hat der auch als Geschäftsmann so gewandte Dichter später alle diese Aufgaben doch noch bereitwillig übernommen. Wenigstens führte er seit 1776 den Titel eines Superintendenten von Kirchberg und Winterburg, zwei Orten, welche den ganzen Hundsrück, allerdings nur seiner Breite nach, einschließen. Und somit hatte wohl dieser lebhafte Geist nun erst seinen Absichten auf Preußen vollkommen entsagt, der im Februar 1764 an Gleim geschrieben hatte: „Welch ein Unstern für Deutschland, daß Ihr Monarch nur an der französischen Literatur Geschmack zu haben scheint, ich hoffte, wenn er die deutsche Literatur

hochschätzte, daß wir endlich einen Sophokles, einen Molière, einen Quinault und Metastasio, und überhaupt einen Schauplatz haben würden: denn wo werden wir ihn bekommen, wenn er nicht in Berlin erschaffen wird?"

Und doch wäre Friedrich, als er die Schrift über die deutsche Literatur abfaßte, vielleicht nicht abgeneigt gewesen, Berlin zu einem „Schauplatze" für solche Dichter wie Götz zu machen! Götz hatte ein Gedicht „die Mädcheninsel" geschrieben. Es kam Friedrich in den siebenziger Jahren zu Gesicht.*) Eine mehr gesuchte als natürliche Frivolität gerade dieses Gedichtes von Götz schreckte den König, der an die französische Literatur gewöhnt war, nicht zurück. Dahingegen zog ihn der Humor dieses Versuches, der sich zuletzt bis „zu den Vätern der Welt, zu den Lykurgen hinauf" versteigt, gewiß ebensosehr an als der staatsmännische Blick Cicero's in den Officien. Am meisten aber wurde er durch den Rhythmus gewonnen. Das Gedicht war der Form nach eine römische Elegie in Distichen. Friedrich kannte ohne Zweifel schon längst das Bestreben der hallischen Dichterschule, „die obotritische Musik der Reime" zu verdrängen: wenigstens hatte er selbst am 13. August 1777 den an und für sich kaum verständlichen Ausdruck „obotritische Poeten" gebraucht. Der Monarch gestand in der Schrift über die deutsche Literatur, daß er die deutsche Sprache des Wohlklanges dieser Hexameter und

*) „Der damals in Potsdam als Gardelieutenant lebende von Knebel (gest. 1834 als Major in Weimar, bekannt als preiswürdiger [?] Uebersetzer des Lucrez und Properz und als vertrauter Freund Goethe's) hatte den Gedanken gehabt, von diesem Gedicht [aus Schmidt's Anthologie] einen besondern Abdruck für Freunde machen zu lassen. Dem großen Friedrich, der um Alles wußte, kam ein Exemplar davon in die Hände." Heinsius Friedrich II. S. 112. Heinsius folgte dem S. 176 erwähnten Aufsatze Knebels. Dieser ist über Friedrich viel zu kurz. Wir können nur daraus nachtragen, daß Knebels Besuch bei Götz in dasselbe Jahr fällt, in welchem Friedrichs Schrift über die deutsche Literatur erschien und daß der Abdruck der Mädcheninsel, welchen Friedrich sah, noch von jeder Veränderung Ramlers frei war.

Pentameter nicht für fähig gehalten hätte. Er empfahl den deutschen Dichtern dringend, auf dem Gebiete der antiken Metra auch ferner nach der Palme zu ringen.

So war Friedrich, dessen Adagio's auf der Flöte allgemein bewundert wurden, durch sein feines Gehör und sein Verständniß für die Musik wenigstens zu einem einzigen richtigen literarischen Urtheile (über den Rhythmus) fähig, obgleich er auf dem Gebiete der Poesie im allgemeinen nur Dilettant war. Daß der König Johann Heinrich Voß, wenn ihm dessen „siebzigster Geburtstag" sogleich bei seinem Erscheinen 1781 vorgelegt wäre, verstanden haben würde, läßt sich wegen des durchaus nicht französischen, sondern echt deutschen und gemüthlichen Inhaltes seiner Idyllen so wenig mit Sicherheit annehmen, als man behaupten kann, daß Friedrich, wenn ihm Klopstocks Hexameter vorgelegt wären, die metrische Fehlerhaftigkeit derselben erkannt haben würde. Dagegen hätte der König ohne Zweifel Lessing verstanden, wenn man ihn wiederholt und ernstlich auf dessen Schriften hingewiesen hätte. Jedenfalls ließ sich mit Lessings Büchern in der Hand, die dem Könige nach Form und Inhalt schon wegen gewisser Beziehungen zur französischen Literatur nicht ganz mißfallen durften, Friedrichs Behauptung in der Schrift über die deutsche Literatur am besten widerlegen: den damaligen deutschen Schriftstellern fehle es an guten Studien; um nicht mehr für pedantisch zu gelten, würden sie oberflächlich.

---

## 5. Bei Friedrichs Tode.

„Abstulit clarum cita mors Achillem,
Longa Tithonum minuit senectus."
Horaz.

Nicht richtiger als das Urtheil Friedrichs, daß die deutsche Literatur in einem Augenblicke oberflächlich würde, da in Wahrheit die deutsche Wissenschaft erst ihre Bedeutung gewann, war das frivole Urtheil Robespierre's und Mauvillon's, daß die deutschen Schriftsteller zu vielfach verheiratet wären, um bloß nach Ruhm zu streben. Jedoch erkannten sie an, daß Berlin der Mittelpunkt der deutschen Literatur geworden sei. Hiervon hatte nun Friedrich 1781 allerdings noch keine Ahnung. Am 28. Mai meldete er entzückt die Ankunft eines ganz frisch aus Paris eingetroffenen Salm, nämlich eines — Prinzen. So wie er im bezaubernden Verkehr mit demselben sich noch einmal alle Genüsse ins Gedächtniß zurückzurufen schien, die ihm durch die leichtere französische Geselligkeit jemals bereitet waren, so ließ er es schon seit 1774 nicht an Bemerkungen fehlen, durch welche er sich in dem Gefühle der Vereinsamung als deutscher Monarch mit Ludwig XIV. verglich. Die Franzosen — schrieb er *) — seien der langen Regierung Ludwigs XIV. zuletzt müde geworden. Sie hätten fast seinen Leichenzug beschimpft. Er selbst, Friedrich, wäre

*) S. Rödenbeck III beim 28. Juli 1774, 7. Sept. 1776 und 12. Aug. 1781.

in derselben Lage und zu ungefällig, um dann aufzubrechen, wenn man seiner überdrüssig geworden sei.

Und wirklich: man war des großen Monarchen vielfach überdrüssig! Aber der Irrthum der öffentlichen Meinung, welcher sich gegen diesen Regenten ohne Gleichen wandte, wog schwerer als derjenige, den er selbst in der Schrift über die deutsche Literatur begangen hatte. Man würde den Schlüssel, den wir zum Verständnisse jener Schrift gegeben haben, nicht richtig gebrauchen, falls man den herausfordernden Charakter jener literarischen Betrachtungen des Königs verkennen wollte, in denen beinahe jede Ahnung von dem wahren Zustande der damaligen Zeit selber nur in der Form von sibyllinischen Weissagungen für die Zukunft auftrat. Aber auch die deutschen Dichter jener Zeit verstanden sich auf Weissagungen, die für die Gegenwart nicht schmeichelhaft waren. Merkwürdiger Weise hatte Klopstock schon 1771 ein ungünstiges Urtheil über König Friedrich und Kaiser Joseph in die Form einer Prophezeiung über ihren Nachruhm in der fernen Zukunft eingekleidet, die für Friedrich den Großen lediglich dann ein Bild der Wahrheit ist, wenn man sie als eine Carikatur seiner äußeren Erscheinung und seiner Vereinsamung in den letzten Lebensjahren betrachtet. Diese Worte Klopstocks auf Friedrich und Joseph lauten:

Sie leben gebückt, gekrümmt, eisgrau,
Starräugig, noch kaum ihr sieches Leben.

Unter allen deutschen Schriftstellern war Lessing in Preußen am wenigsten nach seinen Verdiensten behandelt. Die Minna von Barnhelm war gewiß wegen der echt volksthümlichen Züge, die sie in einer zeitgemäßen Mischung mit anderen Elementen bereits enthielt, für den ganzen französisch gebildeten Hof in Potsdam unverständlich. Vom „alten Fritz" selbst konnte in der That nicht so viel Bewußtsein über seine eigene geschichtliche Stellung verlangt werden, als dazu gehört haben würde, um eine so getreue Silhouette seiner Zeit, wenn sie ihm bekannt geworden wäre,

nach ihrem unvergänglichen Werthe zu würdigen. Dennoch ist ein so bitteres Wort von Lessing über Friedrich wie das eben angeführte von Klopstock keineswegs bekannt. Allerdings aber war Lessings Urtheil über Friedrich nicht zu allen Zeiten gleich günstig.

In unseren Tagen war die Aeußerung von Franz Dingelstedt, dem „kosmopolitischen Nachtwächter", gegen Friedrich Wilhelm IV., daß ein König weder witzig sein noch in allen Stücken Friedrich den Großen nachahmen dürfe, nicht durchaus neu. Lessing hatte endlich mit Bezug auf den Sieger von Roßbach geschrieben, daß Gott keinen Witz habe und daß die Könige auch keinen haben sollten. Auch erklärte er denjenigen für einen Schmeichler, der das damalige Zeitalter das Zeitalter Friedrichs nennen würde. Indessen stehen diesen Aeußerungen noch immer günstige Urtheile Lessings gegenüber, die viel schwerer ins Gewicht fallen als die vortheilhafteste Bemerkung Klopstocks über Friedrichs Thaten, welche in seiner Bemerkung über die bei Roßbach fliehenden Franzosen enthalten ist: „Sie kamen, sahen und flohen." Man kann sich nicht wundern, daß das Urtheil Lessings über Friedrich niemals ein ganz ungünstiges wurde, da er in „Nathan dem Weisen" sein Urtheil über Fürsten im allgemeinen in folgende Worte zusammengefaßt hat:

..... Es taugt nun freilich nichts,
Wenn Fürsten Geier unter Aesern sind.
Doch sind sie Aeser unter Geiern, taugt's
Noch zehnmal weniger.

Wie scharf übrigens einige Stellen über Friedrich in Lessings gedruckten Briefen auch sein mögen, so sind doch einzelne Bemerkungen über den König in Ramlers ungedruckten Briefen aus späterer Zeit fast noch bitterer. Einst schrieb Ramler an Gleim, daß alle Herzen Friedrich entfremdet seien, weil man ihm die Verschlechterung des Geldes während der Kriegszeit, deren Nachwehen man auf das schmerzlichste empfinde, nicht verzeihen könne.

Es waren im Grunde dieselben Klagen, welche wir noch heute vernehmen müssen, wenn wir das Volk bei dem Anblicke eines abgegriffenen Groschens, an dem etwas Kupfer zum Vorscheine kommt, spotten hören, daß sich der „rothe Unterrock" unter dem weißen Kleide zeige. Allein selbst gegen jenen Angriff nahm Gleim seinen König in Schutz. Er antwortete, daß er im Königreich Sachsen zwar besseres Geld gefunden habe als in Preußen, daß man aber dort für das bessere sächsische Geld nicht mehr bekomme als man für das schlechte in Preußen erhalte. Unter den Dichtern war Gleim der einzige, dessen Enthusiasmus nie erkaltete.

Der König, dessen siebenjähriger Krieg in Bezug auf deutsches Volksthum in der That mit dem Zuge der Kinder Israel durch die Wüste verglichen werden könnte, verglich sich selbst in Bezug auf die deutsche Literatur mit Moses. Ich sehe das gelobte Land von ferne, sagt er in der Schrift über die deutsche Literatur, aber ich werde nicht hineinkommen. In einem Briefe an d'Alembert vom Januar 1781 freute er sich darauf, dem mantuanischen Schwane die Idyllen eines Deutschen Namens Geßner und Gellerts Fabeln überreichen zu können, wenn er erst in den elyseischen Feldern lustwandeln werde. Wer kennt nicht die Stelle auf der Terrasse bei Sans-Souci, wo er, leider! bei seinen Hunden, und bei seinem molwitzer Schimmel, der Lise, begraben zu sein wünschte. In seinen letzten Lebenstagen erwartete der vereinsamte Fürst noch einen Besuch. Die Merinoschafe, die der unablässig für das materielle Wohl seiner Unterthanen besorgte Monarch aus Spanien kommen ließ, um die Race nach Preußen zu verpflanzen, sollten auf der Durchreise durch Potsdam einige Tage bei ihm verweilen. Wir wissen, wie auch der Entwurf des großen Königs oder eines seiner Räthe, Spanien gewissermaßen die edlere Schafzucht zu entreißen, durchgeschlagen hat. Wir sahen die Schafpaläste, die man noch vor dreißig bis vierzig Jahren auf den großen Gütern im preußischen Staate als Ställe für die Merinos erbaute, um die Absicht des großen Königs mit den Merinos im geeigneten Momente ganz zu verwirklichen. Friedrich sollte übrigens

diesen Besuch nicht mehr erleben. Er war schon todt, als die Merinos in Potsdam eintrafen.

Nach Friedrichs Tode predigte der Superintendent Heinsius zu Königsberg in der Neumark (Vater des gleichnamigen Schriftstellers) vor einem mit schwarzem Teppich umhüllten Sarge über die vorgeschriebenen Textesworte: „Ich habe Dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben." Wie hätte es da an Thränen fehlen können? Aber die zahllosen Todtenklagen der Dichter und selbst Gleims gingen von dem Gedanken aus, daß das nur hinausgeschobene goldene Zeitalter nun unter dem Neffen des großen Königs nachgeholt werde. Sie priesen ihn schon eben so sehr als Friedrich.

Und, in der That! Friedrichs Familie, von der er sich isolirte, hatte an seinem sonderbaren Mißverständnisse in Betreff der deutschen Literatur keinen Theil gehabt. Es war im Grunde dieselbe Isolirung, welche Friedrich von seiner Familie, von der deutschen Literatur und vom deutschen Volke (nicht von seinen preußischen Unterthanen) getrennt hatte. Der Mann, der nun auf dem Throne saß, besonders aber die Königin-Wittwe hatten mit den berliner Dichtern gelitten. Sogar der Prinz Heinrich, viel französischer im Grunde seines Herzens als Friedrich, schrieb mit einem Seitenblicke auf diesen: „Le vrai génie s'exprime bien dans toutes les langues sans entrer en discussion sur la préférence des langues les unes sur les autres."*) Und nun gar diese Welfen, diese Braunschweiger, die bei dem Tode Friedrichs des Großen in Preußen fast so mächtig waren, als vor ihnen die Dessauer in Potsdam nur je gewesen waren, und die es auch blieben bis zur Schlacht bei Jena! Deutet nicht selbst Goethe in einem seiner feinsten kleinen Aufsätze an, daß seine hohe Gebieterin, die Herzogin Anna Amalia, nur die Anregungen nach Weimar übertragen habe, welche sie schon vor 1756 in der Mitte

*) S. in den Gedichten der Karschin, herausgegeben von ihrer Tochter, Berlin 1792, die Biographie der Dichterin S. 127.

des regen, sich in mancher Hinsicht weiter bildenden Hofes jener Welfen empfangen habe unter Geschwistern und Verwandten, die kaum ein anderes Bestreben gekannt hätten als ein solches, das ruhmvoll und auch für die Zukunft bewundernswürdig wäre? Und hatten sie nicht jetzt ihren Lessing gehabt, wenn er auch wohl in der Emilie Galotti, deren Grundstoff bekanntlich aus dem Livius genommen ist, den straflosen Leichtsinn der Duodezfürsten, die Verführung der Töchter, die Schwäche der Mütter und die Verworfenheit mancher Hofleute an solchen kleinen Höfen wie der zu Braunschweig mehr oder weniger portraitirt hatte....?

Und so geschah das Unerhörte: genau nachdem Friedrich, an und für sich einer der wärmsten Bewunderer der Musen, die je gelebt haben, seine schönen großen Augen geschlossen hatte, sehen wir Schubart, einen seiner lebhaftesten Verehrer, vom Hohenasperg heruntersteigen, gerade als ob Friedrich ihn dort gefangen gehalten hätte! In einem zweiten*) Gedichte auf Friedrich, „der Obelisk", hatte er gesagt, daß der König in Herzbergs Armen gestorben sei. Diese Schmeichelei für Herzberg scheint die wahre Veranlassung gewesen zu sein, weswegen Preußen für Schubart in Stuttgart irgendwie Fürsprache einlegte. So regte es sich überall in der deutschen Literatur nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms des Dicken wie in einem verwunschenen Schlosse, wenn der Erlöser kommt. In Berlin wurde Ramler als Friedrichs Sänger nun belohnt. Wir vermuthen, daß er bei Friedrich verleumdet war, nachdem ihn dieser im Cadettenhause gesehen hatte. Es mochte im allgemeinen nicht schwer sein, einen Mann anzuschwärzen, der einst in cynischer Weise an Gleim schreiben konnte: er sei krank, weil er zu arm sei zur Anschaffung einer — Maitresse. Bei seinem Tode ließ er einer Nichte 8000 Thaler nach. Diese war an einen Landprediger Namens

*) Das erste, der Hymnus, wurde allerdings auch erst bei Friedrichs Tode bekannt. Vergl. David Friedrich Strauß, Schubarts Leben in seinen Briefen. Berlin, A. Duncker, 1849. II S. 180—306.

Ritter in Pommern verheirathet,*) bei welchem dann auch sein werthvoller Briefwechsel spurlos verschwunden ist.

Auch die Karschin wurde nun belohnt. Bekanntlich hatte sie eine Unterredung mit Friedrich gehabt.**) Sie hatte ihm gesagt, bloß die Natur und seine Siege wären ihre Lehrmeister in der Dichtkunst gewesen. Ihre berliner Dachstube hatte sie mit einer Wohnung in der Bastille verglichen. Dies erheiterte den König sehr. Er scheint ihr versprochen zu haben, ganz für sie zu sorgen. Vorläufig erhielt sie fünfzig Thaler und sollte sich wieder melden. Allein ehe dies füglich geschehen konnte, hatte eine berliner Coquette, bei der sie eine Zeit lang gewohnt, und die sie — offenbar zur Entschädigung für die Miethe — unter dem Namen „Phyllis" besungen hatte, „den Stachel der Verleumdung wider sie gebraucht. Einige Große, die zunächst um den König waren, kannten die Phyllis, und das süße Gift ihrer Beredtsamkeit wirkte: die versprochene und gehoffte Versorgung der Dichterin ging zurück." Jedenfalls war ihr Lebenswandel viel lockerer als der Ramlers. Ramler fand ihn selbst zu frei. Der tugendhafte Gleim, den sie so gern geheiratet hätte, nahm ihr Bild in seinem Tempel der Freundschaft auf. Aber wohl nur aus Ironie gab er dem Bilde die Inschrift, wonach ihr diese Ehre nicht wegen ihrer poetischen Verdienste, sondern wegen ihrer Tugenden zu Theil wurde.

Der Karschin waren zur Zeit jener Unterredung mit Friedrich durch ihre Verehrer schon zweihundert Thaler jährlich gesichert. Dies genügte ihr zu ihrem Auskommen in Berlin. Sie scheint aber angenommen zu haben, daß die versprochene Versorgung nicht weniger als eine neue Rente von 200 Thalern betragen könne.

---

*) Göckingk an Gleim 24. April 1795.

**) Spätestens 24. Oct. 1763. Man sehe in der Ausgabe ihrer Gedichte von 1792 S. 182—187 und ebenda in ihrer Biographie S. 104—121. In der Ausgabe von 1764 fehlt das Gedicht noch, worin sie die Unterredung erzählt.

Obwohl nun der König durch jene Einflüsterungen der Phyllis für die Bitten der Dichterin taub wurde (und zwar nicht allein, wie er mitunter einem Supplicanten sagte, auf Einem Ohre, sondern in der That gleich auf beiden), so verfolgte sie Friedrich den Großen doch unabläſſig, bis ihn der Tod auch von seiner Dichterin erlöste. Doch lachte er herzlich, als sie ihm die zwei Thaler zurückschickte mit dem Reime

Zwei Thaler sind zu wenig
Für einen großen König.

Aber, wie schon gesagt, auch für die Karschin kam der Tag der Vergeltung. „Die Sonne des neuen Monarchen (heißt es in ihrer Biographie) ging so sanft und wohlthätig auf, daß alle Welt die Karschin aufmunterte, die allgemeine Gnade zu benutzen." Allein erst als sie hörte: „Seine Majestät bezahlen alle Schulden des verstorbenen Königs," rechnete sie aus, daß sie nun — Hausbesitzerin in Berlin werden könne, wenn sie jene Rente von zweihundert Thalern von der Zeit des königlichen Versprechens nachgezahlt erhielte. Ihr Gedanke fand vielen Beifall. Eines Abends wurde die Karschin in das Haus des Oberhofbuchdruckers Decker gerufen. Sie eilte sogleich dahin wie sie ging und stand, denn sie wohnte in Deckers Nähe. Sie scheint um diese Zeit öfters gleich in ihrem Küchenanzuge in der Staatsdruckerei Geschäfte gemacht und literarische Aufträge entgegen genommen zu haben. Allein diesmal wurde sie in einen hellerleuchteten Gesellschaftssaal geführt, wo sie der Minister von Wöllner im schwarzen Sammetkleide, an dem ein Kreuz flimmerte, mit den von ihm selbst erdachten Versen begrüßte:

Freu' Dich, Deutschlands Dichterin!
Freu' Dich hoch in Deinem Sinn!
Der König hat befohlen mir
Ein neues Haus zu bauen Dir!

„Deutschlands Dichterin" hielt sich auch als berliner Hausbesitzerin nach wie vor für betrogen! Friedrich Wilhelm II. hatte bestimmt, es solle ihr ein Haus gebaut werden, „ausgeziert mit

allen Allegorien der Musen." Offenbar hoffte die bescheidene Dichterin deshalb als „zehnte Muse" in ein Pantheon oder doch zum mindesten in ein Museum, welches mit den neun Musen ausstaffirt wäre, versetzt zu werden. Die neun Musen aber scheint der fromme Herr von Wöllner beim Bau unterschlagen zu haben. Auch brachte der Karschin ihr Eckhaus am Haak'schen Markte jährlich nicht zwei- sondern nur einhundert Thaler!

Das goldne Zeitalter der deutschen Literatur unter Friedrich Wilhelm II. war bloß der Anfang der wöllnerschen Heuchelei, welchem das Religionsedict auf dem Fuße folgte. Jedoch war die Belohnung der wohlverdienten alten Herren und Damen aus dem siebenjährigen Kriege zu loben.

## 6. Schlußbemerkungen.

„Dies ist der Königspark. Rings Bäume, Blumen, Rasen;
Sieh, wie ins Muschelhorn die Steintritonen blasen,
Die Nymphe spiegelt klar sich in des Beckens Schooß;
Sieh hier der Flora Bild in hoher Rosen Mitten,
Die Laubgehänge sieh, so regelrecht geschnitten,
Als wären's Verse Boileau's."

Emanuel Geibel, „Sans-Souci."

Wir haben im Obigen nicht bloß von Friedrichs Verhältniß zur deutschen Dichtkunst gesprochen. Auch seine ehrenvolle Stellung zur Philosophie ist schon berührt. Unsere Untersuchungen würden indessen unvollständig bleiben, wenn wir nicht über sein Verhältniß zu anderen Wissenschaften noch Einiges hinzufügten.

Friedrich wünschte eine hohe Blüthe der Wissenschaften. Durch die Anstellung französischer Gelehrten an seiner Akademie hat er in dieser Hinsicht Manches erreicht. Von der Philosophie und der Kriegskunst abgesehen muß man aber sagen, daß er sich von wissenschaftlichen Forschungen keine genaue und richtige Vorstellung machte. Er konnte hier über das Fertige, das Stabile, das Schulmäßige und Französirte nicht hinauskommen. Ein Dr. Bloch suchte mancherlei Unterstützung für das von ihm angekündigte Werk über die Fische nach, von dem bei seinem Erscheinen jedes Exemplar 105 Thaler kostete. Allein Friedrich erklärte durch eine Cabinetsordre ein Werk über die Fische für überflüssig! Die Fische seien in jeder Haushaltung hinlänglich bekannt. Auch wären sie überall dieselben mit alleiniger Ausnahmen der — Kaulen, die

man bloß in der Grafschaft Glatz (also wieder in seinem geliebten Schlesien) kenne.

Seine eigenen Productionen als Publicist und Historiker scheinen uns schon durch gelegentliche Untersuchungen von Max Dunker und von Cauer als genial gekennzeichnet zu sein. Es thut hier nichts, daß er den Johannes von Müller, den er nach einer Unterredung mit ihm Mayer nannte, nicht verstand. Denn eine tiefe Kenntniß der deutschen Geschichte wird Niemand von ihm verlangen. Er war der Ansicht,*) Tilly habe in Magdeburg den Tempel einer Göttin zerstört. Auch fand man seiner Meinung nach noch einen Götzen auf einem Berge bei Brandenburg.

Ohne daß der große König es ahnte, wurden in seiner Zeit von Lessing und Andern schon bedeutende Muster der wissenschaftlichen Behandlung aufgestellt. Diese berühmten und nie wieder erreichten Versuche glückten allerdings immer erst auf den mit den schönen Wissenschaften genau zusammenhängenden Gebieten. Klopstock, der wie gewöhnlich seinen Flug am weitesten nahm, lieferte in der Gelehrtenrepublik ein in der Form beispiellos verfehltes Werk. Dahingegen hatte Klopstock, diesmal allerdings im geraden Gegensatze zu Friedrich, in der Gelehrtenrepublik ein wahrhaft prophetisches Bild von der Entwickelung der einzelnen deutschen Wissenschaften vor Augen. Ja, dies Buch scheiterte daran, daß es selbst im Voraus ein Bild dieser Entwickelung entwerfen und die höchste kommende Blüthe aller Wissenschaften, selbst der realen und sogar der polytechnischen gleichsam anschaulich machen sollte. Als Klopstock an den Lyriker Clamer Schmidt einen merkwürdigen, aber bisher ganz übersehenen Brief**) schrieb, worin er ihn bat, die Unterhaltungen eines ausgezeichneten Bergbeamten für die Gelehrtenrepublik nachzuschreiben, in welcher Klopstock auf ähnliche Weise auch alle andern Gewerke durch Musteraufsätze zu idealisiren gedachte: da ahnte er wahrlich

*) Abhandlung über den Aberglauben.

**) Abgedruckt bei Clamer Schmidt, Klopstock und seine Freunde, II, S. 383—385.

einen Aufschwung aller geistigen Bestrebungen in Deutschland, welchen jetzt wohl die Naturwissenschaften im allgemeinen selbst in Bezug auf die Form, aber keineswegs trotz ihres von Klopstock vollkommen richtig erkannten unbewußt volksthümlichen Gehaltes auch schon die bis auf den heutigen Tag noch immer sehr formlose Literatur des Bergbaues genommen hat. Auch hatte Klopstock damit schon eine Methode der Forschung vor Augen, welche von den Brüdern Grimm zwar später erst formulirt, aber doch zugleich noch ungemein beschränkt worden ist.

Wir bezweifeln nicht im geringsten, wenn ein Goethe und ein Lessing der Gelehrtenrepublik ihren enthusiastischen Beifall zollten, daß sie von dem Allem, worauf wir so eben zum ersten male aufmerksam gemacht haben, aus dem seltsam verkümmerten Werke Klopstocks bereits die Andeutungen herauszulesen verstanden. Der Hauptgrund aber, weswegen einige damalige ausgezeichnete Köpfe nicht in die Verwerfung der Gelehrtenrepublik einstimmten, war freilich bloß die zeitgemäße Polemik gegen die Feinde der deutschen Literatur. Klopstock belegte die sämmtlichen Gegner der deutschen Poesie ohne Ausnahme (auch die französirenden Hofleute) mit dem ziemlich fein satirischen Namen der Altfranken. Dieser warme und leider in seiner Art fast einzig dastehende Eifer eines wahrhaft frommen Mannes that den großen Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts ebenso wohl, als die offenen oder versteckten Angriffe, welche z. B. in den sog. Regulativen bis auf unsere Tage durch eine heuchlerische Benutzung der Traditionen Friedrichs des Großen im preußischen Staate gegen die deutsche Nationalliteratur gerichtet sind, das ganze deutsche Volk mit Recht empört haben.

Was nun aber die förmliche Begünstigung der Nationalliteratur durch die Regierungen betrifft, so verkennen wir nicht, daß diese augusteischen Zeitalter, welche der Dichtkunst in Bezug auf die Monarchie so unvergleichlich süße und schmeichelnde Worte entlockt haben wie in der Ode des Horaz „Jam satis terris“, zunächst aus dem Verlangen nach einer rettenden Hand während

einer im tiefsten Grunde aufgewühlten Zeit hervorgegangen sind, in der die Hirtendichter Italiens sich selbst des väterlichen Landgutes beraubt sahen. Auch im vorigen Jahrhundert bedurfte die Literatur eines solchen Schutzes gar wohl. Manche Dichter schrieben damals wirklich nur für einen Freund und bekümmerten sich sonst um die Welt nicht. Es fehlte das Publicum, wie schwärmerisch sich ihm auch Schiller einst in seinem Prospecte in die Arme warf. Durch die größere Verbreitung des Wohlstandes und der Bildung im deutschen Volke hat sich das geändert. Es würde sich jetzt nur noch darum handeln, daß nicht durch den falschen Geschmack einer urtheilslosen Menge die bloß auf den äußeren Schein und den falschen Glanz berechneten Richtungen in der Literatur einen zu großen Vorsprung gewinnen vor dem wirklich Guten. In dieser Beziehung wird allerdings jeder ehrliche Deutsche wohl stets einige fromme Wünsche gegen seinen Kaiser und dessen Minister auf dem Herzen behalten. Aber noch wichtiger als daß solche Wünsche nicht bis in alle Ewigkeit unerfüllt bleiben, ist etwas Anderes. Zwischen dem Geistesleben Friedrichs des Großen und dem seines Volkes lag eine tiefe Kluft. Dennoch sehen wir seinen Willen selbst mit dem der Gelehrten und Dichter seines Volkes meist in der schönsten Harmonie. Aber um die Abgründe zwischen Volk und Regierung zuzudecken, bedarf es der stillschweigenden oder der förmlich ausgesprochenen Verträge. Und nun scheint es uns, als ob wir der bloßen äußerlichen Compromisse jetzt genug hätten, ja, als ob doch etwas mehr als bisher von dem Geistesleben unserer Friedriche und Bismarcke in die Fortentwickelung der deutschen Nation hineingearbeitet und mit einer Neugestaltung der Parteien des Reiches mehr Ernst gemacht werden sollte. Eine Zeit, die so schwere Aufgaben zu lösen hat, daß sie sogar das Elsaß wieder deutsch machen muß, sollte nicht bloß äußerlich vereinen, sondern die Geister durch Ideen wirklich verbinden. Indem wir uns aber nach einem gemeinsamen Boden für die verschiedenen Elemente in Preußen umsehen, finden wir denselben besonders auch seit Friedrichs Tagen

in dem Protestantismus. Würde dies richtig erkannt, dann wäre vielleicht die Zeit nicht fern, da nicht im Geiste der Internationalen, sondern im Sinne aller guten Patrioten Klopstocks „Weissagung" von 1773 eintrifft:

— — — — — — Frei o Deutschland,
Wirst Du dereinst! Ein Jahrhundert nur noch;
So ist es geschehen, so herrscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht.

Wie vor hundert Jahren, so wird noch heute gegen die Jesuiten gekämpft.

Welches auch vor hundert Jahren die Stellung der Jesuiten zu den einzelnen Ländern Europas war: daß Friedrich ihr Beschützer wurde, verdankten sie doch wohl zunächst nur seinen gesellschaftlichen und literarischen Neigungen zu den Romanen und zu Voltaire. Es erhellt aber aus dem Buche von David Friedrich Strauß über Voltaire, wie wenig man sich in Sachen der Religion auf Voltaire's durch und durch perfide Beziehungen zu einem Papste oder zu einem Mönchsorden noch heute berufen kann.

Aus dem preußischen Kirchengebete entfernte Friedrich das Wort „Majestät" bei Erwähnung des Königs. Er schrieb auch für den Altardienst der Geistlichen die Worte vor: „Laß Dir, o Gott, empfohlen sein, den König, Deinen Knecht"*). Diese Worte scheinen sich erhalten zu haben bis zur Agende Friedrich Wilhelms III. In dieser heißt es: „Segne den König, unsern Herrn." Wir würden uns daher doch sehr bedenken, selbst wenn wir auf dem Standpunkte eines Onno Klopp ständen, gegen den Charakter eines Mannes von solcher Selbstverleugnung aufzutreten. Da liegt eine der tiefsten Wurzeln seiner Popularität: der alte Fritz, des Sonntags in der Kirche (wenn er hineinkam) nicht mehr als der geringste churbrandenburgische Ackerknecht im Sonntagsanzuge, aber auch die ganze Woche hindurch in Sans-Souci nichts als der erste Diener des Staates!

*) So berichtet wenigstens Heinsius, Friedrich II., S. 45.

In der „sehr bescheidenen Wohnung von Sans-Souci" erschien an einem und demselben Tage (wie Johannes von Müller sagt) zu verschiedenen Stunden „der Vater des Volks, der Vertheidiger und Beschützer des Reiches, der Staatsmann, der Künstler, der Dichter, der Gelehrte, der Mensch, immer der große Friedrich, ohne daß eine dieser Eigenschaften der anderen geschadet hätte." Dort kann man sich in der That „noch jetzt sein ganzes Leben ausführlich denken." Auch wir treten noch einen Augenblick in dieses Heiligthum ein, indem wir diese ganzen Untersuchungen abschließen, welche den unvergleichlichen König der deutschen Literatur zwar noch als abgewandt, aber doch in beständigen Wechselwirkungen mit ihr zeigen, von deren Bedeutung wenige Handbücher der deutschen Literaturgeschichte und von deren Umfange bisher keins eine Ahnung gehabt hat.

Die königlichen Diener von Sans-Souci führen uns in Friedrich's Speise-, Audienz- und Sterbezimmer. Einen alten deutschen Großvaterstuhl ließ er sich ins Sterbezimmer holen, um wieder gesund darin zu werden. Er versprach, ihn überziehen zu lassen, wenn er darin genese. Aber er starb darin. Seine Uhr, die er immer selbst gepflegt hatte, stand in dem Augenblick still, da er starb. Napoleon nahm sie mit nach Paris. Blücher holte auch dieses Andenken getreulich wieder. Das war einmal so der Lauf der Welt — zwischen Frankreich und Deutschland.

Friedrich Wilhelm der Dicke nahm keinen Anstand, das Sterbezimmer Friedrich's des Großen im Aeußern wirklich zu verändern. Friedrich Wilhelm IV. dagegen richtete sich in Sans-Souci halb archäologisch, halb modern und jedenfalls recht charakteristisch ein mit einigen wenigen Bänden von Goethe, so wie mit einer Kirchenzeitung und etwas Duodezliteratur (Widmann „am warmen Ofen") des neunzehnten Jahrhunderts! Auf den Ruinen eines antiken Tempels ein Zimmer, ein

„Häuschen klein und Häuschen friedlich:
O, wie wohnt sich's da so niedlich!" . . . .

Es kam mir, als ich mich zum ersten male in Sans-Souci umherführen ließ, schon Alles so bekannt vor. Die Kamine in den Zimmern hatte ich genau so, nur kleiner, in dem freilich wohl etwas später erbauten Hüttchen des „preußischen Grenadiers" zu Halberstadt gesehen, das während meiner Schuljahre noch in Gleims Garten stand. So viel ich mich erinnere, hat man mir Friedrichs eiserne Feldbettstelle, deren Carlyle erwähnt, in Sans-Souci nie gezeigt. Aber auch eine solche hatte ich in Gleims Hüttchen gesehen. An beiden Orten dieselben Erinnerungen an die drei schlesischen Kriege und dieselben Ideen der Humanität und der Freundschaft und dieselbe bloß durch die Abwesenheit der Frauen verkümmerte Gesellschaft! Aber hier französisch redende Männer und dort um den Einen Kamin im Hüttchen zu Halberstadt die vaterländischen Geister aus Deutschland, welche zu Friedrichs irdischer Glückseligkeit in Sans-Souci, zur Vermehrung des Glanzes seiner Regierung und vielleicht sogar zur Vollendung und Befestigung seines Ansehens und seiner Macht von der Nordsee bis zu den Alpen allein noch fehlten, und von denen man auch an seinem Denkmale vor dem Kaiserschlosse zu Berlin erst einige Andeutungen findet, Andeutungen, bei denen mancher Deutsche sich doch nur mit tiefem Schmerze der ergreifenden Worte Schiller's erinnern wird:

Kein augustisch Alter glühte,
Keines Medizäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst.
— — — — — — —
Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt. . . .

Wird es immer so sein in Preußen?

# Anhang.

## I. Ueber den Ursprung der vorliegenden Schrift und ihr Verhältniß zur Gleim'schen Familienstiftung in Halberstadt. (Vergl. Vorwort.)

Wie die Geschichte immer mehr auf die Urkunden selbst zurückgegangen ist, so muß auch die Literaturgeschichte auf das Studium der Handschriften gegründet werden. Ich bereue es daher keineswegs, daß ich schon vor mehr als dreißig Jahren den Entschluß faßte, später auf Grund der in Halberstadt, wo ich auf der Schule war, vorhandenen handschriftlichen Briefsammlungen Gleims Biographie zu schreiben. Einige Abschnitte derselben wurden in Westermanns illustrirten Monatsheften 1857, Nr. 14, und in Strodtmanns Orion von 1863 veröffentlicht. Wenn nun die ganze Biographie Gleims noch immer nicht druckfertig ist, so wird sie doch durch die Verzögerung an Interesse gewiß nichts verlieren. Schon sind diejenigen verstummt, welche glaubten, es sei darauf abgesehen, Gleim einen höheren Rang als Dichter anzuweisen als den er verdient, da Biedermann ihm inzwischen seine Stellung in der deutschen Culturgeschichte angewiesen hat. Wer in Halberstadt bekannt ist, weiß, wie interessant das Leben des Domdechanten von Spiegel ist, zu dessen Andenken Gleim eine seiner Stiftungen gemacht hat. Das vorliegende Buch enthält einige vorläufige Notizen über seine Brautwerbung für Klopstock und seine Anwesenheit in der Schlacht bei Kolin. Kleists Briefe zeigen auch, wie er vorher mit diesem auf der Durchreise in Leipzig zusammengetroffen war. Als ich aber meinen damals noch lebenden Freund Dr. Lucanus in Halberstadt veranlaßte, die Familie Spiegel, mit welcher vereint einst Lucanus der Hauptbegründer der Kunstvereine geworden war, um weitere Auskunft über jene Reise Spiegels zu bitten, konnte mir Lucanus nur Briefschaften einsenden, welche mich überzeugten, daß eine

Biographie jenes so überaus merkwürdigen Domdechanten (und somit eigentlich eine gute Biographie Gleims) noch immer fast zu früh kommen würde. Ich muß gestehen, daß ich über das Ende des Domdechanten sonderbare Gerüchte vernommen und bitte hiermit dringend um briefliche Aufklärung darüber.

Inzwischen ist doch das hier vorliegende Buch schon aus dem Studium der Handschriften des gleimischen Nachlasses hervorgewachsen, deren Benutzung mir von Herrn Seminarlehrer Jaenicke auf das freundlichste gestattet und in echt humaner und dankenswerther Weise erleichtert ist. Auf die Bedeutung der Briefe Kleists und anderer halberstädter Manuscripte für die Geschichte Friedrichs des Großen habe ich schon öfters hingewiesen. Das vorliegende Buch enthält nun aber theils eine Verarbeitung, theils einen Abdruck der wichtigsten Nachrichten, welche sich in den halberstädter Handschriften auf Friedrich den Großen beziehen.

Es ist entstanden durch Aufsätze für verschiedene Zeitschriften. Da jeder dieser Aufsätze in sich abgeschlossen war, so ließen sich einige kleine Wiederholungen nicht gut tilgen. Denn einmal hatten die einzelnen Abschnitte meines Buches, wie sie in Zeitschriften erschienen, Beifall gefunden, und es war bedenklich, viel an der Form zu rütteln, die ja ohnehin immer sehr schwierig ist, wo es darauf ankommt, gleichzeitig zu unterhalten und neu zu sein. Uebrigens bestehen die Wiederholungen hauptsächlich darin, daß in den mehr biographischen Aufsätzen einiges Weniges durch weitere Ausführungen über das Leben der deutschen Dichter dargethan ist, was in der That in den mehr historischen und literarhistorischen Abschnitten nur angedeutet werden konnte.

Die Aufsätze „Friedrich der Große bis 1740" und „Friedrich der Große und die preußische Dichterschule" erschienen in der Vossischen Zeitung. Während des Kriegssemesters im Jahre 1870 abgedruckt ist der zweite, wie er von Helden handelt, auch von Helden gelesen worden. Ehe er nämlich vollständig erschienen war, erhielt ich aus einem Lazaret in Dresden einen Brief des damaligen stud. jur. von Langen vom 12. September 1870, welcher begann: „Ihr so interessanter und belehrender Aufsatz über die preussische Dichterschule ist auch uns Leidenden zugekommen." Herr von Langen schrieb sodann, daß sich in der Bibliothek des Lazarets eine 1846 erschienene Geschichte der Kreisstadt Lübben vom Bürgermeister Neumann befinde.

In dieser werde erzählt, daß das ständische Landhaus Lübben binnen drei Tagen eine Contribution von 20,000 Thlrn. habe eintreiben oder in Brand gesteckt werden sollen. Das Landhaus sei der Einäscherung nur dadurch entgangen, daß der Dragonermajor Anton Rudolf Marschall von Bieberstein den Ständen eine Quittung über den Empfang der Summe ausgestellt habe, bevor dieselbe gezahlt werden konnte. Herr von Langen vermuthet mit Recht, daß Lessing dies in einer Scene des vierten Actes benutzt habe. Es war dies sogar den Literarhistorikern nicht einmal völlig entgangen. Wohl aber war völlig neu, was Herr von Langen hinzufügte. Er schreibt nämlich noch: „Wie mir einer seiner Nachkommen mittheilte, war Marschall von Bieberstein ein trefflicher Pistolenschütze und hatte von seinen Kameraden den Spitznamen „„der Tell"" bekommen. Sollte hiermit vielleicht selbst Tellheim zusammenhängen?" — Ohne Zweifel! — Wie sehr nun aber auch Marschall von Bieberstein für Tellheim benutzt sein mag, so schließt das doch nicht aus, daß auch Kleist dem Dichter des Tellheim vorgeschwebt hat. Vergl. S. 89. 90.

Auch „Ramler" und Friedrichs Tod erschien in der Vossischen, „Gleims Hochzeit" in Janke's Romanzeitung und „Klopstock und der preußische Staat" in Westermanns Monatsheften, deren Redacteur, Dr. A. Glaser, in seinem Blatte vor Jahren selbst die beste Briefsammlung der bremer Beiträgler veröffentlicht hatte. Seine Publication liegt Lappenbergs Sammlung von Klopstocks Briefen mit zu Grunde. Diese Sammlung, sowie die Jugendgeschichte Klopstocks von David Friedrich Strauß und die hauptsächlich Klopstocks Oden behandelnden Schulschriften des Professor Bosse in Köthen erschienen alle ums Jahr 1866. Der stürmischen Zeit wegen fanden sie weniger Beachtung als sie verdienten. Besonders aber litten alle diese Arbeiten darunter, daß immer in der einen die andere unbenutzt blieb, wie denn Strauß sein Leben Klopstocks eben darum unvollendet ließ, weil ihm Lappenberg (der übrigens nicht darauf verfiel, diejenigen Briefe, die er aus Clamer Schmidt abdruckte, in den halberstädter Handschriften zu vergleichen) keine Einsicht in die Handschriften gewisser ihm bereits übergebener Briefe Klopstocks hatte gestatten wollen. Man wird daher wohl gestehen, daß eine kritische Uebersicht über Klopstocks Leben ein dringendes Bedürfniß war.

## II. Die hauptsächlichsten früheren Schriften, in denen nebenbei über das Verhältniß Friedrichs des Großen zur deutschen Literatur gehandelt wird.

Auf die Beschäftigung mit der Frage nach der Stellung Friedrichs des Großen zur deutschen Literatur bin ich selbst zuerst geführt worden durch die Schrift: „Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode. Von Johann Wilhelm Loebell. Erster Band. Braunschweig, M. Bruhn. 1856."

Löbells Buch ging hervor aus Vorträgen, welche der Verfasser im Winter 1854 zu Bonn vor einer Versammlung von Männern und Frauen gehalten hatte. Der erste Band enthält drei Vorlesungen. Die erste behandelt die Eigenthümlichkeit der großen deutschen Literaturperiode des achtzehnten Jahrhunderts und das Verhältniß der deutschen Literatur zu ihm, die dritte handelt von Klopstock, der Barden- und Skaldenpoesie und den preußischen Dichtern. Die frei gehaltenen Vorträge wurden im Zuhörerkreise stenographirt und das nachgeschriebene Heft legte der Verfasser seiner mit vollem Recht gewünschten Bearbeitung für den Druck zu Grunde, welcher er noch die den Hauptinhalt des ersten Bandes bildenden „Erörterungen" hinzufügte. Wenn nun bei einer andern Entstehungsweise des Buches auch wohl mehr in den eigentlichen Text aufgenommen, das übrige aber in wirklichen Anmerkungen oder in einem gewöhnlichen Anhange behandelt wäre, so haben wir doch ein Buch von ganz besonderer Tüchtigkeit vor uns. Die Darstellung, welche der Verfasser von der Entwicklung der Literatur gibt, erhebt sich überall klar auf einer sichern Anschauung der politischen Geschichte. Aber auch die Methode, wie er die Geschichte der Literatur dargestellt, ist eine streng historische; es ist ihm offenbar um eine strenge Abwägung der Wahrheit zu thun. Da er nun aber nicht aus dem für diese gewiß noch sehr reichen ungedruckten Material, sondern doch schon aus gedruckten Quellenschriften schöpft, so genießt er den Vortheil, seine Erörterungen immer nach Belieben an die wichtigsten Puncte anschließen zu können.

So behandelt denn die eine Erörterung die Entstehung der dramatischen Poesie und die Bedingungen ihrer Blüthe; eine andere die un-

günstige Stellung der deutschen Literatur bei der unvollkommenen Ausbildung des deutschen Nationalcharakters. Worin Gottsched das Wesen der Poesie setzte, Haller im Verhältniß zur freigeisterischen Richtung, Klopstock in der Schweiz, alles dies wird gleichfalls der Betrachtung unterworfen. Trefflich ist die kritische Darstellung des Verlaufs der ossianischen Frage, ein unparteiischer übersichtlicher Bericht, der einen Gegenstand einem größeren Publicum vorführte, dem er wohl seit den Zeiten der hallischen Jahrbücher nicht wieder so zugänglich gemacht war. Eigenthümlich ist der Schrift die sorgfältige Rücksichtnahme auf Stimmen der jedesmaligen gleichzeitigen Kritik, welche man im allgemeinen allerdings in späterer Zeit frischer und wahrer in den Briefwechseln als in den gleichzeitigen Journalen und kritischen Werken findet. Kein geringes Zeugniß wird es für das Buch ablegen, wenn wir uns mit dem am meisten zufrieden erklären müssen, worauf unsre eigenen literarhistorischen Studien sich vorzugsweise richteten: mit der Erörterung über die preußischen Dichter. Hätte man schon durch Goethe's besänftigende Worte vorsichtiger werden können, wenn man Friedrichs Abneigung gegen die damalige deutsche Literatur streng beurtheilen wollte, so wurde hier sogar zu zeigen gesucht, wie Friedrichs Schrift über die deutsche Literatur gerade von warmer Theilnahme an deutscher Bildung ausging und wie mit dieser Schrift die Cabinetsordre über den deutschen Unterricht Hand in Hand ging. Rechnete man nun noch dazu, daß Friedrich ganz auf derselben Stufe zeitgemäßer Bildung stand wie seine preußischen Dichter selbst; nahm man ferner hinzu, daß in dem Staate der Intelligenz so ziemlich jeder gute Kopf, also auch durchschnittlich jeder damalige preußische Schriftsteller eine ziemlich gute Stellung erlangen konnte, auch ohne Protection, wenn auch die Intriguen französischer Günstlinge und die Aengstlichkeit deutsch gesinnter Minister wohl Einem oder dem Andern hinderlich sein mochte, so sah man in der That nicht leicht mehr ein, was Friedrichs französische Bildung der deutschen Literatur geschadet haben könnte.

Loebell's Ansichten über die Stellung Friedrichs des Großen zur deutschen Literatur suchte man übrigens noch mehr zu populariſiren in einem Vortrage der Singakademie zu Berlin, der unter dem Titel „Kriegsdichter des siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege. Ein Vortrag von Heinrich Pröhle" 1857 im Druck erschien und von dem die Verlagsbuchhandlung zu Altona 1863 ohne meine Genehmigung

eine sogenannte Jubelausgabe zum fünfzigjährigen Todestage Theodor Körners, über den sie Neues enthielt, veranstaltete.

Die Schrift: „Friedrich der Zweite und sein Jahrhundert in Bezug auf Sprache und Literatur, Schule und Volksbildung. Eine vaterländische Säcularschrift von Theodor Heinsius. Berlin, Posen und Bromberg. Druck und Verlag von Ernst Siegfried Mittler. 1840", wird, wenn ich nicht irre, von Loebell nirgends genannt. Mir selbst wurde sie erst lange nach Loebells Schrift bekannt. Wenn nun auch die Auffassung Loebells eine mehr wissenschaftliche ist als die jenes Zeitgenossen der Ramler, so enthält Mittlers Arbeit doch im wesentlichen schon Alles, was Loebell geltend machen konnte. Ich bin daher, so weit dies neben der Benutzung handschriftlicher Quellen bei Ausarbeitung der vorliegenden Schrift überhaupt noch angemessen schien, jetzt nicht mehr auf Loebell, sondern auf Heinsius zurückgegangen.

---

## III. Die Familie Sack. (Vergl. S. 43. 99. 124.)

Im Jahre 1857 erschien: „Drei Dankpredigten über die von dem großen Könige Friedrich II. im Jahre 1757 erfochtenen Siege bei Prag, bei Roßbach und bei Leuthen, in demselben Jahre im Dom zu Berlin gehalten von August Friedrich Wilhelm Sack, seiner Zeit königlich erstem Hofprediger, zum hunderjährigen Gedächtniß der genannten Schlachten wieder herausgegeben. Berlin bei Wilhelm Hertz." Gr. 8. 39 Seiten.

August Friedrich Wilhelm Sack lebte von 1703—1786. Sein Sohn Friedrich Samuel Gottfried Sack, Bischof, gab die Biographie des Vaters heraus. Wir bedauern sehr, daß wir über August Friedrich Wilhelm Sack, den wir von Clamer Schmidt, David Friedrich Strauß und Andern mit Hochachtung genannt fanden, besonders wegen seines Verhaltens gegen Klopstock nicht gleich günstig urtheilen konnten. Friedrich der Große achtete in ihm seinen Stand und sein Talent, liebte ihn aber ebenso wenig als die deutschen Dichter ihn liebten. Wie mir Herr Professor Droysen in Berlin nachzuweisen die Güte hatte, steht die Stelle, in der Friedrich der Große ihn angriff, Oeuvr. X p. 140 in der épitre au général Bredow und lautet:

Prenons ce fameux Sack, ce suppôt de Calvin,
Ce zélateur, couru du sexe féminin,
Qui deux fois par semaine en style de sophiste
Fulmine l'anathème et proscrit le déiste.

Der auch S. 105 Z. 29 schon erwähnte Friedrich Samuel Gottfried Sack (1738—1817) war „der vorzüglichste Anreger der Union in Preußen." Der Sohn von F. S. G. Sack war Friedrich Ferdinand Adolf Sack (geb. 1788 zu Berlin, gest. 1842 zu Bonn). Sein Bruder, der milde und pietätvolle K. H. Sack, gegenwärtig Consistorialrath a. D. und Professor in Bonn, gab außer der neuen Auflage der drei Dankpredigten auch heraus „Friedrich Ferdinand Adolf Sack's hinterlassene Gedichte und Reden nebst einigen Skizzen. Mit einem Lebensabrisse. Bonn, Georgi. 1843." 8. 162 Seiten. Da diese Schrift nur für Freunde gedruckt war, so habe ich daraus in Herrig's Archiv XXII. 1. und 2. Heft S. 131—140 Friedrich Ferdinand Adolf Sacks Gedicht „An meine Mitbürger. Für den 1. Januar 1814" abdrucken lassen. Barthold Georg Niebuhr meinte dieses Gedicht, als er „ein so schönes Gedicht, wie man es selten liest", erwähnte. Auch wird von ihm der Dichter erwähnt als „der junge Sack, Candidat der Theologie, für diesen Krieg Lieutenant in der Garde."

## IV. Ein plattdeutsches Gedicht auf die Hochzeit Friedrichs des Großen. (Vergl. S. 16.)

Neben der allgemeinen Literatur unseres Volkes hat zu allen Zeiten die Volkspoesie im Dialekte ihr gelegentliches Spiel getrieben, und wenn auch Bornemann und Groth z. B. das unbestreitbare Verdienst haben, die frische Naivität des plattdeutschen Dialektes in manchem hübschem Liede bewährt und vor Allem in weitere Kreise in künstlerisch-ästhetischer Form verbreitet zu haben, so hat doch vor ihnen das Volk und vielleicht eine mehr unbekannt gebliebene Generation gelehrter Dialektdichter schon im Stillen dies Genre bearbeitet.

Zu dieser Bemerkung veranlaßt uns ein plattdeutsches Gelegenheitsgedicht, welches auf die Einholung der Braut Friedrichs des Großen, der Kronprinzessin von Preußen Elisabeth Christine geb. Prinzessin von

Braunschweig-Bevern 1733 von einem Dichter, der schon 1733 vom goldnen Zeitalter wußte, verfaßt und das bei ihrer Durchreise im Namen der magdeburgischen Bauernschaft vorgetragen wurde. Der Anfang dieses plattdeutschen Gedichtes lautet:

Hans, Steffen, Nabers, koomt, de Schulte het uns ropen,
Ji Mäkens, sliet jück ut, il't, laat uns schwinne lopen,
De Cron Prinzesse kümmt, de Stoff (Staub) erhevet sick,
Se jagen, we de Krambt, de Lüe lopen dick,

Ropt den Scholmester ock met allen sinen Kinnern,
Ji Aeser, laat jück nich dat ABCBook hinnern;
Suldaten sint ji schons, gaat hier as Tauwas her,
Staat hinnen, forren recht, as stünn ji in't Geweer.

Ji Derens tretet her met greunen Roggen-Crantze.
Knixt, as de Puppen don, gaat as man geit do Dantze,
Wi Knechte willen hie met Harcken, Spaden stahn,
De Schulte mag voran met siner Mähre gahn.

Gest Acht! de Vorspann kümmt. Hans, feüre (fahre) du wat sachte,
Dat use gantze Dörp dat leive Kind betrachte.

Nach manchem Compliment für die Kronprinzessin heißt es dann

Nu, Cron Printz, wolgemot, Du hast et wol gedropen.
Du fengst den besten Fisch, dat schönste von den Schapen,
Se is recht levens (liebens) werth, se is na Dinen Sin,
Mit enen Wort: se is de trüe Schäperin. *)
— — — — — — — — — — — — — —
Wenn nu de Cron Princeß werd leive Jünkens kriegen,
De weren Löwen syn un up de Böme stiegen
As Hertog Hinrick dä. **) Se wert as Adlers don,
Ey hedden doch wi Bu'r ock mal sülck braven Son!.

Zum Schlusse sich an das Publicum wendend sagt der Dichter:

Dantzt Strump un Schau entwey, de Schnyder brucken Geld,
Un de Schoslickers ock; lopt na in't wide Feld.

Dat Veih werd unnerdes to Huse nich verhungern,
Lat Wagen, Spinrad stahn, wi willen hüte lungern,
Man segt: de Minsch is klock (klug), de sick rekummendeert,
We Schöpsen-Bregen hat, wet nich, wat sick gehört.

*) Anspielung auf die Festlichkeiten in Salz-Dahlum?
**) Heinrich der Löwe.

Hört, junge Hetschop [Herrschaft?] uns. Ji wet, wat wi gebeden,
Vergetet unser nich, wie sin hieher getreden,
De Küster is daby, de hat de Tüge syn,
Es is en ehrlich Blot, he quinkeltret sien.

Et leve Friderich mit siner Cron Prinzesse,
Gott geve Ju up't Jahr de allerbeste Messe,
Blieft uns en beten gut, dat seggen wi met Fliet,
Wi luren ock enmahl bi Ju up guldne Tiet.

Man sieht, daß auch dies Dialektgedicht in Alexandrinern doch wohl schon von einem Gelehrten verfaßt ist. Es mag beim Umspannen, in einem magdeburgischen Dorfe gedruckt überreicht, vielleicht aber auch in Magdeburg selbst von einer nach der Sitte der Zeit verkleideten Schäferin gesprochen sein. Jedenfalls schloß sich an diese magdeburgische Poesie Bornemann schon in so fern an, als er ein Gedicht auf den alten Fritz hinterlassen hat, dessen außerordentliche Verbreitung und Beliebtheit bei dem Landvolke in der Mark in der empfehlenswerthen Schrift „Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg für Jung und Alt von W. Schwartz. Berlin, 1871." S. 54 ausdrücklich bezeugt wird. Ebenda S. 55 wird ein auf den Landbau bezügliches Wortspiel „der alte Fritz und der Bauer" erzählt.

---

## V. De ule Fritz un de zalldate mitten schpecksticke.[1])

(Schwank. Vergl. S. 47.)

Dê ule Fritz haet sek emal aute klît[2]), un sau kimmete denn et âmds[3]) tauen zalldaten, deide[4]) schildwache stân haet. da saecht de ule Fritz taune[5]): wat haest de denn da voren[6]) schticke, en bodderschticke? „hecherup!"[7]) saechte zalldate. denn haeste woll gar en schpecksticke? saecht de ule Fritz. „Ja,

---

1) Mir schriftlich von Lohrengel mitgetheilt in der niederdeutschen Mundart von Altenau auf dem Oberharz, die dort neben der sogenannten Bergmannssprache, welche letztere der dortige Prediger Georg Schulze bekanntlich zu einem eigenen Studium gemacht hatte, gesprochen wird. Ueber die Dialektverhältnisse in den einzelnen Ortschaften des Oberharzes überhaupt s. meinen Aufsatz „Zustände des Oberharzes" in den Grenzboten von 1851, Anfang des 2. Semesters. — 2) Ausgekleidet. — 3) Abends. — 4) Der da. — 5) Zu ihm. — 6) Für ein. — 7) „Höher hinauf!"

saechte zalldate, dat haewwek. Dau scheinst mek uk en zalldate te sein, bist woll gar en kopperal?“ Hecherup! saechte ule Fritz. „denn biste wol en feldwebel?“ Hecherup! saechte ule Fritze wedder. nau saechte zalldate immer einen grad weier, bette [1]) an de ministersch kuemmet, awer de ule Fritz saecht immer: hecherup! „denn biste woll gar de majeschtaet des kenigs?“ saecht de zaldate. ja, saecht de ule Fritz, dat bin ek. „na, saecht dei zaldate, denn hulemal [2]) mein schpeckstieke, denn mott ek êrscht [3]) presenteren.

---

## VI. Ueber Ramlers Briefe an Gleim. (Vergl. S. 37. 186.)

Für seine Biographie Ramlers war Göckingk dieser ganze Briefwechsel unzugänglich. Er erklärt sie daher selbst für dürftig. Göckingk hatte nach den Briefen, die er aus Berlin an Gleim schrieb, Gleims Briefe an Ramler nicht erhalten können. Prediger Ritter gab sie nicht her, weil er das Honorar von der Prachtausgabe der Werke Ramlers von Voß beanspruchte, welches auch Göckingk haben wollte, um Ramler davon ein Marmordenkmal setzen zu lassen. Es ist uns darüber, wer es bekam, sowie über das Marmordenkmal, nichts weiter bekannt. Nachdem Gleim früher vergeblich versucht hatte, sogar *seine* Briefe an Ramler zurück zu erhalten, scheint er sich später — gewiß ohne Grund — die Miene gegeben zu haben, als würde er seinem Freunde Göckingk die Briefe Ramlers nicht vorenthalten haben, wenn er darum gebeten hätte. Göckingk schreibt in dem Briefe an Gleim vom 20. Juli 1802: „Es würde ohnstreitig unter allen Beiträgen, die ich nutzen konnte, bey weitem der interessanteste gewesen sein. *Doch ich hoffe, für die Nachwelt ist diese Sammlung darum doch nicht verloren.*“ Und in der That hoffen wir, daß man uns die nachfolgenden Auszüge daraus und die Benutzung des ganzen Briefwechsels danken wird.

---

1) Weiter, bis er. — 2) Halt einmal. — 3) Erst.

## VII. Berlin, Pankow, Schönhausen und Lähme (bei Blumberg und Wernenchen) vor hundert Jahren.

(Aus Ramlers Briefen an Gleim. Vergl. S. 208.)

Die nachfolgenden Mittheilungen sind entnommen aus Ramlers ungedruckten Briefen an Gleim. Ramler schrieb anfangs aus Lähme, wo er bei Gleims Schwager, dem Domainenpächter, Hauslehrer war, an Gleim in Berlin, und dann aus Berlin an Gleim nach Halberstadt. Unsere Auszüge berücksichtigen besonders unbekannte Anekdoten und Charakterzüge von Friedrich dem Großen.

Mein Liebster.

Ich habe ihnen doch nicht gantz fälschlich berichtet, daß der Herr Amtmann auf den Dienstag herüber kommen würde, er bleibt heute und morgen da. Ich wünsche ihnen viel Glück bei Staatsministern und ihren Maitressen und Laquaien. Dieses wünscht ihnen auch Ihre Fr. Schwester. Sie sagte neulich, wenn mir der König erlaubt mir eine Gnade auszubitten, so wollte ich sagen: Sire, gebt meinem Bruder eine gute Emploi, vor mich und meine Kinder laß ich Gott und meinen Mann sorgen. Und ihr Herr Bruder*) ist so brüderlich, daß, wenn er in Pacht kommen könte und 400 Thlr. beilegte, so sollten sie 200 gleich bekommen und sie nicht erstatten, bis sie im Gelde bis an die Ellenbogen wühlen könten. Was soll ich mich vermessen? Ich will ihnen 6 Groschen geben einen Lotteriezettel bei Fromeri zu kaufen aus der 5 Classenlotterie. Jetzt kann ich die erste Classe bequem bezahlen, gegen die letzten Classen werde ich reicher sein. Gewinnen wir, so will ich nichts als einen importunen Gläubiger befriedigen, das übrige kann ein Procurator in Champagner vertrinken. Nemo est quem non in aliqua parte videre possis Naumannum. Diese Sache ist so

*) Ein Bruder Gleims, der sich ohne Stellung bei dem Schwager in Lähme oder in Berlin aufhielt und später als Oekonom von Klosterbergen Mitbegründer der bekannten gleimischen Familienstiftung wurde.

ungewiß, als es unsern Fischern ist einen Karpfen aus diesem See mit einem Zuge zu fangen. Ich habe auch schon das Netz heraus winden helfen und bin schon im Stande Halieutica zu schreiben. Es war nur ein Unglück daß ich keinen großen Fisch fangen konnte. Was sie mir zu erinnern gegeben haben, das habe ich bei Gelegenheit erinnert, und es wird schon Hand daran gelegt. Sein sie doch so gütig und packen mir etwas Briefpapier und ein Buch ordinair Papier mit ein. Grüßen sie unsre Freunde und ihren Herrn Bruder absonderlich. Ich bin unverändert

Ihr

getreuer Freund

Lähme, den 20. Jan. 1747. Ramler.

Berlin, den 9. Dec. 1747.

Nun will ich ihnen auch etwas aus Berlin erzählen. Probst Süsmilch der von der Cantzel nahmentlich vor J. C. Edelmann gewarnt hatte, hat endlich eine Schrift von 12 Bogen wider ihn herausgegeben. Es ist ein Auszug aus seinem Moses, wo von den Obrigkeiten als Gottes Stockmeistern gesprochen, und einer durchlauchten Person nicht so viel Durchlauchtes zugestanden wird, als einem Johanniswürmchen. Ferner die Stellen wo Voltaire ein Schmarotzer und Tellerlecker geheißen wird, weil er den König Gottes Ebenbild nennt, und überhaupt alles was dazu dient, die Welt und den König mit in seinen Haß zu ziehen. Die Wörter alle Philosophen, alle Theologen, Wolf, König sind mit großen Buchstaben gedruckt, der Probst hat unter jede merkwürdige Stelle Noten gemacht, und läßt Edelmann*) nicht so viel Ehre als einem Lotterbuben. Von Religions Puncten ist kein Buchstabe darin. Nach acht Tagen sieht man in Rüdiger's Buchladen eine Gegenschrift von Edelmann unter dem merkwürdigen Titel: Schuldiges Danksagungs Schreiben. Ich will sie ihnen beylegen. Diese Antwort setzt ihn hier in weit bessern Ruf, und der Probst ist itzt unschlüssig und verwirrt was er antworten soll.

Es sind viel Spitzbuben hier, und des Abends wird man geplündert. Eine Bande betrifft man neulich in einem Hause. Der

*) Ueber Edelmann s. Pröhle's „Feldgarben. Beiträge zur Kirchen-, Literatur- und Culturgeschichte. Leipzig, 1859." S. 231—282.

Anführer geht bei dem Lerm als ein Schornsteinfeger zum Camin heraus. Man besetzt die nächsten Häuser und nöthigt ihn herunter zu kommen. Er thut es mit der Bitte ihn nicht zu schlagen. Als er sich heruntergelassen und man ihn fortschleppt, sucht er ein Messer, und reißt sich den Bauch auf. Man läßt einen Chirurg hohlen, der ihn verbinden muß; hierauf nöthigt man ihn durch Schläge zu einem Bekenntniß. Er bekennt, daß die große Bande zu Wien sei, und stirbt an seiner Wunde.

Baron v. Bielefeld [vergl. S. 19] hat neulich tractirt, und in Ermangelung eigenes Services, dasselbe vom Printzen geliehen. Es kommt ein Laufer ins Haus und frägt: ob sein Herr noch nicht von Tisch wäre, ihm wird mit nein geantwortet. Er mischt sich also unter die Laqueyen. Endlich werden Löffel, Messer und dergl. vermißt, und dieser Laufer ist nicht mehr zu sehen, und von den Gästen gehört er niemanden zu. Die Leute welche so viel Gold und Silber haben, daß sie es nicht in einem Zimmer lassen können, sind itzt die unglücklichsten, aus Furcht etwas zu verliehren. Der eine läßt doppelte Fensterladen machen, der andere Einschiebsel in den Camin. Ich befinde mich recht ruhig, denn man kan mir nichts stehlen, ohne mich aufzuwecken, so nahe liege ich bei meinen Schätzen. Leben Sie wohl, liebster Freund, und schreiben nur ihren Lebenslauf wieder. Ich bin

Ihr
getreuester Freund und Diener
Ramler.

Berlin, den 3. Februar 1748.

Ein Hoffschneider wird zum Könige bestellt. Er kommt in einer sammtnen gestickten Weste. Der König geht vor ihm vorbei und bückt sich sehr tief; er geht zum andernmal vorbei und bückt sich wieder. Der Schneider frägt den geh. Cämmerer, warum der König nicht mit ihm spräche, da er ihn doch gesehen hätte. Ihm wird der Rath gegeben wieder nach Hause zu gehen und sich einen schlechtern Rock anzuziehen, worin ihn S. Maj. auch alsobald gekannt haben. Eben dieser ist unwillig, daß man einem andern Schneider Arbeit gegeben hat, und kommt zum G. Cämm. und bittet um seinen Abschied. Als der König es erfährt, läßt er ihn zu sich kommen und frägt ihn, ob er

fleißig in der Bibel lese. Er dünkt sich gut zu antworten und spricht: nein, Ihre Maj. Der König antwortet: das ist nicht gut! und frägt ihn, ob er den Edelmann [vergl. S. 210] fleißig lese, der Schneider sagt: Ja. Der König sagt: das ist nicht gut, giebt ihm aber die Biebel und spricht leset im Propheten Daniel im 8ten Cap. den 8ten vers da steht euer Abschied. [Daniel 8 Vers 8 lautet: „Und der Ziegenbock ward sehr groß. Und da er auf's stärkste geworden war, zerbrach das große Horn u. s. w.]

Berlin, den 9. April. 1747.

Sie haben von Hilmers Augen-Curen gehört und der Ruf hat seine Geschicklichkeit vergrößert. Man sagt, daß sein Verdienst darin besteht, eine behendere Hand durch die Uebung erlangt zu haben. Hier hatte man eine bittere Schrift wider ihn herausgegeben, die aber confiscirt ist. Dem Herrn von Rosey [vergl. S. 96] hat er nicht geholfen, aber doch auch nichts gewisses versprochen gehabt. — Rüdiger der Verleger des theils ehrenrührigen theils wahren Schreibens wider Hofrath Hilmern, ist itzt in Spandau, allwo er seine Buchführer-Sünden auf etliche Monathe büßen soll. Er hat eine Schrift drucken lassen die Edelmanns Verdienste erheben und die Gegenparthey erniedrigen sollte, (D. Pott wird für den Verfasser gehalten); weil er diese ohne Censur herausgegeben, hat er sein Verbrechen schwerer gemacht und sitzt nun in Spandau. Herr Naumann schreibt die Rüdigersche Zeitung wie sie schon wissen werden.

Berlin, den 9. April 1747.

Rüdiger ist wieder los und Doct. Pott ist in Angst was seine Schrift, worin er die Geistlichkeit samt und sonders schimpft, für ein Schicksal haben werde. Er fürchtet, daß sie auf dem Neumarkt durch den Schinder in den Dreck getreten werden soll. Deswegen er zum Präsidenten Maupertuis gelaufen ist und ihn gebeten ein Mitglied der Academia nicht dem Gelächter auszusetzen. Maupert. antwortet: Ihre Schrift ist, meines Wissens, nie in der Academia vorgelesen, doch wird es mit der öffentlichen Prostitution nichts zu sagen haben.

Berlin, den 2. März 1748.

Der Herr v. B. [Bielefeld] soll in Halle nicht so wol die Universität [als Curator] besuchen, als vielmehr seine Privat-Angelegenheiten befördern [vergl. S. 24], indem er ein Mädchen, die ein leidliches Angesicht und eine Tonne Goldes hat, heirathen will. Ich weiß eine lustige Begebenheit von ihm. In Potsdam will er sich vom Könige Erlaubniß bitten nach Berlin zu gehen, um sich bei dem Feldscherer N. einen schmertzhaften Zahn ausziehen zu lassen. Der König merkt eine List, und erlaubt es ihm auf sein Vorgeben, schickt aber noch denselbigen Abend einen Jäger nach Berlin und läßt den Feldscherer N. heraus kommen. Dieser präsentirt sich den andern Morgen früh, als der Herr v. B. abreisen will, und dieser ist ein viel zu guter Hoffmann, als daß er lange anstehen sollte, sich einen gantz gesunden Zahn ausreißen zu lassen.

Berlin, den 7. May 1748.

Mit Herren Sulzern und Patzmann habe ich am 2ten Ostertage auf dem Joachimsthal Milch in eine Thee Schale gegossen, und Semmel und Zucker hineingebrockt und das mit Theelöffeln ausgegessen. Eine Abendmahlzeit von Sulzers Erfindung! Wir haben mit dieser Schäferkost die Osterschmäuse beschimpft, weil wir uns besser dabei befanden, als bei Austern und einem entmannten Hahn an der Tafel eines Abts geschehen kann. Doch, im Vertrauen, der Abt kam hinten nach mit einer guten Flasche Burgunder.

Hilmers Augengeist ist nicht rarer als ihn jeder Medicus geben kann. In einer guten Zeit nichts lesen und schreiben, die grünen Felder stark ansehen und die Mädchen in grüner Seide, dies ist auch eine Art von Augengeist. Solch Recept kommt recht mit meinem Charackter überein, weil sie mich doch für faul halten, und ich mich selbst für verliebt halte, und wir uns alle beide für arcadische Schäfer halten.

Berlin im Mai 1748.

Ich wohne noch immer bei Herrn Sulzern und kann zu keiner eigenen Hütte kommen. Ich gehe mal mit Herr Langemacken durch

die Stadt und wir besehen die Stuben und die Einwohnerinnen, aber ein jeder hat was auszusetzen. Bald ist das Haus allzu gothisch gebaut und in seinen Fenstern herrscht nicht der geringste gute Geschmack; bald machen die Leute einen allzu starken Biergeruch im Hause oder ein naher Schmidt vertreibt alle Gedanken aus der Seele; bald schwindelt uns in einer himmelhohen Stube, und bald ersticken wir in einer niedrigen; hier ist es ihm zu weit, mich zu besuchen, und dort ist es mir zu weit, meine Edelleute*) zu besuchen. In dieser Gasse sieht man eine halbe Elle vom Himmel, und in jener den ganzen Tag kein hübsch Gesichte. So irren wir herum, unentschlossen im Wählen, ungefehr wie sie bei den Halberstädtischen Mädchen.

Ich soll schließen weil diese Seite voll ist, ich will es nicht thun, bis ich ihnen gesagt habe, daß ihre Peruque 6 Thlr. kostet und der Peruquenmacher ein Esel ist, daß er so bald geschrieben hat. Ich wollte ihn lieber etwas warten lassen, als sechs Thlr. ärmer sein.

Berlin, den 12. May 1748.

Wollen sie wissen, wie ich meine Frülingsgänge eingerichtet habe? Wir drei, Herr Sulzer, Hempel und ich, haben am Sontage den Anfang gemacht schöne Gegenden auszukundschaften. Wir gingen gegen Norden zu, eine Meile von Berlin, nach dem königlichen Schönhausen, und Herr Sulzer gesteht, daß er in seinem Leben nie weiter gereiset sei, nemlich nie weiter von der Schweitz. Wir haben uns vorgenommen aus allen Thoren und Thüren dieser Residentzstadt auszugehen, und hernach können wir eine Special Charte von Spaziergängen machen. Ich will ihnen eine Beschreibung von dieser Reise geben, so wie sie mir zuerst in die Gedanken komt. Wir gingen aus dem Joachimsthal, und Herr Hempel**), welcher sich schon vormittags dort eingefunden hatte, versprach uns eine schöne Reise. Wir fanden aber lauter Sand in dieser langen Allee von fünfjährigen Linden, und Herr Sulzer fing an auf Herrn Hempel zu schelten. Doch ergötzten wir uns, so gut wir konnten, an dem schönen Himmel, den kühlen Winden, die uns begegneten und an der Gegend in der Fern. Wir

*) Wohl die Cadetten.
**) Maler.

warfen mit Steinen in die Welt, uns im Discusspiel zu üben, und ich schrieb nahe bei einer Windmühle den Nahmen der donquixotischen Prinzessin Dulcinea von Toboso in den Sand. Wir fanden ein Paar Bäche, die vor Mangel des Wassers nicht rieseln konnten, ob ich gleich meine Gefährten bereden wolte, als ob sie rieselten. Wir sahen Schafe weiden und hörten einen gantzen Himmel voll Vögel. Endlich kamen wir an das erste Dorf Panko, da zog ich meinen Horatz heraus und las an den Ufern des Flusses Panke eine Frülings Ode, eine Sommerode und eine Herbstode vor. Ich that dieses auf deutsch, so gut ich konte. Der Fluß Panke ist so groß, daß ich ihn zuerst für eine Rinne hielt, bis uns Herr Hempel versicherte, es wäre ein Fluß. Vielleicht bin ich der erste Geographus der ihn beschreibt, und der erste Poet der an seinen Wassern gesungen hat. Eins muß ich nicht vergessen, daß Herr Hempel auf dem Wege, als wir durstig waren, einen Feigenbaum entlaubte, er ging auf ihn zu, riß an seinen Aesten, und brachte uns etliche Feigen mit, welche ich, nach genauer Untersuchung, für gute trockene Feigen erkannte. Ich nahm es für ein Wunder an, denn ich betrachtete hernach mit Herr Sulzern den Baum, und befand ihn einer Linde so ähnlich wie ein Ei dem andern ist. Wir kamen endlich nach Schönhausen und suchten bei dem Gärtner Herberge, der uns die schönsten Blumen Beete und Fruchtbäume zeigen konte, die dem Winter getrotzt hatten. Hier wünschte ich, unter so viel anmuthigen Gerüchen, daß mich die Götter gantz zur Nase machen möchten. Wir sahen in dem Königlichen Garten, nebst den schattigten Taxus Gängen, auch eine schöne Wildnis von Eichbäumen, hohem Grase und niedrigem Gestrauche, welcher wilde Anblick uns so sehr gefiel, als die Pyramiden und Bildsäulen nicht thun konnten. Unter den letzten sahe ich eine Nimphe, ohngefehr wie Thomsons Amorette, als sie mit ihren Gespielen baden wolte, und, nach aufgelöstem Gürtel, schamhaft und in sich selbst geschmieget stand, für jedem Geräusch wie ein Reh zitternd. Diese Nimphe verdiente lebendig zu werden und sich in eben dieser Mine für mich zu schämen, sich eine kleine Weile nicht zu schämen, und dann wieder zu schämen.

Wir besuchten hierauf den Hof und freuten uns über die Tauben mit glänzenden Augen und wandelbahrem Nacken. Eine unter ihnen war weiß wie Schnee, der itzo fällt, und so zahm als Mahomets heilige Taube. Nein, Mahomet war ein Evangelist mit Schwerdt

und Bogen, der verdient solch reines, schmeichelhaftes Täubchen nicht, also soll sie Venus in ihrem Gespann haben, oder Anakreon. Ja, ja, Anakreon hat diese Taube, oder doch ihre Großmutter gehabt. Sie war es die mit ihren Flügeln seine vergnügte Stirn bedeckte, auf seiner Leier schlief und aus seinem Becher trank. Wir grüßten die Nimphen dieser Gegend und kehrten zurück, als die Sonne schon stark nach Westen eilte. Wir fanden den Weg zuletzt nicht mehr so sandig als vorhin, wir glaubten die Gegend bezaubert, und weil wir uns der Feigen erinnerten, zweifelten wir nicht einen Augenblick länger an der Zauberei. Meine Gefährten fanden hierauf den Nahmen der Dulcinea, und glaubten daß Don Quixotte in dieser Gegend gewandert hätte. Sie wurden durch die Windmühle darin bestärkt, welche bei unserer Hinreise ihre Arme trotzig ausgebreitet hatte, nunmehr aber gantz unbeweglich stand, und vermuthlich von dem Ritter erlegt sein müsse. Wir traten in die Thore von Berlin, als die Sonne eben vom Horizont fiel, und dachten unsern Schicksalen nach. Wir tranken ihre Gesundheit in rothem Wein, und wurden so offenhertzig, daß wir uns unsere Abentheuer erklährten. Da kam es an den Tag, daß ich den Nahmen der Princessin geschrieben, daß Herr Hempel Feigen bei sich geführt und Herr Sulzer bei der Zurückreise einen bessern Fußsteig ausgesucht hatte. Auch hier schieden wir endlich vergnügt von einander und ein jeder ging unter Begleitung des vollen Mondes nach Hause.

Berlin, den 17. März 1751.

Liebster Freund.

Sie müssen nunmehr schon bessere Nachricht von unserm Klopstock haben, als ich Ihnen geben kann. Er ist in Leipzig gewesen und wird vermuthlich seine Reise nach Dännemark antreten. Vieleicht haben sie ihn schon selber umarmt und ihn um seine Streitigkeiten befragt und er ist so grosmüthig gewesen und hat die wichtigsten Fehler seines versöhnten Freundes verschwiegen. Ich will sie auch verschweigen, bis sie mich mündlich darum befragen wollen. Der ärgste Fehler von Bodmern ist nicht einmal auf seine eigene, sondern auf Herrn Breitingers Rechnung zu schreiben. Breitinger hat es selber bekannt, aber damals war der harte Brief schon geschrieben, worin der härteste Aus-

druck dieser war: „Wissen Sie, daß ich Sie einer solchen Grosmuth nicht fähig halt." Einer von den schweizerischen Weisen, ich glaube Waser, giebt beyden Partheyen gleiche Schuld, die mehresten aber sind als gute Landesleute gesinnt, und hierunter wird unser Sulzer auch zu rechnen seyn, der Bodmern als seinen Freund und als einen Schweitzer lieb hat. Aber ich werde, so oft ich kan, auf diese eingeschrenkte Menschenliebe schelten, die sich nach dem Stück Erde richtet, worauf die Mutter ihr Kind geworfen hat. Gewisse Weltweisen müssen keine andere Landsleute haben, als die besten unter allen Kindern der Erde. Die zwote Classe der Philosophen mag viel auf ihr Vaterland halten, weil sie darin geschützt und ernährt worden ist, indem ein jeder Beschützer und Ernährer für sich selber gearbeitet hat. Wir lieben diejenigen darin, die uns würklich geliebt haben, die andern werfen wir unter den Haufen der übrigen Menschen und lieben sie daselbst. Ich liebe Klopstocken noch mehr, seit dem ich sein Gesicht gesehen und geküßt habe, als ich ihn vorher geliebt hatte. Was wird geschehen, wenn ich ihn sehe und höre? Sie können gantz ruhig seyn, mein liebster Freund; daß Klopstock unschuldig ist, das weiß ich aus Sulzers Nachrichten, die zwar nicht vortheilhaft für ihn lauteten, woraus ich aber die Wahrheit destillirt habe. Hat er gesündiget, so hat sein Hertz nicht gesündiget, sondern die Umstände, ein Irrthum, die Schweitzerische Naivität haben Anlaß zu einem Schritte gegeben, der ihm dennoch eher wieder leid geworden ist, als Sack seinen Ermahnungsbrief geschrieben hat. Diesen Brief an Klopstocken hat mir Sulzer gezeigt, er ist so eingerichtet, wie ich ihn von Sacks Carakter vermuthet hatte. Mündlich mehr hievon. Aber wann wird dieses mündlich geschehen? Liebster Freund, ich sehne mich nach Ihnen wie eine Braut und habe Verlangen meinen ersten und besten Freund, meinen so oft erwehnten Gleim dem Mädchen zu zeigen, daß die beyden Tractate des Lord Schaftesbury so gut versteht als ich, und daß sich nach dem Briefe über die Enthusiasterey so sehr sehnt als ich.

Um das Journal, wozu sie uns einen Titel erfinden müssen, ist Sulzer schon von dem Herrn Reich gemahnt worden. Er hat ihn bis auf Michaelis verwiesen. Wir wollen mehr als Recensionen hineinthun. Was mir jetzt einfällt ist folgendes: Bacons getreue Reden, Bacons Weisheit der alten, Popens Hirtengedichte, Horatzens ausgesuchteste Oden, Abhandlung von der Horatzischen Ode, Abhandlung

von der Gelehrsamkeit in Gedichten (NB. dieses ist heimlich wider die letzten Gesänge des Noah), Vorschlag zur Uebersetzung der alten, philosophische Briefe, critische Briefe, Einstreuung der besten Epigramme der alten und neuen Gedichte, die mir mein Gleim schickt, oder die er billigt, u. dergl. Lassen Sie uns in Vorrath etwas machen, damit diese Sache zu Stande kommt, die dem dummen Deutschland vielleicht nutzen könnte. Wären die crit. Nachrichten nicht zerrissen (vermuthlich durch Dähnekens eigennützige Intrigue) so würde ich schon so geübt im Schreiben seyn als Sack im Predigen. Ich liebe sie bis an den Tod.

Ihr

Ramler.

Nachschriften.

Haben Sie ihre Lieder und Bilder durchgesehen und sie zu einer Edition angelegt? Voß [der Buchhändler] bittet sie darum. Kleist hat seinen Sommer schon in Prosa fertig. Haben Sie einige Gedankenspäne, so schicken sie sie bald, oder einige Projecte oder einigen guten Rath.

Sie wissen doch daß Seidlitz todt ist? Der arme Kleist soll keinen braven Man um sich haben, wie es scheint.

An wen soll ich die Exemplare der crit. Nachrichten schicken? Das Stück à 2 Thlr. Die Register sind ietzt fertig geworden, und es stehen meine Freunde mit Nahmen darin.

Ramler.

Berlin, den 12. September 1752.

Morgen früh geht unser Campement zu Ende und der König ist schon jetzt in Potsdam, wie man sagte. Es ist niemand ins Lager gelassen worden, außer die Gesandten sind vom Könige zur Tafel gebeten und vom General Feldmarschall v. Schwerin durch einige Straßen des Lagers geführt worden. Auch hat der König die Etats ministres eingeladen und ihnen desfalls Pässe zu geben angeboten. Einige junge Kaufleute die sich hatten gelüsten lassen herauszureiten, sind auf des Königs Erlaubniß von den Husaren geplündert worden. Man erzählt daß er sie gefragt: wer sie wären und was sie hier zu verrichten hätten? Die Antwort sei gewesen: sie wollten gern sehen wie es in einem Lager zu ginge. Das könnt ihr wohl sehen, habe der König

geantwortet, und den Husaren einen Wink gegeben, Beute zu machen aber sich ja nicht an ihren Personen zu vergreifen, sondern nur ihre Pferde zu behalten. Hätte ich die Erlaubniß gehabt das Lager zu besehen, so hätte ich eine Ode darauf gemacht und die vornehmsten Krieger gelobt. Nun aber werde ich Repressalien gebrauchen und kein Wort davon sagen. Die Beschreibung die nebst einer Kupferplatte hier in Berlin herausgekommen ist, ist gantz falsch und nur zum Profit gedruckt worden. Es ist auch leicht zu denken, daß man kein Geheimniß machen wird um es hernach öffentlich auszubreiten. Sind wir ja begierig ihre Exercitien zu wissen: so können uns unsere Officiere leicht einen Strich mit Wein auf den Tisch machen und sagen: hier fochten wir, dort standen Sachsen.

Berlin, den 23. Febr. 1754.

Ein Fähndrich will seinen Abschied vom Könige haben und schreibt à Mons. Mons. le roi de Berlin, de Potsdam et de plusieurs autres villes. Und im Briefe: Hochwohlgeb. Herr, Gnädiger Herr König. Der König antwortet: Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Fähndrich, Ihr seid ein dummer Teufel, dergleichen ich in meinem Dienst nicht haben mag; reiset wohin ihr wollt.

## Aus Ramlers Briefe an Gleim vom 10. Oct. 1762.

Unser Lessing, der die Belagerung [von Schweidnitz] commandirt hat*), soll wie ich höre, schon wieder nach Breslau zurück gekehrt seyn. Es ist recht gut: er hätte die Stadt doch nicht eingenommen: er ist gegen die Bürger zu gütig, und nur gegen die Skribenten scharf. Er hatte mir bey seinem Aufenthalt in Berlin erlaubt, seiner Lieder Pflegevater zu seyn. Als ich ihm folgendes brachte, war er so vergnügt darüber, daß er mir die übrigen alle übergeben wollte; ich habe aber nur noch zwölfe von seinen Kindern angenommen. Hier ist das Lied:

*) Anmerkung Gleims. Er war Secretair bei dem General von Tauenzien, der die Belagerung commandirte.

Töne, frohe Leyer,
Töne Luft und Wein!
Töne, sanfte Leyer
Töne Liebe drein!

Wilde Krieger singen,
Haß und Rach und Blut
In die Laute singen,
Ist nicht Lust, ist Wut.

Zwar der Heldensänger
Sammelt Lorbeern ein,
Ihn verehrt man länger'
Lebt er länger? Nein.

Er vergräbt im Leben
Sich in Tiefsinn ein
Um erst dann zu leben,
Wenn er Staub wird seyn.

Lobt sein göttlich Feuer,
Zeit und Afterzeit!
Und an meiner Leyer
Lobt die Fröhlichkeit.

Dieses Lied schickt sich sehr gut zu einem Anfangsliede *). Auch soll es das erste halbe Hundert anfangen.

Berlin, den 8. Februar 1764.

Neulich [vergl. S. 105] besuchten die beiden Prinzen von Braunschweig, unsere Generale, den Cadettenhof, und, nach sehr gnädigem Gespräche mit mir, hörten sie mir eine ganze halbe Stunde zu, und zwar standen sie mir beständig so nahe, daß ich sie mit der Hand erreichen konnte. Sie nahmen hierauf mit unserm ältesten Prinzen von Preussen den gnädigsten Abschied und gingen raptim durch die übrigen Zimmer und hörten ein Paar Minuten zu; ließen die Parade sich zeigen und kamen endlich auch in den Speisesaal. Ich folgte mit der Suite beständig nach, und konnte mich nicht satt an ihnen sehen. Ich sog Feuer zu einer Ode aus den Augen unsers künftigen Königs. Die Ode ist fertig, nach Racinischer Art zu reden. (Sie wissen was Racine

*) Auch in Lessings Werken, neue rechtmäßige Ausgabe I, 1869, eröffnet es S. 26 die „Lieder", und zwar gleichlautend mit dieser Bearbeitung Ramlers. Vergl. S. 100.

sagte, wenn er eine Tragödie entworfen hatte.) — Nach diesem Besuche, der mir gemacht wurde, mußte ich auch einen machen, nehmlich unserm Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs, meinem Helden. Sie können leicht denken, daß bei dieser Audienz von den deutschen Musen gesprochen wurde und daß man mein Gedichtchen für gut aufnahm ꝛc. Gestern besuchte aber dieser vortreffliche Prinz unsern Cadettenhof in Begleitung seines Neveu des Prinzen Heinrichs. Er sprach mit mir, wie mit allen übrigen, sehr leutselig, und bei meinem Gespräche mit ihm sagte er noch ein Wort von unserer kurz vorhergegangenen Privatunterredung; so daß es laut wurde, was ich doch, (ich Antipode von den Leuten, die, wie sie neulich schrieben, nicht ohne Ordensbänder leben können) was ich doch nicht ausgeplaudert hatte. Doch es ist recht gut wenn ich öfter in solche ganz hohe Gesellschaft komme, und wenn es auskommt, daß sie mich wohl aufgenommen haben und vielleicht hält es unser Freund der Excellenzen *) alsdann wieder mit mir. Doch gestehe ich, daß er sich wirklich besser in alle diese erlauchte Gesellschaft schickt, als ich; und ich bin bereit all mein Recht darum gern abzutreten. Und dieses darum, weil weder der feurige Fuchs und der mächtig brüllende Löwe, wie Pindar sagt, noch auch der 39jährige Ramler seine Natur ändern wird. Gehüllt in meinen grünen Schlafrock, die doppelte Mütze auf dem Kopfe, einen Freund neben mir auf dem Canapee und eine Flasche voll vom kältesten Safte der Rheinischen Traube vor mir, bin ich glücklicher als ein König und als ein Liebling des Königs.

Ramler.

Berlin 24./28. Märtz 1764.

Liebster Freund.

Nun habe ich wieder einen halben Tag Zeit Athem zu holen; und wie soll ich diesen anwenden? Erstlich, an meinen alten Gleim zu schreiben, und dann — ein wenig spatzieren zu gehen. Eben itzt scheint mir die Sonne durch zwey Fenster und ladet mich allmächtig ein, Bluhmen und frische Blüthen in dem Berlinischen heiligen Tannenwalde zu suchen. Ich muß nur gehen, ehe sich dieser schöne warme

*) Sulzer?

Sonnenschein verliert: ich kann doch vor 6 Uhr diesen Brief nicht fortschicken. —

Ich bin wieder hier, und schreibe weiter. Blühende Zweige habe ich mitgebracht, und pflanze sie hier vor mir hin, und trinke ihren sanften Hyacinthenduft mit langen Zügen ein. Im Märtz schon blühende Bäume? Ja, schon im Februar habe ich Blüthen gebrochen. Diese, die jetzt vor mir stehen, sind von einer Pappelweide: ich habe danach in's Wasser waten müssen, ehe ich ihrer habhaft werden konnte. Bluhmen konnte ich nicht finden; aber dieser Baum stralte weit umher, und lud mich ein, ihn zu plündern. Nun, wovon soll ich zuerst mit Ihnen plaudern? Von unsern Freunden. Unser Sulzer hat vom Könige 1000 Thlr. Pension erhalten. Vermuthlich wird er ihn bei die zu errichtende Académie militaire setzen. Ueberdieß hat er ihm 300, oder, nach meiner Auslegung des Rescripts, 500 Thlr. Pension bei der Academie der Wissenschaften angewiesen. Sein Haus hat unser Freund für 15,000 Thlr. alt Gold verkauft, und zwar dem Cammerpres. Hrn. v. d. Horst. Die Häuser steigen itzt übermäßig im Preise: und vielleicht hätte er bey kurzem Aufschube, noch wohl ein Paar tausend Thlr. mehr herausgebracht. Er und d. H. Beguelin haben ihre Häuser zu gleicher Zeit gebaut und zu gleicher Zeit verkauft. Dieser letztere ist seines Dienstes als Präceptor des Prinzen von Preußen nunmehr in Gnaden erlassen und behält seine Pension. Der Graf v. Borck ist gleichfalls nicht mehr der Gouverneur, so wie auch der Gen. v. Buddenbrock nicht mehr Gouverneur des jüngern Prinzen ist. Dieser mein General hat genug mit uns *) zu thun. Aber ich komme ja ganz in die Hofneuigkeiten! Zurück also wieder zu den Freunden! Herr Rohde, den ich jetzt ziemlich oft sehe, läßt Sie grüßen. Hat er Ihnen nicht den Kupferstich von unseres sel. Freundes (Kleist) Bildnisse geschickt? Mich deucht, er hat es, und erwartet, wie er Ihnen gefallen wird. Er hatte Lust die vier Helden insgesammt in Kupfer zu stechen, nach der Malerey, die er in die Garnisonkirche geschenkt hat. Mit unserm Kleist machte er den Anfang, weil er diesen am liebsten hatte. Hierauf werden Schwerin, Keith und Winterfeld folgen. Ramler.

*) Mit dem Cadettencorps.

## VIII. Zwei Briefe von Gleim an Ramler über Friedrich den Großen.*)

### α)

Liebster Freund.

Schon seit dem 14ten bin ich wieder hier. Den 1ten sah ich unsern großen Friederich. Eine halbe Stunde stand ich im Vorzimmer gegen ihm über. Was für ein feuervolles scharfes Auge! Welche verstandvolle Stirn! — Kein Mahler ist im Stande ein solch fürtreffliches Gedicht mit allem, was es redet, zu mahlen. Von allen den Schlachten die der Held geliefert hat, sieht man dem Könige keinen einzigen Zug im Gesicht; keinen einzigen Kriegesthon hört man von seiner Flöthe, lauter Sanftmuth, Gnade, Mitleiden, Scherz und Liebe hört man. Sähen ihn seine Feindinnen, hörten sie ihn einmahl seine Flöthe spielen, sie müßten sich versöhnen, lieben, Friede machen, so würden sie eingenommen und bezaubert werden. Eine gute viertel Stunde sah ich ihn starr ins Gesicht und so nahe, daß ich ihn ohne Fernglas sehen konte. Er war ganz Freundlichkeit, und ich dachte, die hätte er in so vielen Schlachten gänzlich verlohren; ein fürstlich Angesicht, dem kein einziges Gemählde gleicht, das kein Mahler so leicht treffen wird, denn wer kann alle die großen Eigenschaften der Seele die im Angesicht gemalt sind, treffen? Raphael könte es, denn der unterstand sich, Gott den Vater zu treffen. — Wie viel hätte ich Ihnen zu erzählen, mein Liebster Freund? Herr Bachmann kam, auf meine Einladung in Bärenburg zu mir; eine viertel Stunde sahen wir in Laublingen unsern alten Freund Langen. — Wir hörten den Pan und den Apollo göttliche Flöthen spielen; einmahl seufzte ich nach Ihnen, mein lieber Ramler, einmahl nach unsern lieben Krausen, ein paar Minuten hätte ich unsern lieben Freunden abgegeben. Als Hr. Quanz heraus kam, sagte Er, der König hat Hrn. Ramlers Oden gelesen, sie haben Ihm wohl gefallen, Er hat sich dafür bedankt. — Ich machte diese fürtrefflichen Oden dem Major Quintus bekandt, der bei dem Könige itzt das Wort in deutschen Sachen hat. Die hohen

*) Abschriftlich bei Ramlers Briefen an Gleim.

Bassen des: Weh deinem Pontifex — war anstößig. — Ich vertheidigte meinen Ramler, und fand diese Stellen fürtrefflich. Das Gedicht ist betitelt: an den Fabius. Die hohen Bassen schicken sich für den ausländischen Fabius besser als die deutschen Fürsten — und der Pontifex gibt dem Gedicht ein ganz anderes Ansehen, als der Pabst würde gethan haben. — Man muß sich wundern, wie wankend und unbestimmt der Geschmack der meisten Lesenden ist. — Ich behielt doch zuletzt Recht, und mußte es behalten, ich hätte mir es nicht nehmen lassen. Sie böser Mann aber haben das Gedicht an den Fabius *), für mich geheim gehalten. Von Herrn Beguelin, der bei Ihnen ist, werden Sie wohl gehört haben, was der König mit ihm, mit Gellert, Ernesti, Reiske **) gesprochen hat; wie vergnügt und gesund er ist, — kurz alles was ich Ihnen erzählen könte; Eines meiner größesten Vergnügen zu Leipzig war, die Bekandtschaft mit dem englischen Gesandten Mitchel; mit dem fürtrefflichen Manne, der unsern großen Friedrich fast so lieb hat als ich, der bei seinem Könige und Volke für uns gewiß alles thut, was er thun kann, der ein Staatsmann und ehrlicher Mann zu sein weiß, der den berühmten Bollingbrock für ein schlechtes Genie hält und an ihm tadelt, daß er ein Staatsmann war und wieder die Religion schrieb; der Popen wieder die Beschuldigung, daß sein moralischer Charakter nicht der vollkommenste gewesen sey, vertheidigte, und als er von La Mettrie den Streich hörete, dem er unsern Haller gespielt hat, sagte: Je respecte ce cuisinier ***) qui l'a tué; kurtz ein Mann, der ganz Verstand und gantz Hertz, seinem Volk Ehre macht; er will, nachdem er Hallern in der Französischen Uebersetzung gelesen hat, mit Gewalt Deutsch lernen, ich solte ihm einige Bücher vorschlagen; ich sagte, ich wolte mich auf einige besinnen, und Tages drauf brachte ich ihm ein halbes Dutzent unserer Besten, die sich für ihm schickten; mehr zu finden würde mühe gekostet haben. Doch ich muß hievon abbrechen, und, einandermahl das übrige nachholen, wenn Sie noch mehr wissen wollen. Ich sehe in Ihrem letzten lieben Brief, und finde, daß Sie mir Hrn. Lessings

*) Ode an den Fabius. Nach der Schlacht bei Torgau, den 3. November 1760.

**) Joh. Jak. Reiske lehrte von 1748—1774 in Leipzig.

***) So ist zu lesen für caisinier, welches deutlich in der Abschrift steht, die Gleim von diesem Briefe theils nehmen ließ, theils selbst nahm und die Ramlers Briefen an Gleim beigebunden ist. Lamettrie starb 11. Nov. 1751 in Berlin an einer Indigestion.

Adreſſe in Breslau noch ſchuldig ſind. Mit den Neuen Oden und den Hendekaſſyllaben ſind ſie doch nun wohl bald fertig, und erfreuen Ihren Gleim dieſe Oſtern mit dem verſprochenen kleinen Bändgen. — Laſſen ſie es doch nebſt dem Text mit Lateiniſchen Lettern drucken [S. 41]; der junge Breitkopf will es ſo ſauber machen als möglich iſt! Er iſt ſehr für die Lateiniſchen Lettern; die Franzoſen ſagt er, hätten für unſere Gothiſchen Buchſtaben einen rechten Abſcheu gehabt, und alle Bücher mit Lateiniſchen Lettern gedruckt weggekauft. — Laſſen Sie doch unſers Kleiſts kleine Ausgabe mit Lateiniſchen Lettern drucken in klein Qo., wie ihre Cantaten! — Das gebundene Exemplar hat mir doch mein Ramler geſchenkt? Von dem nehme es an, aber nicht von dem Verleger, von dem mag ich nichts geſchenkt, das ungebundene Exemplar, welches er mir geſchickt hat, werde ich ihm bezahlen, er hat mir meine Rechnung geſchickt ꝛc.*)

Halberſtadt den 8ten Januar 1761.

*β*)

Halberſtadt den 3ten Juni 1763.

Ich habe unſern itzigen, ich habe unſern künftigen großen König geſehen, mein lieber Freund. Ich ſtand unter der Menge des Volks; plötzlich hört ich aus dem Cirkel in welchen der Printz von Preußen ſtand, meinen Nahmen rufen, es war der General von Wylich [S. 23?] der mich ſprechen wollte, ich empfing den freundlichſten Gruß von dem Printz von Preußen der mich noch kennete; es hieß der König komt; der Printz ſtürzt in den Wagen, um ſchon wieder weg zu ſeyn, wenn der König ankäme, ich blieb im Hauſe Unſers Generals und ſahe bei ſeiner Ankunft ihn ſo nahe, daß mir kein Zug ſeiner Miene entwiſchen konte; Er blieb eine Stunde und ſprach mit dem General v. Hülſen, mit unſerem Dohm Dechant, und mit den beiden Herren Grafen von Wernigerode. Die Officiers vom Regiment wurden nicht vorgelaſſen, als er wieder abreiſete ſtand ich am Schilderhauſe und ſahe ihn noch einmahl ganz nahe. Die Officiers alle ſtanden auf beyden Seiten des Durchgangs. Nicht ein blick that er auf ſie keine Silbe ſprach er mit Ihnen, dem einzigen General Hülſen war er ſehr gnädig; mehr als einmahl wurde er umarmt, wie ſich Freunde umarmen. Er verdienet

*) Dies ꝛc. in der Abſchrift Gleims.

auch die Gnade des großen Königs er ist der ehrlichste Mann und ist im Kriege allezeit brav gewesen, unser Kleist hätte ihn gelobt, ein solcher braver Mann ist er. Aber daß Niemand von den übrigen Officiers nur einmahl angesehen wurde, das kam mir ganz besonders vor. Sein ganzes Gefolg war, der Prinz von Preußen, der Graf v. Borck, der General Wylich, der Herr von Anhalt. Er saß in seinem Wagen ganz allein, zwei Pagen ritten voran, und zwey Heiducken saßen hinten auf, der Wagen war so schlecht, daß er für die Bediente des Grafen von Brühl zu schlecht gewesen wäre. Ob Alexander und Cäsar auch in so simplen Aufzuge gereiset sind, als ihr Bruder Friederich. Die beiden Heyducken *) waren meine Landesleute aus Ermsleben, ich sagte dem einen meine Anmerkungen über den großen König, und hörte dagegen von ihm manche Anecdoten, die ein künftiger Preußischer Plutarg fürtrefflich nutzen könte. Dem Soldaten ein Beispiel zu geben, nahm er allezeit für sich die schlechteste Hütte im Dorf; die großen Häuser, die Schlösser der Edelleute überließ er seinen Soldaten. Doch ich darf nicht anfangen ihnen diese Anecdoten zu erzählen, sie wissen, daß ich nicht aufhören kann, wenn ich auf unsern großen Friedrich zu sprechen komme, und ich habe nur noch Zeit zu sagen, daß ich bin Ihr treuer Freund.

---

## IX. Brief über die Schlacht bei Kolin nach mündlichen Nachrichten von Officieren und vom Domdechanten von Spiegel. **)

Halberstadt den 25. Juli 1757.

Die Nachrichten von der Schlacht bei Collin will mit vielen Umständen aus den Berichten der hier seyenden Officiere des hülsenschen Regiments, und des Herrn Dohmdechanten vermehren. Der König

*) Einer derselben und nicht ein gemeiner Soldat könnte vielleicht durch volksthümliche Briefe aus dem Felde einen großen Theil des Materials zu Gleims Kriegsliedern geliefert haben. Die so oft in ihnen genommene Rücksicht auf die Person des Königs, selbst auf sein Verhalten bei Nacht, läßt uns dies muthmaßen. Die Briefe brauchten gar nicht an Gleim selbst gerichtet gewesen zu sein. Ermsleben liegt etwa 3 Stunden von Halberstadt.

**) Abschriftlich bei Kleists Briefen an Gleim. Diese Abschrift bricht wirklich da ab, wo unsere Mittheilung aufhört. Die Unterschrift fehlt, doch ist der Brief ohne Zweifel von Gleim. Von Körte's Hand ist darauf bemerkt: „Das Original ist unter den Gleim'schen Briefen." Vergl. S. 199 und 200 über den Domdechanten von Spiegel.

hat sich leider all zu viel gewagt. Ein Unterofficier Mühlberg von Hülsen hat gesehen, daß ein Oesterreichischer Cürazier, den Säbel in der Faust, auf ihn loßgejagt, aber Zween Dragoner haben sich so lange mit ihm herumgetummelt, biß sie ihn zwischen sich geklemmet, und ihn vor des Königs Augen vom Pferde gehauen. Sind sie nicht wenigstens Rittmeister geworden, so möchte ich sie kennen, um mein Glück mit ihnen zu theilen. — Des Königs Plan zum Gewinne der Schlacht mit wenigem Volk ist nicht weniger fürtrefflich gewesen, als der bei Prag; aber die Hitze des rechten Flügels, oder vielmehr des Prinz Moritz, der den feindlichen linken nicht hat angreifen, sondern erwarten sollen, biß er auf ihn von den Bergen stürzen würde, und einige Cavallerieregimenter, die nicht zu rechter Zeit eingehauen, sondern Ordre dazu erwartet haben, sind Schuld, daß Friedrich auf einmahl hat weichen müssen. Alle, die bey der Schlacht gewesen, versichern, die unsrigen hätten sich zu der gewonnenen Schlacht Glück gewünscht, so weit wären sie hinter den feindlichen Batterien gewesen. Der Soldat, der die Schlacht und Siegesgesänge singt, kann nicht leiden, daß man sie eine verlorene Schlacht nennt. Er sagt, wir haben Sturm gelaufen und sind zufrieden gewesen, daß wir so viel Feinde tod gemacht, als die Gebirge uns Preiß gegeben; der Feind ist ehr von uns, als wir von ihm geschlagen:

Denn haben wir ihn nicht gejagt,
So weit zu jagen war?

Aber ich kan ihm nicht recht geben. Zwar hat uns der Feind keinen Schritt weit verfolgt, das sagt der Herr Dohmdechant, das sagen alle, die dabey gewesen. Aber er hat doch das Schlachtfeld behauptet, und wir haben uns in Unordnung zurückgezogen.

---

## X. Aus dem Briefwechsel zwischen Kleist und Gleim.*)

### Gleim an Kleist. Berlin 1744.

Soll ich Ihnen Bekanntschaft in Prag machen? In Brandeis traf ich eine Dame aus Prag an, welcher ich versprechen mußte, an Sie zu schreiben. Sie gab mir deshalb ihre Adresse: à Madame Franzonin, neben der eisernen Thür beim weißen Löwen. Machen Sie ihr doch mein Compliment, wenn Sie sie auf die Probe stellen wollen.

### Gleim an Kleist.

Es zanken sich die Sachsen
Um Wörter und um Sylben
Und schlagen sich mit Schwertern;
Es zanken sich die Prinzen
Um Gold und veste Städte
Und sterben eh' sie siegen.
Es zanken Wolf und Lange
Um bös' und gute Welten
Und bauen keine besser.
Zankt immer tapfre Zänker,
Zankt tapfer eh' ihr sterbet:
Um Länder oder Reime
Will ich mit euch nicht zanken
Doch wollt ihr mit mir zanken,
So tadelt { Wilhelminen. / diese Böhmin. }

### Brief von Kleist an Gleim aus Potsdam den 31. Juli 1746.

Hier schlagen wir schon die Russen in Gedanken. Ich glaube aber, daß wir dieses Jahr wol still sitzen möchten, ob ich gleich solches nicht wünsche.

### Brief von Kleist an Gleim aus Potsdam den 22. Juni 1747.

Ich rede an einem Orthe von den Bienen, daß sie nach langem umherfäuseln mit Thränen der Lilien beschwert, in ihre Wohnung

*) Vergl. oben S. 223. 71. Seit Jahren nahmen wir Abschriften, besonders von einzelnen Stellen der Briefe Kleists in der gleimschen Familienstiftung. Eine ganz kurze Mittheilung daraus, die hier nicht wiederholt ist, gaben wir bereits im Morgenblatte. Was schon Körte in Kleists Leben benutzt hat, ist entweder gar nicht oder nur stellenweise wegen des Zusammenhangs wieder aufgenommen. Körte verbesserte sogar Kleists Briefstil — der reine Ramler! Von unsern Auszügen aus älterer Zeit wurde nur weniges für den Abschnitt unseres Buches über die preußische Dichterschule benutzt. Man sehe jedoch die Anmerkung unter dem letzten der hier mitgetheilten Briefauszüge.

kehren. Denn sage ich: Folgt doch ihr Philosophen! dem Beispiel der kleinen Thymisten, Entflieht den Schatten der Heimath, verbreitet euch über den Erdball, Durchsuchet der Menschlichkeit Feld mit Disteln und Blumen bewachsen, Dringt durch die heimlichsten Wege, wagt euch auf furchtbare Felsen Und in der Abgründe Nacht. Mit süßer Beute beladen Kehrt denn in eure Zelle und liefert uns Honig der Weißheit. Mir gefiel erst der Gedanke ziemlich, da ich aber den Zusammenhang überlas, sah ich daß er eingeflickt war, und musste ihn ausschalten.

## Aus dem Briefe von Kleist an Gleim aus Potsdam den 23. Juli 1747.

Die abendtheuerliche Zusammentrauung des Hackischen Offiziers mit der Perückenmacherin war hier noch nicht bekannt, und verursachte ein allgemeines Gelächter. Ich glaube der Offizier würde Nachahmer finden, wenn nicht das Garnison Regiment manche abschreckte. Man hält diese Strafe durchgehens für zu hart, eines so gut ausgesonnenen Spaßes wegen. Ich erhielt ihr Schreiben eben auf der Parade, und nachdem ich die Begebenheit einigen erzählt, ward ich bald umringt wie von einem Schwarm Hummeln, ein jeder wollte die Umstände davon wissen, die Sie mir doch zum Unglücke nicht ausführlich geschrieben haben. Herr Edelmann der Epikurer ist hier gewesen und sucht beim Könige Schutz in seinem Lande wider die Nachstellungen der Geistlichen, er hat sich aber unverrichteter Sache wieder wegmachen müssen. Einige sagen er sei ganz kürzlich hier gewesen, andere aber versichern, daß es schon in des Königs letzteren Krankheit geschehen. [Vergl. S. 210.]

## Brief von Kleist an Gleim aus Potsdam den 24. Jan. 1749.

Herr Sulzer beschwert sich gleichfalls, in einem Schreiben, das ich von ihm erhalten, über Ihre Nachlässigkeit. Haben Sie etwa zu viel Geschäfte oder zu viel Mädchens. Brechen Sie doch so viel Zeit ab, und erfreuen Sie mich wieder, wie vormals, durch ihre öfteren Zuschriften. Was haben sie sich in Berlin für einen Spas mit ihrem Gebet bei Erblickung des jungen Prinzen von Preußen gemacht. Herr Sulzer schickt es mir und frägt mich ob ich Sie darin finde. Er weiß

nicht recht, woran er ist. Er hat Sie in Verdacht gehabt, sie haben es aber so ernsthaft geläugnet, daß er Sie jetzo nicht gewiß vor den Verfasser hält und Herr Ramler will gar davon nichts wissen, ohngeachtet es ihm gefällt.

Brief von Kleist an Gleim aus Potsdam den 28. Januar 1749.

Das Lob der Gottheit das Herr Waseberg citirt ist nicht von mich [sic], sondern von einem Hamburger, wenigstens ist es daselbst gedruckt. Wenn Sie Herrn Wasebergen schreiben, so machen Sie ihm doch meine Empfehlung und fragen Sie ihn ob er nicht der Waseberg sey, der anno 30 und 31 mit zwei Kleisten in Dantzig studirt und sagen Sie ihm daß ich der jüngste von denselben sey. Ich sollte zwar billig ihn an die Zeiten nicht erinnern, denn ich war ein liederlicher Vogel; allein meine Liederlichkeit bestand nur in Pflastertreten und Händeln und daraus mache ich mir nichts, was niederträchtiges und malhonettes habe ich nicht begangen. [Vergl. S. 72. 73.]

Brief von Kleist an Gleim aus Potsdam den 9. März 1749.

Vor einigen Tagen hat sich der König einen besonderen Spas gemacht. Es war ein türkischer Janitscharen Rittmeister mit Pferden hier, die er verkaufen wollte. Der König ließ sich einige davon vorreiten, und begegnete dem Rittmeister seiner Gewohnheit nach sehr leutseelig. Der Rittmeister war nachher über die Gnade des Königs in einem ordentlichen Enthusiasmus, welches dem Könige wieder gesagt wurde, der ihn des Nachmittags darauf zu sich auf Caffé bitten, und des Abends ein Intermezzo von einem türkischen Seeräuber ihm zu gefallen anstehen ließ. Der Türke hat über Verwunderung und Entzücken über solche Gnade beständig anbethen wollen.

Brief von Kleist an Gleim aus Potsdam den 9. März 1749.

Ich habe jetzo Urlaub nach Hause nehmen wollen, um Sie, nach meiner Zurückkunft, im May besuchen zu können; der Printz sagte mir aber, ich möchte noch etwas Geduld haben. Ich schmeichelte mir daß

er mich etwan anfangs Aprils würde reisen lassen, und daß ich Sie den doch noch vor der Revue würde sehen können; allein jetzo wird weder aus der Reise nach Hause noch zu Ihnen was, indehm wir uns ganz im Ernste zum Marsche rüsten. Alle Offiziers, die von den Regimentern entweder beurlaubt oder auf Werbung commandirt sind, haben Befehl den 1ten April bey den Regimentern zu seyn, und die Beurlaubten, die sonst nur den 1ten Juli einkommen sollten, müssen gleichfalls den 1ten April hier sein, der Fürst von Dessau, wie auch der Feldmarschall Schwerin sind beordert anhero zu kommen, es werden eine Menge Proviant- und Rüstwagen nach einer besondern neuen Erfindung gemacht, und was mehr vor Vorbereitungen vorgenommen werden. So sind meine Projecte wieder alle zerschlagen, doch glaube ich noch nicht, daß wir eine lange Campagne haben, sondern vielleicht nur ein Observations-Corps formiren werden, welches der König vermuthlich vor nöthig hält, da sich fast alle Puissancen zum Kriege rüsten. Innerhalb ein paar Monathen wird es sich aufklären, was dieß alles bedeutet.

Ich gratulire Ihnen zu ihrer neuen Bekanntschaft mit dem Herrn Hofrath v. Ammon, und zu dem Vergnügen, das Sie sich aus derselben versprechen. Machen Sie ihm doch unbekannter Weise meine ergebenste Empfehlung. Mir fängt Potsdam auch an ein wenig zu gefallen, ich werde den Mangel der Freunde wie ich sie haben will, gewohnt, und die Assembleen und Intermezzo, die wir jetzo fast täglich, abwechselnd haben, etourdiren mich, daß alle Sorgen vergesse. Doch kann ich mich auch über den Mangel wahrer Freunde nicht gänzlich beschweren, wenigstens habe ich einen der mir immer schätzbarer wird nämlich Colongué. Er hat Verstand, und so Ehrgeizig er auch vor dem war, so gute Sentiments hat er jetzo, und er formirt sich auch immer besser durch die Lectüre, woran er Geschmack hat. Grüßen Sie ihn doch zuweilen; dieses wird ihn sehr freuen, er ist außerordentlich von Ihnen eingenommen.

Wie weit ist der Herr D. Röper*) mit der Uebersetzung gekommen? Ich glaube, wenn ihn auch nicht das mittelmäßige Original zum aufhören brächte, daß er doch nicht weit damit fortkommen würde.

---

*) Dieser praktische Arzt zu Halberstadt brachte Kleists Frühling in gereimte deutsche Verse.

Ich wenigstens kann keine Zeile davon in Reime übersetzen, daß ich nicht Ideen weglassen muß. Ihre beiden neuen Lieder gefallen mir sehr.

Brief von Kleist an Gleim aus Potsdam den 30. Mai 1749.

Herr Ramler befindet sich nun schon wieder bei guten Kräften, ohngeachtet er noch ein wenig Beine ohne Waden hat. Er will mir von seinen Verbesserungen nichts schicken, sondern ich soll sie erst von Ihnen abfordern. Uebersenden Sie sie mir also doch ehestens. Herr Sulzer verlangt zum Drucke des Frülings noch einen Brief von einem Bogen statt einer Vorrede, damit es einem Buche ähnlich werde. Ich will Herr Ramler darum ersuchen, und wenn er keine machen will, werden Sie es mir nicht abschlagen. Sie werden darin sagen können, was Sie wollen, nur nichts von mir.

Herr Hirzel hat mir endlich gleichfalls geschrieben, und eine Ode auf seine Frau eingelegt, die ziemlich aber kaum mehr Ode ist, als der Brief selber. Er ist ungemein vergnügt über seine glückliche Ehe, über seine übrigen guten Umständen und über alles. Warum wollen Sie sich nicht auch bald verehligen, damit Sie noch vergnügter werden?

Brief von Kleist an Gleim aus Potsdam den 11. Sept. 1749.

Die Wahrheit zu sagen, sahe ich die abschlegige Antwort nicht als ein Riske, sondern als was gewisses an, da ich weiß daß man Verdienste meist nach dem Gesichte abmißt und da ich dem Prinzen als ein tiefsinniger Mensch beschrieben bin.

Brief von Kleist an Gleim aus Potsdam den 25. Jan. 1750.

Hier haben Sie eine Flöte und ich wünsche, daß Sie Ihnen gefallen mag. Sie ist gut, obgleich nicht ganz außerordentlich, und sie wird noch besser werden, wenn sie ausgeblasen ist. Sie dürfen nicht fragen was sie kostet, sie kostet noch nicht den vierten Theil von dem was ich ihnen schuldig bin. Den Gebrauch der doppelten Klappe wird ihr maitre wissen, wo nicht, will ich Ihnen ein andermahl davon Nachricht geben.

Was meinen Sie, was mir Donop vor einen ehrlichen Streich gemacht hat, er hat mir ohne daß ich ihn darum gebethen 300 Thlr. vorgeschossen, um meine Schulden zu tilgen, die mich ziemlich quälten, die ich aber jetzo alle bezahlt habe, die ihrige ausgenommen. Wie wiedersprechend ist doch zuweilen der Menschen Aufführung, allein die Noth macht oft solchen Widerspruch. Er hat mich auch nebst Ewald und unserem Auditeur nicht mit Frieden gelassen, bis ich an den Printzen um die Leibcompagnie geschrieben habe. Ich habe aber diesesmal richtiger den Kopf des Printzen beurtheilt als sie alle 3, denn ich sagte und wußte gewiß voraus, daß ich sie nicht bekommen würde, welches nun wahr wird, denn ich höre, daß er sie schon dem Lieut. Jocke gegeben, ob es gleich noch nicht bei der Parole befohlen ist. Es ärgert mich nun daß ich mich bewegen ließe zu schreiben, allein ich konte den Vorstellungen meiner Freunde nicht wiederstehen, und die Quaal über die Schuld, worin ich noch damals stach (denn Donop hat mir erst nachher die Offerte von 300 Thlr. gethan) trug auch das ihrige bei.

## Gleim an Kleist. Halberstadt 16. Juni 1750.*)

Sollte es nicht möglich sein, mein Liebster, daß Sie mit Sulzer nach Magdeburg kommen. Er kommt anfangs Juli dahin, und es wird ein rechter Congreß von Freunden da sein. Gellert kommt auch hin. Ich und Klopstock werden den 5ten oder 6ten Juli da sein. Wäre es nun nicht fürtrefflich wenn sie um unsertwillen auch 14 Meilen reisten! Sulzer kann ja über Potsdam gehen und Sie mitnehmen. Sie würden mir und Klopstock eine unendliche Freude machen. Schreiben Sie mir doch mit erster Post, ob wir hoffen können, sie da zu sehen. Klopstock fordert von mir alle mögliche Ueberredung anzuwenden. Der König bleibt wohl noch lange aus. Oder wenn er auch da ist, so können sie ja wohl auf 4 oder 5 Tage vom Obristen Urlaub nehmen. Antworten Sie mir bald, oder Sie sollen Klopstocks erste Oden nicht lesen, worin er Ihrer schon so edel gedacht hat.

---

*) Vergleiche, was S. 126 über den einen Besuch Klopstocks in Magdeburg gesagt ist.

Brief von Kleist an Gleim aus Potsdam den 29. Sept. 1750.

An Herrn Klopstocks Glücke nehme ich von ganzem Herzen Antheil. Er muß ein halber Cherub und nichts als Liebe und Lob sein. Ich bin aufs zärtlichste gerührt, wenn ich nur an ihn denke und mir ihn vorstelle. Wenn ich ihn doch nur bald kennte, ohngeachtet aller meiner Schwachheit hoffe ich sein Freund zu werden, denn ich werde ihn sehr lieben. Er wird nun doch wohl bald heirathen, 400 Thlr. ist gar nicht viel zu Einrichtung einer Haushaltung, indessen wird er doch dabey glücklicher sein als ohne seine Doris und da sie ihn liebt, kann sie nicht unglücklich seyn. Ach hätte ich ehemals mich ein bischen mehr bürgerlich gedacht, und wäre als Lieutenant mit etwa 30 Thlr. Revenüen ein Mann geworden, so wäre ich jetzt nicht ohne Umkehr elend. Ich hätte zwar freylich was ausstehen müssen, allein jetzo wäre ich schon seit einem Jahre aus der Misere, denn ich hätte mir ihretwegen es nicht zu niedrig gehalten, um die Leibcompagnie zu bitten, die ich ohne Sie aus halber Verzweifelung nicht haben mochte. Ich kan jetzo Herrn Klopstocken noch nicht schreiben, ehestens soll es aber geschehen. Entschuldigen Sie mich bei ihm wenn Sie ihn sprechen, wie auch bei Herren Schmidt, und küssen Sie sie beide in meinem Namen. Der Zeitungsschreiber, der das Lob der Gottheit das der König übersetzt vor meines ausgegeben, hat sich geirrt. Es haben mir zwar schon Offiziers die aus Berlin gekommen sind auch gesagt, daß es daselbst allenthalben hieße der König hätte von mir etwas übersetzt, allein es ist doch nicht an dem, ich kenne des Königs Geschmack besser und man thut mir eine unschuldige Ehre an. Vermuthlich ist es das Lob der Gottheit aus den Belustigungen, worin dieses der Gedanke ist: Du hast die Uhr der Zeiten aufgezogen. Mein alter Seidlitz ist wieder an seiner ehemaligen Krankheit bettlägerig, doch ist sie nicht so heftig und es bessert sich schon mit ihm. Er empfiehlt sich Ihnen nebst Donopen bestens. Ich habe mich eine ziemliche Zeit gegen sie beide kaltsinnig gestellt, weil sie mich da ich von Hause kam, wegen meiner Schuld ganz impertinent mahnten, und mir fast aufpaßten ob ich auch anderswo Geld ausgäbe, welches aber nicht geschahe, denn ich hatte nichts. Aber nun sind sie wieder Freunde, sie müssen es ohne Zweifel höchst nöthig gebraucht haben, denn die Einkünfte von ihren Compagnien sind ihnen nicht zulänglich.

Brief von Kleist an Gleim aus Potsdam den 13. Nov. 1750.

Warum glauben Sie noch, daß ich in des General Stille [S. 19] Aufrichtigkeit ein Mißtrauen setze? ich bin sehr weit davon entfernt und halte ihn für den redlichsten Mann der seyn kann, ich habe große Proben davon, unverdient. Ich bin bei ihm gewesen und habe seine ganze Familie kennen gelernt, und werde nun auf sein ausdrückliches Verlangen oft zu ihm gehn. Mit den Herrn von Maupertuis bin ich auch bekannt und er erzeigt mir viele Höflichkeit, und fast Freundschaft.

Brief von Kleist an Gleim aus Potsdam den 12. Jan. 1751.

Was wollen sie mit meinem Gemälde? es wird Ihnen nichts nutzen, es wird ihrem Zimmer eine schlechte Zierde geben. Die Runzeln kommen angestiegen und ackern schon auf meiner Haut, und das Alter pudert mir auch schon die Haare. Ich weis nicht wie es zugeht daß ich so ungemein ältere, da ich doch ziemlich vergnügt, wenigstens gelassen bin. Nein einen so alten Kopf sollen sie nicht haben, der ist nicht mehr werth gemahlt zu werden.

Brief von Kleist an Gleim aus Potsdam den 6. Juni 1751.

Sie werden doch das was ich von Sulzer's Mädchen schrieb nicht unrecht verstanden haben. Ich meinte, er bearbeite sich so auf gut schweitzerisch um die Vermehrung der Welt, daß sein Mädchen blau um die Augen wäre. Sonst glaube ich ihr comportement sehr gut, wenn er sie nur nicht wolle gelehrt machen, daß mir eben nicht ansteht. Ich möchte ebenso gerne ein Mädchen mit einem schwarzgewichsten Stutzbart, als ein gelehrtes, beides kommt mir allzu männlich allzu ernsthaft vor.

Brief von Kleist an Gleim aus Potsdam den 25. Aug. 1751.

Ich kan schon einen ganzen Haufen geduldiger Freunde beherbergen, ich habe ein ganzes Haus gemiethet, nämlich das Lignorinische in der Brandenburgischen Straße, welches ihnen bekant seyn wird. Von künftigen Sontag über 14 Tage aber komt der König

zurück, und den muß ich wieder Dienste thun, bis dahin aber kan ich ganz der ihrige oder vielmehr Sie der meinige seyn. Melden Sie mir den Tag ihrer Herüberkunft, so will ich Ramlern auch bestellen. Wenn Sie mich diesesmal noch besuchen, will ich wieder 2 Jahre hinter einander nach Halberstadt kommen.

## Brief von Kleist an Gleim aus Speyer den 15. Juni 1752.

Was vor eine wiedrige Schickung hat gewollt daß ich Sie auf meiner Reise durch Halberstadt nicht habe sprechen müssen. Wie ich Sie in ihrer Heimath nicht antraf, tröstete ich mich daß ich Sie noch in Marpurg finden, oder Ihnen begegnen würde; allein ich fand Sie in keinem mir entgegen kommenden Wagen, und als ich nach Marpurg kam, waren Sie doch schon seit 6 oder 7 Tagen von da abgereiset. Welchen Weg haben Sie mir zum Leidwesen genommen, sie können nicht die gerade Straße über Elrich, Duderstadt gegangen sein, oder wenn dieses ist, müssen wir an einem Orte in verschiedenen Wirthshäusern geschlafen oder gemittaget haben, denn ich habe alle Wagens, die mir begegnet sind, genau durchgesehen. Im Fall Sie in Duderstadt Mittag gehalten haben, so können wir zusammen da gewesen sein; meine Reisegefährten sagten mir nachher, daß daselbst vor einem anderen Wirthshause eine halbe Chaise gestanden wäre, die brandenburgisch ausgesehen hätte. Nun kan ich Sie wieder in einem gantzen Jahre nicht besuchen, welch ein Theil von unserm Leben! Wie oft werde ich Sie noch sehen? wenn ich Sie nur alle Jahre oder wie es sich schon getroffen hat, alle drei Jahre sehe! Wie wenig von einigen glücklichen Tagen werde ich noch haben! ihre Haushälterin wird Ihnen gesagt haben, wie ich ihre Wohnung durchsuchte. Ich segnete jeden Ohrt welchen Sie berührt, wo Sie geschlafen, ich empfand Wollust da zu gehen wo Sie gegangen waren. Dieses ist nicht übertrieben, denn ich liebe Sie wahrhaftig mehr als alle Mädchens auf der Welt. Meine Reise ist sonst, ihre Vermissung ausgenommen, ziemlich angenehm gewesen. In Kassel habe ich mich nebst meiner Reisegesellschaft dem Fürsten Max und seiner Familie worunter unsre künftige Prinzessinn ist, presentiren lassen; man nahm uns sehr gnädig auf, und wir wurden bey ihnen zur Tafel gezogen. In Frankfurt und auf meiner weiteren Reise bis Speyer habe ich auch viel Ver-

gnügen gehabt, weil man sich, wie sehr Poet man auch wäre, keine angenehmeren Gegenden einbilden kan, als man im Reich sieht. Nur Speyer ist eben kein zu schöner Ohrt, doch ist er zur Werbung bequem, und diese macht mir schon so viel zu schaffen, daß ich keine Langeweile habe. Sie wissen doch schon, daß Herr Ewald bei unserem Regiment Auditeur ist. Ich habe nun einen Freund und guten Gesellschafter mehr in Potsdam, welches mir nach und nach besser gefallen wird, besonders wenn ich das erste Mal auf der Werbung glücklich bin, und also mir öfters Veränderung machen kann.

Brief von Kleist an Gleim aus Schaffhausen den 25. Febr. 1753.

Es war mir sehr lieb, daß ich Zürich verlassen mußte, denn es war mir wegen vieler Ursachen unerträglich, die ich Ihnen einmal mündlich sagen werde. Apropos, Bodmer will sich gern mit Klopstock versöhnen, er gesteht von selber (ohne daß ich gethan habe als wenn ich was wüßte), daß ihn der Zorn zu Sachen verleitet die er bereue. Machen sie doch, daß diese Versöhnung zu Stande kommt. [Vergl. S. 126.]

Brief von Kleist an Gleim auf der Reise. Nürnberg den 13. April 1753.

Ich hatte noch beynahe an 2000 Thlr. Schulden, zu deren Bezahlung ich mir alle Monathe so viel abziehen ließ, daß ich immer wieder Schulden machen muste, und in mehreren embarras war als vorhin da ich noch keine Compagnie hatte. Nun habe ich mir durch die Werbung ziemlich geholfen.

Brief von Kleist an Gleim aus Potsdam den 23. Mai 1753.

Ehestens werde ich Ihnen ein paar satyrische Briefe auf die Schweiz schicken.*) Ich habe schon lange Materialien gesammelt, und

*) Die sehr scharfen, aber nicht gegen die schweizerische Literatur gerichteten Epigramme und einen älteren, gleichfalls sehr pikanten Brief, der sehr entschieden für Klopstock gegen Bodmer Partei nahm, werde ich nebst einem Briefe Hirzels weiter unten besonders mittheilen. Vergl. S. 233. 234.

zwar so gute, daß ich hoffe, die Briefe werden ihren Beifall haben. Ich habe nur noch nicht Zeit gehabt sie zu machen. (Dieses bleibt aber ein Geheimniß.)

Brief von Kleist an Gleim aus Potsdam den 19. Aug. 1753.

Wie gerne ich Ihnen auch mehr schreiben wollte, so habe ich doch nicht Zeit, wir exerciren und manoeuvriren ganz gewaltig, und mehr als jemals, so daß ich kaum abkommen kan auf meinem Pommer dann und wann spatziren zu reiten. Sie kommen doch in's Lager, dann soll Ihr Meklenburger mit meinem Pommer auch gute Freunde werden.

Brief von Kleist an Gleim aus Potsdam den 30. Oct. 1753.

Die überschickten KramsVögel waren sehr schön, ich habe sie mit meinen hiesigen besten Freunden verzehrt, und wir haben dabei zehnmal ihre Gesundheit getrunken.

Brief von Kleist an Gleim aus Potsdam den 18. Dec. 1753.

Aber wie komme ich hier auf ein Gleichniß von Grafe, da alles um mich her in Schnee und Glateis vergraben ist, da die Bäume in den Wäldern aussehn als gläserne Bäume?

Brief von Kleist an Gleim aus Potsdam den 19. März 1754.

Das Kästchen zum Theezeuge komt endlich einmahl hiebei, und ich wünsche, daß es gefallen mag. Die Untertassen setzt man unter das Theekännchen, die Obertassen aber in das leere Behältniß welches nebenbei ist, und man muß denn auf der Reise alles mit Baumwolle bepacken, damit es nicht zerbricht. Wozu alle die Büchsen bestimmt sind, werden sie leichtlich sehen, ohne daß ich einen Traktat: von der Bestimmung der Büchsen werde schreiben dürfen, nemlich eine zu Thee, die andere zu gemahlten Kosse, noch eine andere zu Rauch Toback u. s. w.

Kleist an Gleim. Potsdam den 20. Jan. 1756. Beantwortet den 6. Febr. 1756.

Sie machen mir mit Ihren Poesien ungemein viel Vergnügen. Fahren Sie doch immer so fort, wenn Sie wollen, daß ich nicht melancholisch seyn soll. Aber nein, ich bin es so nicht, ich habe jetzo wieder die fließenden Hemorrhoiden, die sich mir verstopft hatten, und befinde mich recht gut. [Vergl. S. 73.]

Kleist an Gleim. Potsdam den 15. Febr. 1756.

Das Schwalbacher und das Egerwasser soll besonders vor die Hypochondrie gut sein. — — — — Ich ginge also vielleicht dahin, und von beyden Ohrten wäre mir Utz näher als von Acken. Die Wahrheit zu gestehen, so bin ich mein Leben so müde, daß ich viel lieber sterben als gesund werden wollte, da ich aber ersteres mit Ehren nicht kann, so muß ich doch versuchen, ob letzteres nicht möglich ist, und Ihre Gesellschaft und die Bekanntschaft mit Utzen wird dazu mehr beitragen, als alle Brunnen und Bäder von Deutschland.

Kleist an Gleim. Potsdam den 6. Mart. 1756.

Wir erfahren, was hier wichtiges vorgeht, erst aus der Amsterdammer oder Hamburger Zeitung. Der Marquis de Valoris kommt wieder als Gesandter statt des Mons. de la Touche an unsern Hof, und man glaubt, daß sich auch ehestens ein englischer Gesandter einfinden werde. Wenn die Frantzosen zur See Schläge bekommen sollten, so prophezeyet man uns hier bald einen Marsch, aber ich prophezeye ihn nicht, ungeachtet ich ihn wünschte, sondern ich glaube, daß der König mediateur seyn und den Frieden in Europa herstellen wird.

Kleist an Gleim. Potsdam den 5. April 1756.

Wenn in Ihrer Gegend eine Jagd-Bedienung offen wird, und Sie benachrichtigen mich davon, so will ich sie suchen, und ich werde

Sie erhalten. Dies ist die einzige Art von Bedienung, die ich haben möchte, und wie glücklich wäre ich, .wenn ich sie in Ihrer Gegend hätte.

Kleist an Gleim. Potsdam, 20. Juli 1756. [Vergl. S. 54.]

Es kann leicht kommen, daß wir ins Lager bei Hornburg rücken, welches ich von allen Lägern am liebsten beziehen möchte, weil ich dort meinem liebsten Gleim nahe wäre, und ihn oft sehen und sprechen und küssen könnte. Wenn ich meinen liebsten Gleim, meinen besten unter allen Menschen, noch einmal gesehen habe, dann will ich mich nachher schon von den Franzosen todt schießen lassen, doch muß ich vorher selbst erst einige Bärenhäuter erlegt haben.

Kleist an Gleim. Im Lager bey Pirna den 3. Oct. 1756.

Das Gerücht von dem Siege, den wir im Sept. über die Oesterreicher sollen erfochten haben, ist, wie Sie ganz recht muthmaßen, falsch. Ich kann Ihnen aber jetzo von einem höchst glorreichen Siege wahrhafte Nachricht ertheilen, den wir vorgestern über diese unsre Feinde bey Lowositz erhalten haben, und der unser Land und alliirten mit Freude erfüllen wird. Nachdem der König erfahren, daß sich die Oestereicher unter dem Commando des Generals Braun näherten, um uns den 4ten hujus am Franciscitage hier bei Pirna zu attaquiren, ging er von hier verwichenen Montag zum Corps des Generals Keith (unter dem der Prinz von Bevern und von Braunschweig bisher commandirt haben) ab, und überließ das Commando unseres Corps dem Markgrafen Carl. Wir muthmaßten gleich, daß es zu einem Treffen kommen würde und die gestrige Nacht erhielten wir ausführliche Nachricht von unserm erfochtenen Siege. Der Feinde rechter Flügel hat an Lowositz gestanden, und rechter Hand Lowositz hat ein Corps Banduren einen hohen Weinberg, der rund um natürliche Terassen hat wie der Weinberg in Sans-Souci, besetzt gehabt, so daß es oben alle Terassen erfüllt. Vor der Mitte ihrer Armée, weit voraus, sind einige Redouten, mit Canonen stark besetzt, aufgeworfen gewesen, und vor den Redouten hatte viele Cavallerie gehalten, die die Redouten verdeckt hat. Der linke Flügel hat ein Retranchement und auch eine

Redoute vor sich gehabt. Wie sich der König Ihnen nähert, der 24 Stunden lang ohne zu ruhen durch lauter Defilés auf sie los marschirt ist, avanciren sie frisch auf uns, welches sie sonst niemals gethan, in der Meynung, daß unser Haupt-Corps bey Pirna stünde, und daß dieses nur eine Avantgarde wäre. Der König, der fast ihre ganze Cavallerie vor der Mitte, und weit voraus gerückt sieht, weiß kein ander Mittel an die Infanterie zu kommen, als daß er die Cavallerie durch die seinige attaquiren läßt. Bei der Annäherung unserer Cavallerie, die mit der größten Furie auf die östreichische fällt, öffnet sich letztere, um uns in das Kartetschen Feuer der Redouten jagen zu lassen. Unsere Cavallerie hat hierauf retiriren müssen, und ist von der östreichischen verfolgt worden. Wie sie vor unsere Infanterie kommt, setzt sie sich wieder und attaquirt die Oesterreicher zum 2ten Male, dringt durch sie und will weiter vorwärts, allein das Kartetschen Feuer ist aufs Neue so heftig, daß sie weichen muß, sie wird also noch einmal von der Kaiserl. verfolgt. Zum dritten Male attaquirt sie wieder, wirft die feindliche Cavallerie über den Haufen und will sich der Redouten und Canonen bemächtigen, oder sie wenigstens von der Kaiserl. Infanterie abschneiden, allein sie bekommt jenseit der Redouten ein so heftiges Feuer von der Infanterie, daß sie abermals weichen muß, und vor unserer Infanterie halten bleibt. Der König läßt hierauf unsern linken Flügel, so aus dem Grenadier Bataillon v. Kleist und v. Billerbeck bestanden, avanciren, der mit Löwen Bravoure den jähen Weinberg attaquirt, und die Banduren herunterjagt, die sich in Lowositz werfen. Wir pflanzen auf dem Berge gleich eine Menge Kanonen, die die Gäste von Lowositz enfiliren, und schießen eine große Anzahl Banduren darnieder, so daß die Gassen dick voll gelegen haben. Das Itzenplitzische Regiment und die folgenden Regimenter, die unsern linken Flügel ausmachen, avanciren auch, der feindliche rechte Flügel weicht und retirirt in die Stadt, und feuert sammt den Banduren zu den Fenstern hin aus. Unsere Grenadier Bataillons aber legen Feuer an die Häuser und stecken sie in Brand. Der ganze rechte Flügel der Feinde weicht hierauf, der linke folgt ihm, und die ganze Armee zieht sich hinter Lowositz in ein Defilé, wo sie sich in viele Linien formiren, und die Nacht entweicht alles nach Laun, 4 Meilen von Lowesitz. Der König hat sie, der Gebürge wegen, nicht verfolgen können, der Feind aber hat doch erschrecklich gelitten, und 8000 Mann auf dem Wahl-

platze gelassen. Unser rechter Flügel und der Oesterreicher linke ist gar nicht zur Action gekommen, und wir können sagen, daß uns 2 Bataillons Grenadiers und etwa 4 Regimenter den ganzen Sieg erfochten haben. Die beiden Grenadier-Bataill. haben etwa 100 Mann verloren, und die Regimenter à proportion viel weniger, die Cavallerie aber hat sehr gelitten. Der General Oertz von den Gensd'armes und der General Lüderitz sind todt. Der Obristlt. v. Blumenthal von der Garde du Corps aber, der sich wie ein wahrer Held bewiesen, ist tödtlich blessirt, wie auch der Lieut. v. Brandt von den Gensd'armes, dem beide Beine weggeschossen sind. Von der Infanterie ist der General Quandt todt, der General Kleist aus Stendal in den Arm blessirt. Die 4 Grenadier-Capitaines von des Major Kleist Bataillon, sind alle verwundet, wie auch viele Offiziers von dem Itzenplitzischen Regimente. Der Feldmarschall von Keith, der Prinz von Bevern und von Braunschweig, haben sich so distinguirt, daß jeder von ihnen ein Heldengedicht verdiente. Das beste aber, und das Sie, mein Lieber, machen müssen, verdient unser großer Friedrich, der immer im heftigsten Feuer gewesen ist. Es ist nunmehr glaublich, daß die Oesterreicher uns gar nicht mehr stehen werden, nachdem wir sie aus einem so ungemein vortheilhaften Posten geschlagen haben, wo sie mit 60 Bataillons und 72 Eskadrons, gegen unsere 20 Bataillons und 50 Escadrons gestanden. Die Sachsen, die uns eine verdammte Episode gemacht haben und die wir hier noch immer einschließen, werden sich nun hoffentlich auch bald ergeben, da sie sehen, daß sie keinen Succurs zu hoffen haben. Sie verschanzen sich zwar noch immer mehr, sie werden sich aber vor dem Hunger nicht verschanzen können. Er wird ihre Brustwehren bald ersteigen. Der Feldmarschall Schwerin, der nunmehr bey Königsgrätz stehet, kan den Piccolomini nicht angreifen, weil dieser die Elbe und noch einen kleinen Strohm, der dort in die Elbe geht, vor sich hat und in dem Winkel, den die beiden Ströme machen, postirt stehet, sonst würde er ihn auch längst geschlagen haben. Er hat aber 400 Mann Dragoner und 500 Husaren, mit einem Regimente Husaren in Person angegriffen, 124 davon zu Gefangenen gemacht, und den Rest getödtet und zerstreut. 74 Mann haben wir auch in Tetschen, einem Paß an der Elbe, gefangen genommen. Den 1ten Oct. am Tage der Bataille war ich von hier einige Meilen in's Gebirge commandirt, und habe die Bataille in der Nähe gehört aber nicht gesehen, und

habe, ohne ein Alexand. zu sein, mich chagrinirt (mehr mag ich nicht sagen), daß ich nicht dabey war. Mich tröstet, daß wir noch zeitig genug dazu kommen werden, sonst würde ich auf mein Schicksal und auf alles fluchen. Leben Sie wohl mein allerliebster. Empfehlen Sie mich auch unseren Freunden, und schicken Sie ihnen doch diese Relation von der Bataille. Den Musicum Herrn Koch in Potsdam, den ich ungemein lieb habe, und der meine Sachen in Potsdam in Verwahrung hat, bitte ich nicht zu vergessen. Schreiben Sie ihm doch, oder schicken Sie ihm diesen Brief, den ich habe nicht Zeit zu schreiben. Ich habe in einer ganzen Woche nur 2 Stunden im Bette und etwan 24 auf der Erde geschlafen. Er soll den Brief an meine übrigen Potsdamischen Freunde geben, die ich neulich benant habe. Ich küsse tausendmal, und bin lebenslang

Ihr

getreuster Kleist.

N. S. Geld brauche ich nicht. Schreiben Sie doch hurtig die Geschichte des jetzigen Krieges. Sie sollen alles merkwürdige erfahren, und nicht die geringste Unwahrheit. Ich habe heute bei dem Fürsten Moritz von Dessau gespeist, und habe alles, was ich Ihnen geschrieben, aus seinem eignen Munde, und aus dem Munde eines Königl. Jägers, der während der Tafel ein Schreiben an den Fürsten brachte. Gestern haben wir hier Victoria geschossen und Te Deum gesungen.

Wollen Sie Verse von mir lesen? Hier haben Sie welche, aber sie schmecken nach der Campagne, und ich habe nicht Zeit was auszuarbeiten, ich habe sie in einer Viertel Stunde gemacht. Ich glaube, es ist ein Odchen, ich weiß es selbst nicht:

## An Tirsis.

Mein Tirsis laß dich nicht des Kummers Macht besiegen.
Das Alter naht sich schnell und mit ihm Mißvergnügen,
Mach dir anitzt nicht alten Kummer neu!
Bleib nur der Redlichkeit, bleib nur dem Himmel treu
So wirst du bald den Neid bekämpfen
Und Schmach und Lästerungen dämpfen.
Sieh wie's der Adler macht, den plötzlich eine Natter,
Die aus dem Strauche fährt, umschlingt.

Er kämpft mit Macht und dringt
Mit ihr hoch in die Luft, zerreißt sie mit den Klauen
Und schleudert sie herab, und fliegt in (hernach in) stolzer Ruh
Wie sonst, der Sonne zu.

Machen Sie doch meine große Empfehlung an Ihre Madem. Niece. Sie muß ihren Oncle ungemein lieben, weil sie sich überwinden kann seines Freundes Portrait, das häßlich genug, aber noch lange nicht so häßlich als das Original aussieht, zuweilen zu betrachten. Sehen Sie mich nur recht an, Madem: ich sehe sehr finster und häßlich aus, ich sehe aber doch vielleicht ehrlich aus, und hierauf und auf Ihres Oncles Freundschaft bin ich sehr stolz.

## Weitere Nachschriften zu Kleists Briefe vom 3. Oct. 1756.

1) Wir haben den Fürsten Lobkowitz, einem Neveu von dem alten Lobkowitz, den wir bei Sorr schlugen, gefangen genommen. [S. 246.]

2) NB. Die Ursache, warum sich die Sachsen noch nicht ergeben, ist, weil der König verlangt, daß sie alle Kriegsgefangene sein sollten, bis auf ein paar Bataillons Leibgarde des Königs von Polen, dieser aber will 8000 Mann für sich behalten. Gleich zu anfangs, wie wir anhero kamen, schickte unser König den General Winterfeld nebst noch verschiedenen Staats-Offiziers an den König von Pohlen ab, und ließ ihm die Propositionen machen, welche aber nicht angenommen wurden. Der König von Pohlen hat vielmehr nachher seine Generals und Offiziers haranguirt, und gesagt, daß er ganz offenherzig gestünde, er wäre kein Soldat. Indessen, ehe er niederträchtige Bedingungen einginge, wolle er sein Leben mit seinem Heere wagen ꝛc. Die beiden ältesten Prinzen nach dem Chur-Prinzen sind bei ihm im Retranchement. Für das Königl. Haus lassen wir Vivres hinein auf Befehl unseres Königs.

## Kleist an Gleim. Im Lager bei Seidlitz den 25. Oct. 1756.

Wir glaubten nach dem Uebergange der Sachsen, nach Böhmen aufzubrechen, allein der König ist nur mit 10 Bataillons von diesem Corps dahin gegangen, und hat uns mit dem Rest, allhier, ohnweit Pirna, zurückgelassen, ich muß Ihnen also nur hurtig noch einmal schreiben, weil mich sonst Ihre Briefe in Böhmen suchen möchten. Der

General Braun steht noch bei Leutmeritz, und hat sich daselbst verschanzt, und hat noch an einigen Ohrten bis Prag verschanzte Läger aufwerfen lassen, damit er sich im Nothfall, wenn er aus einem geschlagen worden, in's andere ziehen könne. Er hat allenthalben die Vivres und Fourage weggenommen, so daß unsere Armee diesseits Leutmeritz und den Strich nach Aussig herauf nicht mehr subsistiren kann. Man glaubt also, daß ehestens die ganze Armee, Böhmen bis auf's Früh-Jahr daher wieder verlassen, und in Sachsen die Winterquartiere nehmen werde und daß der König die 10 Bataillons mitgenommen, um bei dem Zurückzuge aus Böhmen stärker zu sein. Der König könte Braun leicht noch einmal schlagen, allein unsere Cavallerie hat Mangel an Fourage gehabt und muß sich erst wieder erholen. Ueberdem hat der König nicht Ursache zu eilen, wir können uns nun hier angreifen lassen. Meine letzte Relation von der Uebergabe der Sachsen war sehr kurz, weil ich nicht Zeit hatte. Ich will Ihnen also jetz noch melden, was ich vergessen. Ich sagte Ihnen nur, daß wir sie in ein Defilé gefangen genommen, dachte aber nicht an eine Hauptsache nämlich an ein Verhack, daß wir bei dem Ausgange des Defilés gemacht, und es stark mit Mannschaft und Kanonen besetzt hatten, und daß unser ganzes Corps ihnen im Rücken folgte. Sie konten also nicht vorwärts nicht hinterwärts noch seitwärts, sondern wir hatten sie im cul de sac. Wenn sie sich durch das Verhack hätten durchschlagen wollen, wäre wenig von ihnen übrig geblieben, und zurück über die Elbe konnten sie auch nicht, denn wir verfolgten sie auf dem Fuße über ihre eigene Schiffsbrücke, die sie nicht Zeit hatten abzubrechen. Der Königstein canonirte zwar ziemlich auf uns, allein ohne sonderlichen Effect, und ich weiß nur, daß vom Kalckstein'schen Regiment 1 Mann geblieben ist. Einige Verwundete haben wir noch gehabt. Ich will Ihnen auf einen Zettel die Situation der beiden Corps zeichnen. Sie werden sich wohl daraus finden, so schlecht ich es auch machen werde. — Sie mußten sich also ergeben, und die ganze Armee ist schon gestern, Regimentweise, nach unserm Lande aufgebrochen. Ein Regiment komt nach Halle, ein anderes nach Frankfurt an der Oder, andere nach Westfalen ꝛc. Ich bin bei dieser Gelegenheit um einen avancirt, denn unser Obrister v. Rohr bekam das Wiedersheimische Regiment, und der Gen. Wiedersh: das gewesene Sächsische Rochow'sche, und nun bin ich ältester Capitaine. Der König von Pohlen und Brühl

ist vom Königstein bereits nach Pohlen aufgebrochen. Die sächsischen Officiers, die bei uns nicht haben Dienste nehmen wollen, sind Kriegsgefangene. Ohngefähr 1/3 derselben mag haben Dienste genommen.

Sie empfangen hiebei 2 ausführliche Relationen von der Lowesitzischen Bataille. Die eine habe ich von einem Favoriten unseres Prinzen, und der Prinz von Preußen hat sie selber an unseren Prinzen geschrieben. Sie werden daraus die Capacits des Prinzen von Preußen ersehen, der ein würdiger Bruder unseres unvergleichlichen Friedrichs ist. In der Hauptsache kommen die Relationen mit den Meinigen, die ich vom Fürst Moritz hatte, überein, außer daß rechter Hand Lowositz noch ein Dorf gelegen, welches ich vergessen, und daß die Oestreicher keine Redouten und Retranchement, sondern nur hohle Wege und Batterien hinter ihrer Cavallerie und vor der Infanterie gehabt. Ich melde Ihnen alles so ausführlich, denn ich fasse Sie beim Wort, mir bald die Historie des jetzigen Krieges zu schicken. Niemand ist geschickter sie zu schreiben als Sie, mein allerliebster, und niemand kann mehrere Nachrichten haben, als Sie haben sollen. Das mémoire raisonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe envers le Roi de Prusse, Berlin 1756. 4ten ꝛc., worin sich der König vor den Augen von ganz Europa gerechtfertiget, und den Partage-Tractat, geheime Articles und alles was er im Archiv von Dresden gefunden, drucken lassen, werden Sie vielleicht schon gelesen haben, wie auch: défense du roi de Prusse contre les Calomnies de la Cour de Saxe, die beide aus des Königs eigener Feder geflossen. Wo Sie sie noch nicht gesehen, so schaffen Sie sich dieselben doch. Zur Verfertigung der Historie sind Ihnen diese Schriften unentbehrlich.

Den jungen Prinz Lobkowitz [S. 244) hat der Cornet Rochow von der Garde du Corps gefangen genommen. Wie er ihm schon so nahe gewesen, daß er nicht mehr retiriren konnte, ruft ihm Rochow zu, er solle sich ergeben, er sollte Pardon haben. Keinen Pardon, antwortet Lobkowitz und schießt Rochow durch den linken Arm. Worauf aber Rochow auf ihn zujagt, ihm verschiedene Wunden in den Hals gibt, das Pferd bei den Zügel nimmt, und ihn mit Hülfe noch eines Offiziers, der in der Relation des Prinzen von Preußen benannt ist, zum Könige führt. Der König hat den Prinzen und Rochow drauf gleich zu verbinden befohlen. Rochow hat sich die Kugel ausschneiden lassen, und gleich wieder seine Dienste versehen, wie zuvor. Mich freut des Rochow

erlangte Ehre sehr. Er ist ein junger Mensch, der ziemliche Studia, unter anderem Philosophie hat. Seine Jugend machte, daß er sich zuweilen mit seinem Wissen wollte sehen lassen, er war deswegen bey seinen Cameraden etwas verachtet. Ich sahe wohl, daß er mehr werth war, als die meisten, die nicht viel von ihm halten wollten, und nun hat er einen Beweis von seinem Werthe abgelegt, und man urtheilt nun billiger von ihm. Leben Sie glücklich, mein theuerster, mein liebster Freund, und antworten Sie mir doch bald. Ich bin ewig der Ihrige

Kleist.

Kaufen Sie doch ein paar Exemplare von meinen Kleinigkeiten, die Voß drucken lassen, und schicken Sie sie mir. Ich werde Ihnen das ausgelegte einmal wieder ersetzen. Voß schickt sie mir nicht, ohngeachtet ich schon darum geschrieben. Herr Rost und der Bruder des seel. Herrn v. Hagedorn der in Dresden ist, wollen sie haben. Mein Compliment an alle Freunde. Herr Ewald empfiehlt sich Ihnen.

## Kleist an Gleim. Zittau den 9. Nov. 1756.

Mein allerliebster Gleim.

Ihr letzteres Schreiben, nebst den erbetenen Exemplaren,*) habe ich in Zittau erhalten, als wohin unser Regiment in die Winterquartiere gerückt ist. Ich bleibe ein Schuldner vor die Exemplare, bis ich zurück komme. Die Ausgabe, die nicht von Herrn Ramler, sondern von Herrn Ewald ist, gefällt mir schon, nur daß Herr Lieberkühn, der wegen des Marsches Herr Ewalds Stelle vertreten und die Correctur über sich nehmen müssen, so viele Druckfehler und falsche Interpunctionen gelassen, daß er Vieles vor seinen Kopf verändert z. B.: nur Friedrich nicht, stat: nur Friedrich sah ich nicht ꝛc. Daß er das Epigramm auf Gottschald, welches ich im Mscrpt. ausgestrichen hatte, aus Piquanterie gegen Gottschald, dennoch drucken lassen, und daß er den Titel verändert, und das Publicum betrogen, das viel vermuthen und kaum 6 neue Stücke finden wird, dieses alles gefällt mir nicht. Dieß soll auch die letzte Auflage sein, die ich zu machen er-

*) Von Kleists Gedichten (sehr seltene Ausgabe).

lauben werde, es wäre denn, daß ich wieder Vermuthen sie viel vermehren könnte. Ich könte dieses vielleicht noch wollen, und die Wahrheit zu gestehen, so werde ich oft versucht den Sommer anzufangen, und bin gewiß, daß ich ihn zu Ende brächte wenn ich ihn anfinge; allein wäre meine Arbeit damit zu Ende? Ich müßte den absolut den Herbst und den Winter auch machen. Welche Mühe, welch Kopfbrechen für euch commoden Menschen! Nun ich entschließe mich immer dazu. Beym Frühling kann ich mit Ehren aufhören, aber beym Sommer nicht, und also mag es dabei sein Bewenden haben. Ueberdem würde es, wenn ich es ohne Eigenliebe ansehen, doch kein außerordentliches Gedicht werden. Es würde immer viel schöner sein können, wie Herr Ramler gewiesen hat. Das kleine Stück an Sie: Schon war mein Geist der 2c. habe ich Ihnen nicht lassen können, ohngeachtet ich es wahrhaftig nicht gemacht hätte, wenn Sie nicht gewesen wären. Ich merkte, daß ich starke Jalousie verursachte. Man kann nicht immer wie man will. Ich darf mich bei Ihnen nicht entschuldigen, Sie kennen mich, und verstehen mich. Wenn ich indessen noch was lebe, so soll nur mein Gleim, mein einziges Lied und mein einziges Geschäffte sein. Mit meinen übrigen Freunden bin ich nun ohnedem bald herum, Krausen und Geßnern 2c. ausgenommen.

Ich habe gehofft in Dresden den Winter mit Herrn Rabnern und Rosten und Herrn von Hagedorn zuzubringen, und ich würde es vor eine glückliche und reiche Campagne gehalten haben, wenn ich die Freundschaft dieser Herren Beute gemacht hätte; aber nun wird nichts daraus, und der Himmel führt mich hier an diesen kleinen Ohrt, und wer weiß noch auf wie lange! wer weiß ob wir nicht bald wieder aufbrechen, und den ganzen Winter herumvagiren werden! Dem sey aber wie ihm wolle, so gefällt es mir doch allenthalben besser als in der Garnison, und ich lerne mich in alles finden, und bleibe dabei ziemlich vergnügt. Gesund denke ich wohl zu bleiben, ich bin nur ein starker Hemerhoidarius. Ich halte dabey gute Diät und nehme mich sehr in acht. Peltze habe ich auch genug, und ich bedanke mich für Ihr gütiges und freundschaftliches Anerbieten. Man soll mich vor einen Wolf oder Bären ansehen, wenn ich in den Schneegebirgen herumklettern werde. Wein habe ich auch genug. Es giebt hier guten ungrischen Wein. Mir fehlt überhaupt gar nichts als Sie, mein liebster.

In meiner Relation von der Uebergabe der Sachsen habe ich Ihnen doch was falsches, wieder meinen Willen gemeldet. Ich schrieb, wo ich mich recht besinne, daß wir über dieselbe Brücke gegangen wären, die die Sachsen über die Elbe geschlagen. Dieses ist aber wie ich nach der Zeit erfahren falsch, und die Sachsen haben die ihrige eiligst abgerissen, und wir eine neue aufgeschlagen. Unser Regiment hatte verschiedene andere Regimenter vor sich, wie wir die Sachsen verfolgten; die ersten Regimenter hatten die Brücke geschlagen, und wie wir heraufkamen frug ich ob dieses die Sächsische Brücke sey, und ein jeder sagte ja. Ich glaubte es also, bis ich das Gegentheil von einigen Flügel-Adjutanten erfahren, die dabei gewesen, wie sie geschlagen worden. So ungewiß sind die Nachrichten vom Kriege, so daß selbst diejenigen, die dabey gewesen, oft nicht alle Umstände wissen können.

Sie wollen noch mehrere Nachricht von der Capitulation der Sachsen haben, ich weiß aber von nichts mehrerem, als was ich, wo mir recht ist, Ihnen schon geschrieben. Nemlich daß die ganze Armee unser eigen bleibt und nicht zurückgegeben werden darf, die Prinzlichen Regimenter sollen aber die alten Namen behalten. NB. Das Land behalten wir im Besitz bis zum Frieden, ziehen alle Revenues daraus und der König von Pohlen hat pour tout potage jährlich 500,000 Thlr. Dieß ist alles und gewiß. Der König von Pohlen soll von der Stadt Danzig haben drei Tonnen Goldes lösen wollen, die Stadt hat es aber abgeschlagen, unter dem Vorwande daß sie es nicht hätte. Sie hat ihn auch nicht, so wenig wie Warschau, in ihren Mauern behalten wollen, und er soll jetzt in Posen Kranck liegen.

Eine Anecdote von unserer Eroberung des Schlosses Stolpe, daß auf einem hohen Berge liegt, und das wir gleich zu Anfange des Feldzuges einnahmen, muß ich Ihnen noch melden. Der Rittmeister Venediger von dem Puttkammerschen Husaren-Regiment sprengt mit 50 Husaren an das Schloß, das die Brücke herunter gelassen hat und fordert den Commendanten General-Lieutenant v. Liebenau, der nur Kranke und Invalide oben gehabt, auf. Der Commendant ergiebt sich, zieht die Brücken auf, und Venediger nimmt Besitz von der Stadt und dem Schlosse. Venediger, der ein hübscher und artiger Husar ist, macht hierauf Cour bei der alten Gräfin von Cosel, der ehemaligen Maitresse Friedrich August's, die, seit sie mit einem Pistole nach dem höchstseel.

Könige geschossen, anfänglich als eine Gefangene, bey jetziger Regierung aber, als eine freye Gefangene, das Schloß bewohnt hat. Die alte 80jährige Gräfin verliebt sich in den Rittmeister, accordirt ihm, wie man sagt, die letzte Gunst, und vermacht ihm in einem Testamente all ihr Vermögen, welches sehr erheblich seyn soll. Ob dieses Testament einmal gültig bleiben werde, wird die Zeit lehren.

Zeigen Sie doch meine Briefe bey Leibe nicht an den Herrn Grafen v. Stollberg. Versichern Sie ihn meines großen Respects, und sagen Sie ihm alle Neuigkeiten, die ich schreibe, aber lassen Sie sie ihm nur nicht lesen. Es ist viel Ehre für mich, daß ein Herr, den seine Eigenschaften größer als seine Geburt machen, weiß, daß ein Mensch wie ich bin, existirt, und daß er nach mir frägt, und daß er durch mich was neues erfahren kann, aber lesen muß er meine Schmierereien nicht, sonst wird er nicht mehr lange nach mir fragen. Ich kan nicht witzig und schön schreiben, ich habe wenig Witz, und das bischen, das ich habe, weiß ich besser als zu Briefen zu gebrauchen. Ich schreibe nur für meinen lieben Gleim, mit dem kann ich ganz schlaff seyn, der verzieht mir aus Freundschaft alles. Leben Sie glücklich mein liebster Gleim und antworten Sie mir bald. Ich bin mit der größten Zärtlichkeit

Ihr getreuster
Kleist.

Sechs Randbemerkungen zu Kleists Briefe vom 9. Nov. 1756.

1) Die Geschichte von der Gräfin Cosel, die sie hinten finden werden [siehe oben], ist gewiß, Sie können sie ihrer Historie einverleiben, wenn Sie es für gut befinden. Ich habe sie von unserm Major Blumenthal gehört, dem sie der König selber so erzählt.

2) Den Rittmeister v. Bilsingsleben habe ich nicht erfragen können. Er hat keine Dienste bey uns genommen, wenigstens ist es mir unwißend.

3) Der Obrister Butler ist nicht niedergehauen, wohl aber der andere Obristlieutenant von den Sachsen, daher dieser Irrthum kann entstanden sein.

4) Wir halten hier wie in ganz Sachsen die allergenaueste Disciplin. Es darf kein Soldat eine Stecknadel werth nehmen. Unsere Leute haben in den Winterquartieren nicht einmal frey Essen, sondern si

müssen alles bezahlen. Reich wird bey unsern Kriegen niemand werden, und ich am allerwenigsten. Unsere ganze Armée hat schon die Winterquartiere in Sachsen bezogen. Böhmen ist wegen Mangel der Lebensmittel von uns leer. Schicken Sie doch Herr Ramlern meinen Brief, meinem lieben Ramler. Ich habe ihm noch à part nicht geschrieben, und wenn Sie ihm wenigstens meinen Brief nicht schicken, so wird er böse auf mich werden.

5) Heute ist ein östreichischer Deserteur hier angekommen, und hat die Nachricht überbracht, daß 6000 Oestreicher im Anmarsch wären, um hier auch die Winterquartiere zu nehmen. Sie müssen nicht wissen, daß wir schon hier sind. Vor so vieles Volk ist Zittau zu klein, und wir würden uns zusammen nicht vertragen. Wir wollen uns lieber vorher raufen, und den [dann] sehen, wer hier bleibt, aber vielleicht ist dieses nur eine Deserteur-Zeitung.

6) Dem Herrn Dohm-Dechant v. Spiegel bitte ich meine gehorsamste Empfehlung zu machen. Umarmen Sie Herrn Sukro und Herrn Beyer in meinem Nahmen. Herr Ewald ist noch in Dreßden. Er ist General-Auditeur bei dem Commandanten daselbst, dem General v. Willich. Er schreibt mir daß er sich mit Herrn Rabnern und Rosten gut divertire. Ersteren habe ich gar nicht kennen gelernt, woll aber Herrn Rost, der gar nicht Pietist ist, ob er gleich den Thomas a Kempis in deutsche Verse, vermuthlich seines Glückes wegen, übersetzt. Herr Winkelmann ist in Rom, und ist catholisch geworden.

## Kleist an Gleim. Zittau den 29. Nov. 1756.

Ich bin freilich dabei gewesen, wie unser große Friedrich der Große Rutowski und den Chevalier de Saxe nach der Uebergabe empfing. Er sahe, freilich nicht als Ueberwinder, sondern als die Leutseeligkeit und Freundlichkeit selber aus. Das bon mot aber, das der Zeitungs-Schreiber bey dieser Gelegenheit angebracht: von solchem Blut ꝛc. ist erdacht. — — —

Der König logirt in Dreßden in des Grafen v. Brühl Palais. Die Gräfin räumt auf Verlangen den ganzen Palast, behält aber nur hinten einige Kammern vor sich. Endlich mag ihr einfallen, daß dieses Ihro Maj. vielleicht auch nicht gelegen sein könte, und sie läst dieserwegen anfragen. Der König antwortet: Ha! ich bin ein wenig vif,

wenn die Frau Gräfin nur dabei nichts risquirte! Ich kann für mich nicht gut sagen, daß einer so schönen und witzvollen Dame nicht ein Unglück begegnete. Die Gräfin merkt darauf was die Glocke geschlagen und decampirt.

## Kleist an Gleim aus Zittau 18. Febr. 1757.

Mein allerliebster Gleim.

Es freut mich daß Sie wieder besser sind. Ich befinde mich auch wieder woll und habe nun nicht mehr Lust zu sterben. Sie müssen sich an meine Klagen überhaupt nicht kehren, dies macht meine Hypochondrie, und noch mehr mein melancholisch Temperament. Wenn mein Blut einmahl ein wenig besser circulirt, so lache ich über mich selbst. Nichts destoweniger bin ich bey meinen lächerlichen Zufällen unglücklich genug, und stehe zuweilen sehr viel aus. Aber ich vergesse es bald wieder, wenn ich mich nur ein wenig besser befinde. Mein Avancement ist noch nicht heraus. Ich schrieb vor etwa 4 Wochen dieserwegen an den Printzen, der antwortete mir, daß er schon mit dem Könige davon gesprochen hätte. Aus der Antwort des Königs aber hätte er schließen müssen, daß derselbe eine Veränderung beym Regiment vorzunehmen gesonnen sey. Ich möchte also abwarten, wie diese Veränderung für mich ausschlüge, und bis dahin des Königs Gesinnung geheim halten. Dieses letztere habe ich sorgfältig gethan, und werde es noch thun, aber Ihnen kan ich es woll vertrauen. Mich soll wundern was dieses für eine Veränderung seyn wird. Ich weiß woll daß der jetzige Commandeur des Regiments der Major v. Götze kein Mann für den Printzen ist, und daß der Printz vielleicht zwar wieder einen Favoriten, wie der seel. Blumenthal war, zum Commandeur haben möchte. Aber auf diese Weise geschähe mir Tort, es wäre denn daß der alte Major Götze eine Versorgung erhielte. Vielleicht kan es auch sein daß ich versetzt werde, und darüber würde ich mich nicht todt grämen, wenn ich nur in Campagne bliebe. Ich muß es abwarten. Sollte mir aber Tort geschehen, so wird mir niemand verdenken, wenn ich den Abschied zu erhalten, und mein Glück zu machen suche, wo ich kan. Ehe mein Vorgänger der jetzige Major Knobelsdorff, Major ward, dauerte es auch, nach der Vacance, woll 3 Monathe, und ein jeder dachte Knobelsdorff würde bey ein ander Regiment kom-

men, weil der Printz ihm nicht gewogen war, und ein jeder freute sich darüber, weil ihm niemand gewogen war. Jetzo sehe ich, daß man von mir dasselbe, des Printzen wegen, glaubt, aber ich habe doch die Satisfaction, daß man mich nicht so gerne missen will, und dieses macht mir viel Vergnügen, und erleichtert mir den Verdruß, den ich sonst über diese Umstände haben würde. Verzeihen Sie mir doch diesen Eclat von Eigenliebe. Sie sind schuld daran, Sie machten mich stolz wenn ich es noch könnte. Solte ich nicht stolz werden, wenn Sie mir sagen, daß Sie mich sauber gebunden in ihrem Bücherschranke neben Virgil stehen gehabt, auf dem Rücken: Kleist, wie auf Virgil: Virgil? Aber die Wahrheit zu sagen, diese Collision mit Virgil macht mich nicht stolz sondern dehmüthig. Ich armer kleiner Virgil! Ich sehe indessen ihren guten humeur daraus, und muß hertzlich lachen. Sie sind wahrhaftig nicht hypochondre.

Die Nachricht daß man den König auf seiner Reise nach Berlin hat ermorden wollen ist falsch. Wir haben Ordre uns mit Ausgange dieses Monaths, in marschfertigem Stande zu halten, aus dem Marsche wird aber schwerlich so bald was werden können, da der Winter hier noch immer continuirt. Ob wir in Sachsen bleiben, und nicht ehe in Böhmen gehen werden, bis wir den Feind verfolgen, oder ob wir unsere und die sächsische Grentzen besetzen, und gleich mit einem Corps in Böhmen dringen werden, ist ungewiß. Ich glaube letzteres, weil man mehr Muth hat, wenn man attaquirt. In Berlin soll man vom Frieden sprechen, daran ist aber woll so bald nicht zu denken. Wir werden erst Russen, und vielleicht Frantzosen schlagen müssen, ehe Friede wird. Vielleicht aber behalten wir denn auch was pro studio. Ich wünsche dieses dem Könige, wenn er mich auch nicht zum Major macht, wenn ich ihm auch nicht mehr diene, wenn nun dieses geschehen sollte, so ist er nicht schuld daran. Schicken Sie mir doch hurtig ihre Fabeln, damit sie mich begeistern, denn ich habe zuweilen große Lust was zu machen, es fehlt mir aber an Zeit. Sie werden mich so begeistern, daß ich nicht viel Zeit nöthig haben werde was zu machen. Zu Anfange künftigen Monaths gehe ich wieder auf Commando nach einem Städchen bey Ostritz, nahmens Hirschfelde. Da werde ich woll wieder für lange Weile was dichten müssen. Wenn doch die Croaten sich einmahl einfallen ließen, uns dort auch zu attaquiren! (Ich schäme mich daß ich zu nichts rechts komme.) Ich hoffe

es von ihrer Gütigkeit, denn es ist ein offener Flecken wie Ostritz. Wir werden sie itzt aber noch besser begrüßen als dort, denn es gehet ein Bataillon dahin.

Mein Lebens-Lauf ist lang genug, und Sie werden ihn nicht sehr verlängern können, oder Sie werden sehr dichten müssen. Meine Reise nach Pohlen geschah auf diese Weise: Ich ward 1738 aus Dennemark, nach Dantzig auf Werbung commandirt. Nach vollendeter Werbung nahm ich Urlaub nach Hause zu gehen, weil ich 10 Meilen von Dantzig ein Guth nahmens Ruschitz habe. Bei dieser Gelegenheit besuchte ich meine Anverwandte, und unter andern 2 Schwestern die in pohlnisch Preußen wohnen. Ich besuchte auch mit diesen eine Anverwandte von mir, eine Frau von der Goltz, die in der Gegend wohnte, und verkuppelte mich mit ihrer Tochter, der in hertzbrechendem Thon besungenen Willhelmine. Meine Schwiegermutter, die dieses vielleicht als ein Spiel der Jugend ansahe, aber mir doch gut war, und vielleicht glaubte, daß ich schon noch Fortune machen könte, wolte daß ich in Pohlen oder Sachsen bliebe, und schickte mich mit einem ihrer Söhne nebst ein Haufen Recommendationen, an ihren Schwiegersohn einen gewissen Grüszezinski, der Cämmer-Herr und ein Kriegsrath in Dresden war, wie auch mit Recommendationen an einen gewissen Bischof Grabowski, nach Fraustadt, wo eben der ganze sächsische Hof wegen des Senatus cons: sich aufhielte. Ich kam aber unverrichteter Sache zurück, und mußte in dänischen Diensten bleiben, bis ich in Preußische kam. Ich hielte mich damals sehr unglücklich daß ich meine Willhelmine, die wirklich sehr schön war, viel Verstand und Erziehung hatte, nicht bekommen konte, jetzo aber da ich alt werde, sehe ich dergleichen Dinge für Kindereyen an, und freue mich daß ich ledig bin, und möchte mordgeschichte auf mich schreiben, wie Sie auf dergleichen Helden geschrieben haben. NB. dieser Umstand muß auch in meinem Leben wegbleiben. Man muß glauben das die Doris erdichtet ist. Sie müssen mir nicht übel nehmen daß ich in meinem Lebenslaufe, einige meiner Anverwandten genant habe, und dieses ist, wenn Sie einmahl nach meinem Tode etwa in der Vorrede zu meinen Kleinigkeiten an mein Leben gedenken solten, nicht nöthig wiederhohlt zu werden. Ich schäme mich zu sehr damit Parade machen zu wollen, ob ich es gleich vielmehr könte, als 100 andere von — —, denn ich habe wirklich ganz canailleuse viele vornehme Anverwandte von

väterlicher und mütterlicher Seite. Aber wenn ich ein Bauernsohn wäre wie Hagedorns Bauernsohn, und mehr Verdienst hätte als ich habe, dann würde ich tentirt seyn, meine ganze anverwandschaft bis auf den Kuh-Hirten zu detailliren. A propos, vergessen Sie doch in meinem Lebenslauf bey leibe nicht zu erwehnen, daß ich 1743 in Potsdam mein größtes Glück erlebt habe, das mir hat begegnen können, nemlich Sie, meinen allerliebsten, kennen zu lernen. Ich wäre wahrhaftig ohne Sie der unglücklichste Mensch gewesen, den jemahls die Erde getragen hat. Ihre Freundschaft, die ich mit der ganzen Welt nicht vertauschen wolte, erleichtert mir alles. Bleiben Sie auch hübsch mein Freund. Ich bin ewig

der ihrige Kleist.

Nachschrift zu dem Briefe vom 18. Febr. 1757.

Empfehlen Sie mich doch Hrn. Secret. Beyer und Hrn. Sucro aufs beste, wie auch den Herrn Domdechant von Spiegel und den Herrn Geheimen Rath von Berg. Ich Dunce mache hier ein histeron-proteron, oder wie das ding heißt. Ich alter Soldat kan kaum mehr gut deutsch vielweniger griechisch.

Die Leichenrede auf Blumenthal ist wirklich von einem Fändrich unsers Regiments, einem v. Schulenburg gehalten, und gedruckt worden, und ist für einen Kriegsmann und einen jungen sehr flüchtigen Kriegsmann, gut genug. Ich habe sie aber nicht mehr, sonst wolte ich sie Ihnen schicken. Er bat mich, meine Grabschrift hinten mit an drucken zu lassen, ich erlaubte es gerne, und nun passirt sie für seine Arbeit. Ich mißgönne ihm die Ehre nicht, ich werde sie aber einmahl, nicht wegen ihres Werths, sondern der Freundschaft für Blumenthal vindiciren. Subrosa den 2ten Tag nach der Leichenrede machte Schulenburg ein Pasquil auf den seeligen Blumenthal den er eben in den Himmel erhoben hatte. Sie werden nun den Charakter dieses Menschen kennen, der sonst sehr viel Witz hat. Unter 20 dergleichen Leuten muß ich leben. Diese Canaille hat mich auch schon so verfolgen helfen, daß ich aus Aergerniß wirklich bald gestorben wäre.

Zerreißen Sie doch meine Briefe, denn sie sind gar zu sehr hingeschmirt, besonders diesen und den vorigen.

Kleist.

## Kleist's Brief an Gleim aus Zittau vom 24. Febr. 1757.

Liebster Gleim.

Neulich schrieb ich Ihnen daß unser Regiment in Hirschfelde bald was zu thun bekommen würde. Meine Prophezeyung ist ehe eingetroffen als ich geglaubt habe, und ehe ich selber dahin commandirt werde. Es ist nemlich unser erstes Bataillon den 20ten huj. nachdehm es den 18ten dahin gekommen war des Nachts um 3 Uhr daselbst von 4000 Oesterreichern, Grenadiers, Mousquetiers und Croaten, die Cävallerie ungerechnet, attaquirt worden, und hat 22 Todte und 19 blessirte. Die Oesterreicher haben aber, nach Außage der Gefangenen und Deserteurs an die 300 Todte und blessirte. 28 todte haben sie uns im Stiche gelassen, und die übrigen, auf eine Menge Schlitten, nebst den blessirten mit sich weggeführt. Wir hatten in Hirschfelde eine elende Redoute, die nicht aus unserer Schuld, sondern aus Sicherheit unserer Vorgänger die daselbst gestanden, so elend war, die nur eine Brustwehr von 4 Fuß hoch, einen schmalen und nicht tiefen Graben, und hinten gar keine Brustwehr und Graben, sondern nur spanische Reuter hatte die man mit dem Fuße wegstoßen konte. Diese Redoute, die auf 200 Mann gemacht war, hatten wir mit 60 Mann besetzt, und die Oesterreicher haben sie mit 3000 Mann, und folglich wenigstens 10 Mann hoch, bestürmt. Wie unser Commandeur der Major v. Götze, der sich wie ein sehr braver Mann gehalten hat, siehet, daß die Macht der Feinde zu groß wird, und sie, seines Canonen und Musqueten Feuers ohngeachtet immer naher kommen, eilt er, um einen Officier der zur Reserve mit etwa 60 Mann commandirt ist, in die Redoute zu ziehen. Ehe er aber zurückkomt, ist die Redoute bereits von den Feinden erstiegen, und er wird vor derselben todt geschossen. Der officier de réserve kan auch nichts mehr ausrichten, sondern muß sich seitwerts in eine flèche werfen, um sich für den Schwarm, mit dem er umgeben wird zu wehren. In der Redoute war noch der Major v. Knobelsdorff ein Bruder des ehemaligen Bau-directors, der Capitaine v. Ginder, der Adjutant Roeder, Lieut. Friesen und Pritzke, davon ersterer und 2ter tödtlich, und Roeder und Pritzke sehr gefährlich blessirt worden. Friesen ist gleich geblieben. Alles übrige, so in der Redoute gewesen ist entweder todt oder gefährlich blessirt und gefangen, einige wenige ausgenommen, die nicht blessirt aber doch gefangen

worden, wie den auch die blessirten Officiers alle gefangen sind. Unsere wenigen Leute haben sich aber wie würdige Preußen gewehrt, in der Redoute und dem Graben haben noch 17 todte Croaten mit unsern todten vermischt, gelegen, und außer dem Graben 9. Die mehresten von den Croaten in der Redoute sind todt gehauen gewesen, weil daselbst alles Handgemein geworden, und die Officiers und Unteroff. sich mit dem Degen und Seebel in der Faust gewehrt. Zu gleicher Zeit, wie 3000 Mann die Redoute stürmen, attaquiren die übrigen 1000 die andern Posten ringsum den Flecken, sie sind aber überall so bewillkommet worden, daß sie nicht herangekont. Unser Unglück ist die Nacht gewesen, weil kein Posten des andern Noth sehen und wissen, und ihn also auch nicht secundiren können, sonst hätten sie die Redoute, so schlecht sie auch war, und so schlecht sie auch besetzt war, in Ewigkeit nicht einbekommen. Wie die Feinde sahen daß sie bey den übrigen Posten, NB. die den Rücken frey gehabt, nichts ausrichten können, und der Tag anzubrechen beginnt, retiriren sie sich wieder. Wären sie rechte brave Leute gewesen, so hätten sie es mit allen Posten wie mit der Redoute machen, und einen nach dem andern massacriren können, da niemand dem andern helfen konte; so aber hat die grausahme Menge uns noch gut genug davon gelassen. Viele von unsern Officiers haben sich dabey sehr distinguirt, unter andern ein Fändrich v. Stwolinski und Roebel, die beyde erst Officiers geworden. Jeder von ihnen hat 18 Mann gehabt, und damit einen Schwarm von etlichen 100 sich 2 Stunden lang vom Leibe gehalten, und viele von dem Feinde blessirt und erschossen, die sie aber alle mit fortgeschleppt. Ein gemeiner nebst 6 Mann, der bey einer verdeckten Brücke mit Thoren, über die Neiße, die Wache gehabt, hat, nachdehm sein commandirender Unteroffic. erschossen worden, seine Cameraden commandirt, und verhindert, daß man die Thore nicht aufhauen können, weil er sogleich, durch die Schießlöcher die in dem Thore gewesen, alle Zimmerleute todt geschossen. Wäre die Brücke verlohren gegangen, so wäre das Blutbad vielleicht noch starker geworden, weil jenseit der Brücke etliche Esquadrons Dragoner, wie auch noch Grenadiers gestanden. Man kan uns bey dieser Action nichts vorwerfen das wir verabsäumt, oder darin wir uns braver hätten erzeigen können. Was dabey fehlerhaftes vorgegangen, ist von unsern Generals verabsäumt worden, die auf der ganzen Postirung an der Grenze alles selber angeordnet und 10mahl besehen. Wir

sind immer zu sicher, unsere Generals haben geglaubt daß wir nur wie bisher geschehen mit etlichen 100 Mann konnten angegriffen werden, und haben nicht nachricht gehabt, das 18000 Mann aus Böhmen sich noch nebst vieler Artillerie, die sie auch NB. gegen uns in Hirschfelde gebraucht, in diese Gegend gezogen haben. Gegen etliche 100 war die Redoute gut genug, aber sehr schlecht gegen etliche 1000, wieder die wir sie doch mit 60 Mann, über eine Stunde defendirt haben. Nun sind andere Anstalten gemacht, und wenn die Feinde nun gegen den 2ten künftig Monaths, wenn unser 2tes Bataillon, bey dem ich stehe, da hinkomt, wieder was wagen, so wollen wir sie noch besser empfangen. Von österreichischer Seite ist der General v. Loewenstein, wie auch ein Obrister geblieben. (Den Augenblick erfahre ich, daß Loewenstein auch nur blessirt ist. Ein Trompeter von dem Feinde der hieher komt, um vor unsere gefangene Officier Geld und Kleider zu hohlen, sagt es. Er erzehlt, daß ein Cornet der in Zittau zu Hause ist, die Oesterreicher angeführt habe. Er sagt aber es sey sein Glück daß er geblieben wäre, sonst hätte man ihn doch massacrirt, weil er sie betrogen, und gesagt es stünde nur 1 Bataillon in Hirschfelde, sie wüßten aber nunmehro daß 6 Bataill. darin stünden. Ist dieses für uns nicht eine Ehre?) Der Printz Louis v. Würtenberg aber der als Volontair bey der Kayserl. Armée stehet, ist blessirt worden. Unsere blessirte Offic. und gemeine, die gefangen worden, wie auch die österreichischen blessirten, sind anderthalb Meilen von hier, in einem böhmischen Flecken, und wir haben von allen Nachricht erhalten. Von uns sind nur daselbst 11 gemeine blessirte und 4 Offic. Daß wir also in allem nur 22 Todte und 34 blessirte haben. Von den Oesterreichern aber über 100. Unsere gefangene Officiers sind infame tractirt worden. Den braven Major Knobelsdorff der in den Leib geschossen und voller Wunden gewesen, hat man ausgezogen, bis auf die Stiefeln, und ihn barfuß im Schnee gehen lassen. Wir haben von ihnen auch 4 gefangene, tractiren sie aber sehr gut. Wir wollen uns nicht auf gleiche Weise, sondern dadurch rächen, daß wir künftig gar nicht mehr Pardon geben wollen.*)

So gleich wie ich aus Hirschfelde komme, werde ich Ihnen wieder

*) Dieser Satz ist durchstrichen, vielleicht von Gleim.

schreiben, aber antworten Sie mir nur gleich, denn ich bekomme meine Briefe nach Hirschfelde nachgeschickt. Ich bin ewig

Meines liebsten Freundes
getreuster
Kleist.

In größter Eil.

Nachschrift zu Kleist's Briefe aus Zittau den 24. Febr. 1757.

Unser Regiment hat nun schon ziemlich gelitten, und wir hätten 2 Bataillone schonen können ohne so viel zu verliehren. Indessen sind wir noch stark genug, um in Bataille zu kommen, denn wir haben nur wenig Desertion.

Kleist an Gleim. Leipzig den 27. Mai 1757.

Ich habe hier die Madem. Weiß kennen gelernt, und ich kann nicht läugnen, daß ich ganz anders von ihr urtheile wie Sie mein allerliebster. Ich sahe Sie bei der Mad. Müller, und fand Sie nicht den 1000ten Theil so coquet als die alte Mad. Müller, und fand sie gar nicht coquet. Sie thun ihr wahrhaftig Unrecht, Sie ist sehr liebenswürdig, voller Lebhaftigkeit und Verstand. Sie würden auf meine Ehre mit ihr glücklich sein. Wenn ich 20 Jahre jünger wäre, und sie wollte mich, ich würde mich keinen Augenblick bedenken, sie zu wollen. Machen Sie doch einmal, daß Sie Mann werden, Sie werden keine bessre Parthie finden, wie diese. Sie hat Ehre und wird Ihnen wahrhaftig treu sein. Ich schreibe dieses aus voller Ueberzeugung, und Herr Lessing, der eben bei mir ist, und Sie embrassirt, ist davon so überzeugt wie ich. [Vergl. S. 260. 107. 228.]

## Kleist an Gleim. August 1757.*)

### Die gnädig belohnte Tapferkeit.

Zehnmal geschlagnes Heer! ein Orden ist dein Lohn,
Daß du einmal gesiegt? nein, daß du nicht geflohn.

Ich wollte, daß ich dies Epigramm gemacht hätte, allein leider ist es nicht von mir, sondern von einem, den ich nicht nennen darf, weil er ein Sachse ist, und darüber Verdruß haben könnte. Doch ich bin in Gedanken, Herr Lessing will, daß ich ihn hier nicht nennen soll, aber gegen Sie kann ich ihn schon nennen, es ist Herr Kästner. Ihr Schlachtgesang ist so wie der erste unvergleichlich. Es sind keine Nachlässigkeiten darin, allein er wird darum denen, die die schöne Natur zu schätzen wissen, und die schon über allen Witz weg sind, desto mehr gefallen. Die Verbesserung der Stelle von Merseburger ist auch schön, aber sie muß heißen: soll solche Flasche sein.

Wenn Sie mir von dem Gelde, so ich Ihnen in Verwahrung, aber nicht auf Interessen, gegeben, 200 Thaler schicken können, so geschieht mir ein Gefallen. Ich bin mit ungeflügelten Pferden so wenig glücklich als mit den geflügelten, und ich muß wieder ein paar kaufen.

## Kleist an Gleim. Leipzig, den 23. August 1757.

Herr Lessing ist wieder am Fieber krank gewesen, allein es bessert sich schon. — Die Madem. Weiß, an die ich von Ihnen ein Compliment habe machen sollen, ist schon lange nicht mehr hier, sondern in Langen-Salza. Sie war nur in der Ostermesse hier und reiste nachher gleich wieder ab. Sie verdenken sie wahrhaftig unschuldig, ich wollte auf ihre Ehre schwören. Der Schweitzer, mit dem sie versprochen gewesen, und den ich kennen gelernt, ist ein so armer Schelm, daß man von ihm nicht vermuthen kann bei ihr weiter avancirt zu sein, als es erlaubt ist. Wenn Sie sie nicht heirathen wollen, so

*) Auf einem Blatte von Kleist's Hand ohne Datum, eingebunden in Kleist's Briefen an Gleim hinter dem Briefe aus Leipzig 11. Aug. 1757 und vor dem aus Leipzig 23. Aug. 1757.

schaffen Sie sie Herrn Lessing, dem sie sehr gefällt, und der ganz von meiner Meinung ist. [Vergl. S. 259. 265.]

Ich bin ewig mein allerliebster Freund

Ihr

Leipzig, den 23. Aug. 1757. getreuster
Kleist.

Kleist an Gleim. Leipzig, den 1. October 1757.

Ich affe Ihnen alles nach. Ich habe Ihnen schon eine schlechte Fabel nachgemacht, und nun, nachdem Sie mir ein schönes Trinklied schickten, habe ich auch ein Trinklied gemacht. Hier ist es. Man sieht ihm wohl an, daß es ein Wassertrinker aufgesetzt hat. — — —

Der König mit seinem Corps von 16,000 Mann steht noch ohnweit Erfurt, und die feindliche Armee, zu der sich auch 30,000 Oesterreicher sollen geschlagen haben, und die über 50,000 Mann ausmachen soll, hat nicht den Muth ihn anzugreifen. Vermuthlich wird der König, wenn sie sich ihm nähern, sich in hiesige Gegend zurückziehen, und den Fürst Moritz, der bei Wurzen cantonirt, zu sich stoßen lassen. Folgt ihm die feindliche Armee, so ist hier unausbleiblich noch eine Bataille zu vermuthen, und die werden wir mit etlichen und 20 tausend Mann gegen 50000 gewinnen, denn hier und in der Gegend von Lützen ist unvergleichliches Terrain, welches der König schon vorigen Winter besehen hat. — — —

Fürchten Sie nicht, daß ihre Briefe aufgebrochen werden, und schreiben Sie mir nur alles was Sie von dem Corps des Prinzen von Braunschweig wissen. Ich werde es nicht mehr dem General zeigen, und denn soll es auch in diese Zeitungen nicht gedruckt werden.

Kleist an Gleim. Leipzig, 8. November 1757.

Einen General Duc de*) .... und einige andere Marquis de*)..... habe ich heute mit hergebracht. Es hat alles auf Merseburg müssen transportirt werden, weil die Brücke in Weißenfels, die sie abgebrannt, noch nicht hergestellt ist. [Vergl. S. 66. 74.]

*) Die Namen fehlen auch in Kleist's Handschrift.

Kleist an Gleim. Leipzig, den 20. November 1757.*)

Sie haben vermuthet, daß ich bei der Bataille von Weißenfels würde gewesen sein, allein leider habe ich nicht das Glück gehabt. Der König vermuthete anfänglich eine Bataille bei Lützen, wie er mit dem Corps von Leipzig aufbrach, und ich ward mit etlichen 100 Waggons commandirt, Blessirte zu transportiren. Allein der Feind hatte sich über Hals und Kopf retirirt, und der König hat selber nicht mehr geglaubt, daß er stehen würde, daher bekam ich Ordre nach Leipzig zurückzugehen, und 6 Tage darauf war die Bataille. [Vergl. S. 261.]

## Gleims Jagdabenteuer nebst Mittheilungen über die Schicksale von Dresden im Jahre 1758.

Halberstadt, den 30. Nov. 1758.

Theuerster, Liebster Freundt,

Tausend Dank sey dem Himmel, der sie mein Liebster Kleist, der ihren kleinen Haufen, wieder den großmächtigen Daun, und seinen Helfer Haddick und Zweybrück, erhalten hat! Wenn ich die großen Thaten unsers Friedrichs erwäge, absonderlich wie immer die Letzten alle vorigen übertreffen, so verliere ich mich in der Menge der Gedancken, und sage Er ist Gott, oder christlicher, Gott ist mit ihm. Mich verlangt nur nach den glücklichen Stunden, in welchen ich mit Ihnen hievon mehr sprechen, als itzo schreiben kan. Dann kommen sie nach Leipzig, so besuche ich Sie gantz gewiß und bleibe 8 Tage bey Ihnen, meine Hochwürdige Herren mögen wollen, oder nicht. Daß ich Ihnen etwas spät antworte, daran ist eine Reise mit dem Herrn Dohmdechant nach Wernigerode Schuld, wohin uns der Herr Graf von Stolberg auf ein Ausjagen eingeladen hatte. Was meinen Sie bald wäre ich unglücklich gewesen. Der Herr Dohmdechant, der Herr Graf von Stolberg, der Oberforstmeister Zanthier, Herr Graf

*) Unsere Auszüge aus den nach dieser Zeit noch von Kleist an Gleim geschriebenen Briefen sind in dem Abschnitte dieses Buches über die preußische Dichterschule vollständig benutzt. Ueber Kleist's Tod und Nachlaß werden wir, spätestens in Gleims Leben, noch sehr interessante Mittheilungen veröffentlichen. Vergl. jedoch auch S. 265.

von Dohna sein Schwager, Herr Forstmeister von Jägersberg und wir alle gingen in das so genandte Treiben, zu sehen, ob viele Sauen darin wären; beständig predigte man uns, wie wir uns in acht nehmen solten, wenn uns Sauen aufstießen; wir gingen den gantzen Tag und sahen keine. Ich nahm meinen Horatz aus der Tasche, laß dem Herrn Grafen daraus die Stelle: [Epod. II. Vers 31, 32]

Aut trudit acres hinc et hinc multa cane
Apros in obstantes plagas;

sagte, komt eine Sau, so werfe ich ihr meinen Horatz vor den Kopf; Der Herr Graf von Stolberg und alle übrigen giengen nochmals in's Treiben, Herr Graf Dohna, Herr von Jägersberg und ich setzten uns in eine Ecke, wo die Tücher zusammen stießen, hatten ein kleines Feuer vor uns, und rauchten eine Pfeife Toback. Plötzlich stand in gerader Linie, ohngefehr zehn Schritte, ein abscheulicher Keiler vor mir; mit leiser Stimme sagte ich zu dem Herrn Grafen von Dohna: eine Sau; er antwortete etwas lauter: Sitzen sie stille, welches sie hören mogte; plötzlich fuhr das Unthier wie ein Pfeil gerade auf mich loß; ich sprang vom Stuhl, ließ nach der Seite, woher ich ihren Angriff vermuthete, meinen Roquelor, ganz leise herunter hangen, um dadurch die Würckung ihres Schlages zu verhindern; sie stieß gerades weges auf meinen Stuhl, warf ihn übern Haufen, und zu unser aller Dreyen gröstem Glück machte sie rechts um, vermuthlich weil sie das Feuer scheute, und lief wieder Holz-ein. Hätte sie links um in die Ecke gemacht, so wären wir alle Dreye verlohren gewesen; denn wir konten uns nicht retiriren, hatten nichts uns zu wehren, und das Gewehr [Jägerterminus] unsers Feindes war so lang und so scharf, daß wir von Glück sagen konten, so davon gekommen zu seyn. Soll ich Ihnen sagen, Liebster Freund was ich in dem Augenblick der Gefahr dachte! Wäre es nicht tausend mal besser, wenn ich in einer Schlacht geblieben wäre? dachte ich! Was für ein schändlicher Tod! oder auch nur, was für eine schändliche Wunde durch eine Sau! Und noch darzu war es das erste lebendige wilde Schwein, das ich in meinem Leben zu sehen bekam. Nachher, als es auf den Lauf kam, gieng noch etwas vor, worüber sich alle Jäger verwunderten. Ein Mann, den ich Borchert Hercules getauft habe, gab sich mit eben der, zwar etwas angeschossen, aber dadurch nur wüthender gemachten Sau ab, sie schlug nach ihm, er sprang an ihre Seite, hielt

sie bey den Borsten, sie warf ihn, und er ermannte sich, faßte sie noch einmal und brachte sie vor unsern Schirm getragen, hielt sie fest, und der Herr Dohmdechant gab ihr den fang. Der Herr Graf von Stolberg hat alles in eine Jagdgeschichte zusammengezogen, woraus Herr Zacharie ein Helden Gedicht machen soll! — Sehn sie Liebster Freund, wie es Ihrem Gleim hätte gehen können, unterdeß, daß er Ihrentwegen in so großen Sorgen war. Gottlob daß sie alle umsonst gewesen sind! Aber meine Wünsche sind gar zu herzlich, der Himmel muß sie erhören, die Feinde müssen nicht stehen, nichts unternehmen, wo mein Kleist ist, damit Er in keine Lebens Gefahr komme. Sie sollen alt werden Liebster Freund, und wir wollen noch einmahl in unsern alten Tagen bey einander wohnen, und recht vergnügt mit einander seyn. Wenigstens habe ich oft süße Träume hievon.

Das arme Dresden! In was für Angst mögen die armen Einwohner gewesen seyn, als es sich in so viel Krieges Gefahr gesehen hat? Aber ist es denn andem, daß bey Abbrennung der Pirnaischen Vorstadt an 500 Menschen umgekommen sind, wie jemand daher dem Herrn Grafen von Stolberg geschrieben hat. Das wäre ja entsetzlich und erbarmenswürdig! Von dem Grenadier [Gleim] sehe und höre ich nichts. Doch weiß ich, daß er kein Zorndorfisches Sieges Lied gemacht hat, und, daß Er seinen Major [Kleist] einen Spaß machen will. Eine Fabel [auf den Ueberfall bei Weißenberg], die ihn zum Verfasser haben soll, will ich doch gleich abschreiben. Bey Ihre Winter Muse werden Sie doch gewiß wieder was machen.

Spielen Sie Trois Septs, denn so schreibt man es ja wohl? sonst lernen Sie es geschwind. Denn das wollen wir spielen, wenn wir beysammen sind. Ich habe es vor ein paar Tagen zum ersten mahl gespielt. Adieu Liebster Freund, ich umarme Sie Tausend mahl. Meine Nichte zeigt eben das Caffetuch, das sie ihr geschenckt haben, einer Caffeschwester, sagend, Grüßen sie doch Ihren treuen Kleist auch einmahl von mir. Ihr

getreuester Gleim.

Aus vorstehendem interessanten Briefe findet sich ein Auszug in Gleims Leben von Körte S. 110 und 111. Ich habe ihn hier aus dem der gleimischen Familienstiftung zu Halberstadt gehörigen handschriftlichen Briefwechsel vollständig und buchstabengetreu copirt. Am

10. December 1758 antwortete Kleist seinem Gleim aus Zwickau unter Anderm: „Die Nachricht von den verbrannten Menschen in der Dresdner Vorstadt, ist wahrhaftig ganz falsch. Es hieß anfänglich, wie es noch brandte: was für arme Leute werden da verunglücken! Darauf ward es wahr, es wären viele verunglückt. Man frug: wer? und niemand wußte einen Nahmen zu nennen. Es ist ja nur eine Gasse vor dem Pirnaischen Thore abgebrandt, und zerstreute Häuser am Stadtgraben, die Einwohner konten sich also wohl retten —." Eine Jägerfamilie Borchert lebte noch 1857 in Wernigerode.

---

## XI. Kleist's ungedruckte Epigramme, besonders über die Schweiz, nebst weiteren ungedruckten Stellen aus seinen Briefen, namentlich über Klopstock's Streit mit Bodmer.*)

Herr Schmidt und Weiß haben noch nicht aus Berlin an mich geschrieben, und ich bin schuld daran, den ich habe an sie nicht geschrieben. Sie hielten sich ohngefehr 1 und ½ Tag bey mir auf und eilten zu Ramlern. Es war eben in meiner Seele, wegen unglücklicher Werbungsnachrichten 2c., etwas finster, ich mochte sie daher nicht allzu sehr nöthigen, hier zu bleiben, um sie nicht von größerm Vergnügen abzuhalten. Sie haben recht, Schmidten zu ihrem Freunde gemacht zu haben, er hat eine so witzige als redliche Seele, und Weiß ist auch sehr liebenswürdig, er sieht so leicht aus wie sein Gott Mercur, der sich in Sans-Souci, die Flügel um die Füße bindet, bei alle dem sieht ihm aber doch ein guter Charakter aus den Augen, so daß er seinem Gott woll nicht in allem dürfte ähnlich werden.

Sie empfangen hierbei ein paar Gedichte von Hirzels Arbeit, er läßt sich Ihnen empfehlen und committirt mir beykommende Exemplare Ihnen zu überschicken. Mir deucht es sind noch die besten Stücke die er gemacht hat, es ist viel gutes und neues darin, aber noch mehr

*) Körte in seiner Weise läßt in seiner Biographie Kleist's im 1. Theile von Kleist's Werken (Berlin 1803) mit kurzen verstümmelten, falsch datirten und umgestellten Briefauszügen von den Epigrammen zwei abdrucken, nämlich S. 63 „Der Blumist und der Schweizer" und S. 64 das Gespräch zwischen Gottsched und Adelgunde „Du lose Adelgunde".

altes und hartes. Er müßte einen Criticum haben wie Ramler, wenn er was sehr gutes machen solte, aber vielleicht hörte er denn gar auf. Sie haben doch schon die Monatsschrift: Crito, gesehen, die in Zürich herauskomt. Hindern Sie doch um des Himmels willen daß Bodmer und Klopstock einst weiter in einander gerathen. Klopstock wird die Ode, die Bodmer auf seine tibullische Elegie gemacht hat, nicht vertragen können, wenn Sie und Schmidt es ihm nicht ausreden. Ich kan nicht läugnen, daß ich mich über Bodmern ganz grausam geärgert habe, denn ich liebe Klopstock, ohne daß ich ihn noch kenne, unendlich. Wie kan man ein solch Genie und ein solcher Charakter zugleich aber auch so zanksüchtig und rachgierig sein wie Bodmer! Er glaubt vielleicht, daß er das was er thut aus lauter Tugend thut, allein eine so strenge Tugend ist nicht nach meinem Sinne und dünkt mir einfältig. Wir arme Menschen müssen ja woll der Idee, die bei uns von einer Sache die stärkste wird folgen, warum will man sich denn wegen einer Handlung die involontair war, hassen und lästern. Ueberdehm sehe ich nicht daß Klopstock was vieles Versehen, er ist ja nicht der Messias selbst, und wer weiß ob nicht der Messias in Gesellschaft von Mädchen lustig gewesen ist. Doch er hätte das äußerliche mehr beobachten sollen! Gut, ist denn dieser Fehler so erschrecklich, daß man die Feder wider ihn ergreifen muß? giebt es denn keine andere Tugend als die Keuschheit, die Klopstock nicht einmal verletzt! wie wenig sind die Herren Schweizer Philosophen, sie haben fast alle nur eine Frauenzimmer-Tugend, Keuschheit, die andern kennen sie nicht oder rechnen sie vor nichts. Meinethalben möchte Klopstock noch zehn Messiaden schreiben und dabei zehn Mädchen liebhaben, er würde mir doch groß tugendhaft und liebenswürdig sein. Doch mündlich hievon ein mehreres. Ich küsse Sie tausendmal und bin zärtlichst

Ihr getreuster

Potsdam, den 20. Oct. 1751. Kleist.

Ich muß Ihnen doch beweisen, daß ich zuweilen schreibe, wie ich oben erwähnt habe, und noch dazu daß ich Verse schreibe, obgleich leider sehr wenig. Ein Officier, der ein Erzpoltron, dabei aber die falscheste Canaille ist, den jemals die Sonne beschienen hat, beleidigte mich verschiedene Mal sehr empfindlich. Ich wußte mit dem Poltron nichts anzufangen und ärgerte mich doch grausahm. In dem Verdruß

ging ich nach Hause und schrieb in einem Augenblick diese Epigrammes auf, die aber außer Ihnen niemand lesen muß. Wenigstens muß niemand wissen, daß sie auf jemand in Ernst gemacht sind. Hier würde man den Officier gleich kennen.

### An den feigen und falschen Potius.

Du lästerst jeden, sprichst abwesend jeden Hohn,
Und meinst, dieß sey gescherzt;
Ein blauer Rücken ist oft deiner Thaten Lohn.
Sey ehrlich Potius! wo nicht so sey beherzt!

### An denselben als er sich auf die Vestungsbau-Kunst legte.

Der feige Potius fortificirt und spricht
Von Folard, Pinsegue, von Widdern, Spieß und Lanzen,
Vom alt und neuen Krieg. Mich wundert dieses nicht,
Kein Mensch hat nöthiger, als er, sich zu verschanzen.

Potsdam, den 19. März 1754.

### Zu Kleist's Briefe Potsdam, den 24. März 1754.

### An den falschen Potius als er sich auf die Musik legte.

Ein jeder, der den Lästrer sieht, sagt ihm Kacophonien.
Er tröstet sich mit Arien in sanften Melodien.

### Auf Bläsen — einen erzürnten Schweitzer.

Was hab ich Dir gethan? warum ergrimmst Du liebster Bläse?
Sieh her! (er sieht, und wird schon gut) sieh her! hier hast Du Käse.

### Der Blumist und der Schweitzer.

Ein Blumen-Kenner pries der Blumen Schönheit sehr,
Ein Schweizer hört ihm zu, und rühmte sie noch mehr.
Durch sie, sprach ersterer, durch sie fühl ich mein Leben!
Ich auch, sprach letzterer, weil sie mir Käse geben.

Sie sehen woll daß diese Dinger nur flüchtig hingeschrieben sind. Bessern Sie sie doch aus, aber sagen Sie keinem Menschen was davon.

Es soll außer ihnen niemand wissen, daß ich sie gemacht habe. Vielleicht mache ich etliche Dutzend, aber ich glaube fast in allen wird Käse vorkommen, und dies wird lächerlich genug sein, nicht wahr mein Engel!

Schicken Sie mir doch ihr Gedicht auch.

## Aus Kleist's Briefe Potsdam, den 15. April 1754.

Hier haben Sie noch einige Epigrammes, allein sie sind so dumm, wie ihr Verfasser, und dies sollen auch die letzten sein die ich ihnen schicke, ich will sie mit solchem Zeuge nicht mehr quälen. Ich bin gar nicht zu dem Genre gemacht, ohngeachtet es mir leicht ist und ich mich schon obligiren wolte, eine ziemliche Menge auszubrüten, aber gute auszubrüten getraue ich mir nicht!

Das Lob war nicht zu groß das mir die Welt beschieden;
Doch Gottsched tadelt mich. Nunmehr bin ich zufrieden.

Sie sehen daß dies nicht taugt, aber ich kan wahrhaftig auf Gottsched nicht böse werden, daher kan ich auf ihn nichts gutes machen.

Die Schweitzer wagten sonst für Freiheit Gut und Blut,
Itzt haben wenigstens noch ihre Berge Muth.

Denn die lassen keinen Feind heran. Allein wird man dies auch ohne Commentario verstehen!

## Die schweitzerische Nachtigall.

Ein Dichter pries die Königin der Büsche
Die holde Nachtigall.
Durch ihr entzückend Thongemische
Sanft wiederholt vom Wiederhall
Sprach er, wird Wald und Feld belebet.
Ein Schweizer kam hinzu und hörete das Lob
Doch wußt er nicht was man erhob.
Er dacht's zu treffen; rief: ja Kinder glaubt es mir
Es ist ein unvergleichlich Thier.
Es reißt den Pflug den Berg hinan, und schreyt das alles bebet.

Aus Kleist's Briefe Potsdam, den 22. April 1754.

Johann Christoph und Adelgunde. [Vergl. S. 265.]

J. Du lose Adelgunde! Die Leinwand ist zu theuer,
Es giebt ja Weber gnug, was kaufst du von dem Schreyer?
A. Mein liebes großes Hänschen! ich sah des Garnes Stärke,
Und du, bedenks einmal, er liefet deine Werke!

Orbil.

Orbil hüpft wenn er steht,
Er hüpfet wenn er geht,
Er hüpfet, wie sein Lied, wenn er die Flöte spielt,
Er hüpfet wenn er schlau nach jungen Mädchen schielt,
Und o wie hüpft er nicht wenn er im Tanz sie schwenkt!
Er hüpfet stets, warum? er hüpfet, wenn er denkt

Wie, Breitinger in Zürch? wo nichts als Grobheit gilt
Und wo von Stolz der Geist, der Leib von Käse schwillt,
Und Bodmer auch? den einst die späte Nachwelt preiset?
Ihr Zürcher! Die sind werth daß ihr sie Lands verweiset.

Sie sehen aus diesen Kleinigkeiten, mein Allerliebster, daß ich noch lebe. Aber ich will ihnen künftig nicht mehr durch Epigrammata zeigen, daß ich noch lebe, denn die gerathen mir nicht, weil ich keinen esprit satirique habe, und überdehm hat mich Herr Ewald, der sich Ihnen empfiehlt, so darin übertroffen, daß ich keine mehr machen mag. Er wird in kurzem eine Sammlung fertig haben, denn, beikommende hat er in 8 Tagen ausgebrütet, und ich glaube in vier Wochen kann er ein Buch drucken lassen.

## XII. D. Hirzel an Gleim*) über Friedrich, Bodmer, Klopstock und Gleim. [Vergl. S. 80. 85. 127.]

Zürich, den 14. März 1759.

Ich ergreife mit einer zitternden Begierde den Anlaß ein Andenken einer bey Ihnen vielleicht schon lange vermoderten Freundschaft wieder aufzuwecken. Ich soll Ihnen für das Vergnügen danken, welches Ihre Anrede an die Muse in mir erweckt. Ich müßte Ihre Geschicklichkeit im Ausdrucke besitzen, wenn ich Ihnen die Größe desselben beschreiben wollte. Genug, ich hab' es nicht in wenigerm Grad empfunden, als Bodmer und Geßner, die es Ihnen mit der ihnen eignen poetischen Stärke geschildert haben. Mein erster Gedanke war die Hoheit der menschlichen Natur, und die Vorzüge unsers Weltalters, den größten Helden und einen seiner würdigen Sänger zugleich hervorgebracht zu haben. Zu diesem gesellte sich der schmeichelhafteste unter allen Gedanken, dieser Sänger nannte mich ehemalen mit unverstellter Zärtlichkeit seinen Freund! Wer wird die Stärke meiner Empfindungen besser einsehen als Sie mein Theuerster, der Sie die seligen Empfindungen der allgemeinen Menschenliebe und die reizenden Gefühle der Freundschaft so gut kennen? Der Himmel gebe, daß Sie bald, am Ende der Bemühungen Ihres großen Helden, für die Nachwelt die Vorzüge seiner großen Seele, welche alle Wunder hervorgebracht, in einem zusammenhangenden Gedichte schildern können. Sie müssen Ihr so oft gegebenes Wort halten, der Homer des göttlichen Achilles zu werden. Sie werden sich damit die lebenden Menschen so gut als ihre späten Enkel verbinden. Es leben noch immer viele tausend würdige Menschen, die ohne Vorurtheile die Tugend und wahre Größe bewundern, wenn sie ihnen im rechten Gesichtspuncte vorgestellt werden. Das ehrliche Pöbel weiß nur die Kunst nicht, die Handlungen zu entwickeln und von der Seite anzusehen, wo sie in ihrem wahren Lichte strahlen. Das Vermögen, die eingesehene Größe mit Entzücken zu bewundern, läßt sich niemalen von der Menschheit

*) Mir von Hrn. Dr. Benzler (vergl. S. 284 die Inschrift seines Großvaters) in Ilsenburg mitgetheilt.

trennen, und wenn diese Bewunderung der Verdienste einmal entzündet ist, so setzet sie auch die anderen Eigenschaften in Flammen und erzwinget Nachahmungen der bewunderten Größe. Ich verspühre es täglich, mein theuerster, wie die Heldentugenden Ihres Königs, auf welche dermalen jedermann aufmerksam ist, so fruchtbar an edlen Empfindungen werden, auch in Gemüthern, die unfruchtbarer als eine sibirische Steppe geschienen. Man darf Wahrheiten predigen, die man vorher als donkischottische Phantasien verlachet hätte, auch die erhabensten Figuren der Poeten werden dem ungelehrten Pöbel leicht, wenn sie dieselben in Handlungen Ihres Helden ausgedrückt sehen. Ihre Poesien werden daher von ihnen nicht weniger bewundert als von dem größten Criticus oder geistreichsten Dichter. Alle reden die gleiche Sprache der Entzückung über Ihre Dichtart, die das Erhabene mit dem Natürlichen so wohl zu verbinden weiß. Doch es ist genug gelobt, und vielleicht nur zu viel für Sie, die Sie Ihre Stärke am besten kennen. Sie sollen aber wissen, daß ich hiermit nicht Ihnen, sondern uns, die wir Ihre Schönheiten einsehen, schmeicheln wollte. Wie leben Sie sonst, mein Theuerster? Sind Sie allezeit glücklich? Eine eitle Frage, da so viel Quellen des Glücks in Ihrem Herzen liegen. Ein Mensch, der so schön, so edel, so erhaben denkt und handelt wie Sie, kann niemals unglücklich seyn. Ich lebe Gott Lob wenigstens sehr vergnügt, die Stunden ausgenommen, da hypochondrische Dünste mein Gehirn umnebeln und die Chimären von Unglück bilden. Ich lebe nun im eilften Jahre der glücklichsten Ehe mit eben den Empfindungen, die ich Ihnen ehemals schilderte, da mich der Himmel aus den Fesseln des Geizes errettete und diesen für mich geschaffenen Engel in weiblicher Gestalt zuführte. Ihr ganzes Leben ist ein Zusammenhang einer stillen Tugend, welche die Wiederwärtigkeit kaum zu biegen vermag. In den frohen Tagen, wie in den finstern Tagen des Unglücks gleich ruhig und gesetzt. Alle Tage erwarte ich von ihr eine abermalige Vermehrung meiner Haushaltung, welche nun aus 5 Kindern besteht, nachdem der Himmel die zwei ältesten zurückgefordert, welche genug Witz hatten, die Gleichgültigkeit unsers liebsten Kleists gegen kleine Kinder zu besiegen und ihn vermochten, ganze *) Stunden allein in ihrer Gesellschaft zuzubringen, den Thee unter sie zu theilen, und

*) Dies ist durchstrichen, vielleicht von fremder Hand, und dafür „viele" geschrieben.

ihre kleinen Zwiste, wie ein liebreicher Vater beyzulegen. Die lebenden Kinder schenken mir unendlich viel Vergnügen, da ich ihre zarten Herzen sich zur Redlichkeit und Tugend bilden sehe. Sie sind das Publicum, dem ich die gesammelten Schätze der Weisheit aus dem Umgange mit Lebendigen und Todten aller Menschen mittheile, und ich sehe Gott Lob, daß meine Arbeit nicht ohne Beyfall und Nutzen verloren gehe. Neben dem habe ich viele Freunde, welche mich durch ihre stärkere Weisheit erbauen. Sie können nicht glauben, mein Theuerster, wie reich meine Vaterstadt an geschickten und redlichen Leuten sey, und wie sehr sich deren Anzahl täglich vermehre, da täglich neue Schüler von dem großen Bodmer zu Männern erwachsen, die auf ihre Schüler und Kinder die großen tugendhaften Sentiments fortpflanzen. Glauben Sie mir, mein Theuerster, Bodmer hat dem Herzen, wie dem Verstande nach, kaum seines gleichen. Alle Tage sehe ich neue Proben der reinsten Tugend und Menschenliebe von ihm. Ein heftiger Schmerz dringt mir durch das Mark, wenn ich gedenke, ich schreibe an den Menschen, den ich neben Bodmer als den redlichsten und besten Menschen verehre, den ich jemals gesehen, und dieser soll in Ansehung der Großmuth und Tugend meines Bodmers zweifelhafte Gedanken hegen, und diese Zweifel sollen durch die Erzählung des besten Menschen, des liebsten Vorwurfs von Bodmers Zärtlichkeit und Freundschaft entstanden seyn und eine ewige Entfernung soll verhindern, den Knoten aufzulösen und diese edlen Menschen einander in ihrem wahren Lichte zu zeigen. Glauben Sie es, mein Theuerster, auf mein Wort, ich habe nach und nach alle Triebfedern der Handlung erfahren und sehe helle in dieser Begebenheit. Ein Bodmer und Klopstock waren in der wiedrigen Begebenheit gleich edel gleich unschuldig. Eine verworrene Kette von kleinen Intriguen riß sie aus einander, machte einen auf den andern argwöhnisch und erzeugte endlich eine Ueberzeugung von Niederträchtigkeit eines gegen den andern, und so gab diese traurige Begebenheit ein merkwürdiges Beyspiel ab von der Unvollkommenheit und Schwachheit der menschlichen Natur, auch wo sie sich auf die höchste Stuffe emporgeschwungen. Adieu, mein Theuerster. Seyn Sie versichert, daß ich die Bekanntschaft mit Ihnen bis an das Ende meines Lebens gegen den Höchsten als den besten Segen verdanke, daß jede neue Arbeit von Ihnen die frohesten Empfindungen in mir rege mache, daß, wenn ich mir die Größe der Menschheit vorstelle, ich Friedrich,

Bodmer, Klopstock, Kleist und Gleim denke. In diesen Gesinnungen ersterbe ich

Meines allerliebsten Freundes

ganz erbenster
D. Hirzel.

---

## XIII. Einige kleinere Stücke aus Mscr. Boruss. fol. 872 in der K. Bibliothek zu Berlin. (Vergl. S. 51.)

### α) No. 51.

Wer kan die schon gemischte Kart
Auf solche Einsichts volle Art
So klug und meisterlich zerreißen,
nächst Gott: der Friederich von Preußen.
Wie dann?
Er nimmt gantz Sachsen ein.
Warum?
Er muß Beschützer seyn.
Wovon?
Von Teutschlands Grund Gesetzen,
Die Haupt und Glied nicht darf verletzen,
Er merkt- und weis-, Er sieht voraus,
Daß Bourbons und auch Oestreichs Haus
Gern wolten alle Welt vergiften,
Die fünfte Monarchie zu stiften,
Er komt,
Der teutsche Josua,
Er spricht
Sey still, denn Gott ist nah.
Nun wünscht man Dir Du großer König
Sehr viel, doch Menschlich ist zu wenig.
Drum Dir Du starker Gideon,
Gott sey Dein Schild und großer Lohn,
Fang an die Länder zu besiegen,
So unter Einer Decke liegen.
Fahr fort

Und fürchte Dich nur nicht,
Gott bleibt Dein Schild und Zuversicht.

β) No. 61.

Daß Garn das Frau Theresia spann,
Das haspelte Marie.
Der Lux, der höffliche Galan,
Gab sich beym Spinnen Mühe,
Die Mutter Liesa, die noch lebt,
Hat ein Stück Leinwand draus gewebt
Darum viel Könige gestritten,
Fritz der so manchen Fund erdacht
Hat über dieß Geweb gelacht
Und hat's vom Stuhl geschnitten.

Die hier zu Grunde liegenden Gedanken wurden später in einem singbaren Soldatenliede weiter ausgeführt.

---

## XIV. Ramlers gereimte Quittung bei seinem Briefe an Gleim vom 26. Juni 1758. (Vergl. S. 75.)

Quitung.

Thalia sage, daß mein Kleist,
Sobald er in den Krieg gereist.
In welchem er zu sterben dachte,
Mir Ramlern ein Geschenk vermachte.
Ich nahm es an von seinem Gleim,
Trug hundert baare Thaler heim,
Entschlossen, sie, bey seinem Leben,
Ihm freundschaftlich zurück zu geben
In Silber, Kupfer oder Gold;
Und, falls er sie verschmähen wollt',

Ihn, nach des weisen Flaccus Lehren *)
Mit einem Dreyfuß zu beehren
Entweder; oder, weil man itzt
Nicht mehr auf einem Dreyfuß sitzt,
Mit silbernen getriebnen Schalen
Voll Obst, im Herbst, und mit Pocalen
Voll Wein, im Winter, wenn sein Pferd
Mit ihm voll Sieg zurücke kehrt.

## XV. Gleims Audienz bei Friedrich dem Großen am 22. Dec. 1785.

Ueber dieselbe heißt es in Gleims Leben von Körte S. 220—223: „Schon im Jahre 1773 hatte Gleims Freund, der berühmte Oberst Quintus Icilius, den großen König veranlaßt, Gleims persönliche Bekanntschaft zu wünschen, Quintus trug der Karschin auf, Gleimen den Wunsch des Königs zu eröffnen. Da Gleim nicht liebte, eine solche königliche Aeußerung auf der Stelle zu benutzen, und weiterhin auf keine etwas förmlichere Weise die Rede davon war, so unterblieb die Erfüllung jenes heißen Wunsches. Diesmal aber gelang es den Freunden, besonders dem Marchese Lucchesini, Gleimen Audienz beim Könige zu verschaffen, und er ward am 22. December, Nachmittags um 2 Uhr, dazu eingeladen. — So sorgfältig Gleim alle Papiere, wenn auch ungeordnet, aufhob, so hat sich nicht einmal ein Fragment von seiner Unterredung mit Friedrich gefunden; auch hat er von ihr nie etwas öffentlich bekannt gemacht, ja selbst auch seinen vertrautesten Freunden die Mittheilung derselben abgeschlagen. — Daß er die Unterredung gleich nach gehabter Audienz wirklich niedergeschrieben hat, ist übrigens gewiß. Vielleicht war das widerliche Beispiel so vieler bekannt gemachter Unterredungen mit Friedrich Ursach, daß Gleim, seiner Gewohnheit zuwider, durchaus nichts davon bekannt werden ließ.

„Es hat sich nur folgende kleine versificirte Erzählung davon, vom Jahre 1795, gefunden:

*) Donarem pateras etc.

„„Der König und Gleim.
Zu Potsdam, den 22. December 1785.

„„Wie heißt der Domdechant?““ — Von Hardenberg. —
„„Macht der
Auch Verse?““ — Mehr als ich!
„„Macht er sie auch so gut, als Er?““
Ich glaube, nein; man schmeichelt sich
Am liebsten selbst. — „„Da hat Er Recht! Die Brüder
„„Im heiligen Apoll, die harmoniren nicht.““
Wir harmoniren sehr, denn er macht Kirchenlieder,
Ich nicht, und keiner spricht
Von seinen Versen. — „„Das ist besser,
„„Als wenn Ihr's thätet! Aber sagt:
„„Ist Wieland groß, ist Klopstock größer?““
Der, Sire, wäre stolz, der's zu entscheiden wagt.
„„Er ist nicht stolz?““ — Ich bin's in diesem Augenblick,
Sonst eben nicht. — „„Er geht nach Halberstadt zurück,
„„In's hochgelobte Mutterland?““
Ja, Ihro Majestät! — „„Grüß' Er den Domdechant!““

„Wenn Friederichs Unterhaltung mit Gleim nicht wörtlich die obige gewesen ist, so scheint doch der Inhalt derselben authentisch.

„Sonst finden sich nur noch in einzelnen Briefen aus dieser Zeit einige Worte hiervon. So schreibt von Stamfort, damals zu Potsdam, an Gleim: „„Ihre Unterredung mit dem theuern Landesvater hat hier und in Berlin viel zu reden gegeben, und Ihren hiesigen und dortigen Freunden eine große Freude gemacht. Noch am Tage Ihrer Abreise von hier, erzählte mir Lucchesini, der König habe bei Tische gesagt: „„Der Kanonikus Gleim hat mir ganz besonders gefallen, und ich habe noch mit keinem Gelehrten gesprochen, an dem ich so viel Freimüthigkeit und ein so edles, ungezwungenes Wesen (air) bemerkt hätte, als an ihm.““ *)

*) „Nach einem Briefe des Herzogs von Braunschweig-Oels waren Friedrichs Worte über Gleim: Si tous les savants allemands seroient [sic! sollte heißen étaient] comme ce Gleim, je pourrois m'en accommoder.“

„Als Gleim von Friedrich entlassen worden, begegnete er dem Herzog Friedrich August zu Braunschweig-Oels [S. 154 Z. 16 ist hiernach zu berichtigen]. — „„O, wie so gern hätt' ich““ — rief Gleim aus — „„den alten Hut, den der Monarch trug, als ich ihn sprach!““ — Ich verspreche Ihnen den Hut nach Friedrichs Tode! erwiederte der Herzog. Luccheſini, welcher vielen Antheil daran hatte, daß Gleim zur Audienz gekommen war, feierte dies Glück des Dichters durch einen lateiniſchen Hendekaſyllabus.*)"

Bis hieher Körte.

Aus Gleims S. 276 ſchon angeführtem Gedichte iſt zu erſehen, daß er mit Friedrich jedenfalls von Wieland und Klopſtock geſprochen hat. Der König muß aber beide am 22. December 1785, wenigſtens dem Namen nach, ſchon gekannt haben, während er ſie bei Abfaſſung der Schrift über die deutſche Literatur wohl noch nicht beachtet hatte.

Am 4. Auguſt 1786, alſo noch bei Friedrichs Lebzeiten, wurde Gleim Ehrenmitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin.

In dem auf Friedrichs Tod folgenden Jahre gab Gleim heraus: „Oden. Berlin, 1787. Bei Friedrich Maurer." Kl. 8. Umfang: Ein Bogen ohne Seitenzahlen. Der ganze Inhalt derſelben iſt in Gleims ſämmtlichen Werken weggelaſſen.

Die Ode I, ohne Ueberſchrift, lautet:

1. Wer iſt's? Wen ſehn die holden Muſen,
In Seiner Ehre Glanz?
Wem wallen, liebender, entgegen ihre Buſen?
Wem reichen ſie den Kranz?

2. Iſt's Friedrich? welcher ſagt: der beſte
Des Parlaments, der Lords
Sei menſchlich ſo, wie Er! Der treue Felſenveſte
Worthalter Seines Worts?

3. Iſt's Herzberg? der dem ärgſten Feinde
Der deutſchen Muſen ſtand,
Und Ihn, zu Ihrem höchſt geliebtem beſtem Freunde,
Wohl noch hätt' umgewand,

*) „Siehe die berliniſche Monatsſchrift vom Januar 1786, S. 91."

4. Wenn aus den diamantnen Ketten
Des Erden-Todes Ihn,
Den Einzigen, nur noch auf kurze Zeit, zu retten,
Mars oder Selle kühn

5. Verstanden hätten; Schon erkannte
Sein freier Prüfegeist:
Es wären seiner Seele naheste Verwandte,
Wolf, Leibnitz, Haller, Kleist.

6. Und der Thomasius, der Zauber
Und Zauberey vertrieb,
Und Zweifler williger als blind gemachter Glaube
Bis in die Grube blieb!

7. Und Uz, der in der Themis Tempel,
Mit seiner Leier ging,
Und mit den Worten: Sey mein Priester! werd' Exempel!
Ein Ordensband empfing.

8. Und Klopstock, der in Himmelssphären
Mit Geistesfeuer wühlt,
Und Voß, und Geßner, der in unsern Hirtenchören
Pan's sanfte Flöte spielt;

9. Und Wieland, der in Lustgefilden
Und Wüsteneyen geht,
Die Thiere Thraciens zu Menschen umzubilden;
Ein göttlicher Poet!

10. Und Herder, welcher Ehrensäulen
Hoch auf, Verdiensten setzt,
Und jene Brüder, die zu diesem Tempel eilen,
In welchem Suhme jetzt

11. Besitz genommen hat, und immer
Ihn wohl behalten wird,
Weil Tugend ewig glänzt, und kein erborgter Schimmer,
Um ihren Schatten irrt!

12. Und der Jacobi, den die Dreye
Der Göttinnen, die schön
Durch sanfte Sitten sind, mit ungesehner Weihe
Sich weihten, in Athen;

13. Und Heinse, der den Winkelmannen
Trotz bietet, und zugleich
Den Minotauren und blutdürstigen Tyrannen;
An Muth, wie Crösus reich;

14. Und Müller, der die großen Todten
Mit seiner Feder weckt,
Und alle Tugend sieht an allen Patrioten,
Und keine Fehler deckt!

15. Und auch noch Der, der unter Palmen
Die Söhne Prussia's
Uns sang, und still im Hain, wie singend seine Psalmen
Der König David saß!

16. Ist's Cato-Carmer? der Gerechte?
Der gern der ganzen Welt
Recht und Gerechtigkeit und Frieden wiederbrächte?
Ist's Möllendorf? der Held,

17. Der selbst sich hingestorben meinte,
Als unser Vater starb,
Und dadurch, daß [nur] er Ihm sichtbare Thränen weinte,
Sich unsre Lieb' erwarb?

18. Ist's Plato-Zedlitz? oder jener
Wie heißt er? der, ein Greiß,
Vom Rosenalter an, was schön ist, und was schöner,
Wie Meil, und Rode weiß?

19. Und Darbes, welcher Engel malet
Wie Gott der Herr sie schuf;
Der Greiß, aus dessem Aug' ein Stern der Liebe strablet,
Auf eines Gottes Ruf!

20. Und der, in jeder Kunst erfahren,
Der Künste Meister ehrt,
Und was die Römer, und die edlern Griechen waren,
Uns lehren kann, und lehrt.

21. Der ist's! Dem edlen Weisen bringen
Die Musen ihren Zoll,
Den Herzenswilligen! Den wollen alle singen
Die Musen und Apoll,

22. Der auf dem Königsthron iezt thronet,
Die Dummheit und den Duns
Wegweisend, weit von sich, und wie zu Delfos wohnet
In Zukunft unter uns!

23. Und plötzlich strömen Lobgesänge!
Dann Einer, dann ein Chor!
Laßt mich, ihr aufmerksamen Hörer durch, ich dränge
Mit Ehre mich hervor!

24. Ich Patriot! (den schönen Namen
Verdient ich endlich mir
In jenen Jahren, die berühmt zu werden kamen,)
Ich alter Grenadier!

25. Und mische meinen großen Zweiten,
Des Nachruhms Sonnenschein,
Und des geliebten Friedrich Wilhelms goldne Zeiten,
In den Gesang mit ein!

Nach Strophe 5 scheint Friedrich vor seinem Ende nochmals auf Kleist hingewiesen zu sein, auf den ihn schon Stille bei seinen Lebzeiten aufmerksam gemacht, dessen Heldentod aber Gleim in der Audienz gewiß grundsätzlich erwähnt hatte. Strophe 15 mag auf Lange gehen. Strophe 8 und 9 bestätigt uns, daß Friedrich Klopstock's und Wieland's Namen noch vor seinem Tode kennen lernte, was wir schon aus Gleims Gedichte S. 276 „der König und Gleim," wissen; ebenso Strophe 8, daß er Geßner kannte, welchen er schon 1781 in dem Briefe an d'Alembert erwähnte, aus dem wir eine Stelle im Texte anführten.

Mit einiger Wahrscheinlichkeit läßt sich aus der ohnehin schon als zuverlässig von uns erkannten Strophe 8 der Ode außerdem schließen, daß Friedrich vor seinem Tode wenigstens dem Namen nach noch aufmerksam wurde auf Johann Heinrich Voß, auf welchen ihn hinzuweisen nach der Stelle über „die Mädcheninsel" in der Schrift über die deutsche Literatur sehr nahe gelegen haben würde. Dasselbe ist nach Strophe 7 in Bezug auf Uz, nach Strophe 10 in Bezug auf Herder, nach Strophe 12 in Bezug auf Jacobi (dem Friedrich auf Gleims Antrag nach Körte S. 153—155 schon 1768 ein Canonicat mit Erlaß der halben Annatengelder gegeben), nach Strophe 13 in Bezug auf Heinse zu vermuthen. Um die Namen in diesem Zusammenhange willkürlich aufzuzählen, besaß Gleim zu viel geschichtlichen Sinn. Auch ist von den zwischendurch genannten Namen der Gelehrten keiner willkürlich ausgewählt, wie Jedermann sieht.

Es entsteht nun aber die Frage: auf welche Weise wurde Friedrich mit diesen Dichtern bekannt, die er 1780 entweder gar nicht kannte oder damals noch ignoriren zu können glaubte, was offenbar — wenn Gleim in Strophe 5 nicht geradezu lügt — etwa um 1785 nicht mehr der Fall war. Nach Strophe 3 könnte man glauben, Herzberg habe ihn mit denselben bekannt gemacht. Indessen ist diese Strophe wohl nur ganz allgemein, insbesondere von deutscher Sprache zu verstehen, keineswegs aber auf einzelne Dichternamen anzuwenden. Mit der in Strophe 5 enthaltenen näheren Einleitung zur Nennung dieser Namen steht es aber nicht im Widerspruche, wenn wir annehmen, daß die im Gedichte genannten Dichter, so weit sie von Friedrich entweder noch nicht gekannt oder gar verkannt wurden, erst in der Audienz am 22. Dec. 1785 von dem begeisterten Gleim selbst dem aufmerksamen Könige genannt und gerühmt sind. Auffallend ist es immer, daß Lessing in dem Gedichte nicht erwähnt wird, obgleich er schon todt war. Der König mochte in der That persönlich gegen ihn eingenommen sein. Mit Ramler war Gleim damals längst zerfallen. Auch Götz war todt und auf die Empfehlung lebender Dichter konnte es Gleim, wie er die Sache ansah, allein ankommen.

Ode II ist überschrieben „An Johann Christoph Frisch". Sie möge hier stehen, weil sie Friedrich so zu malen scheint, wie er Gleim erschienen war:

1. Mahl ihn, o Du, mein Frisch, daß jeder, der ihn siehet,
Das ist er! spricht, und, ohne Dankgebet,
In welchem gutes Herz von wärmster Andacht glühet,
Dem Bilde nicht vorüber geht!

2. Mahl ihn, den Göttlichen! Du hast ihn scharf gesehen
In's Adleraug', in's gute beste Herz!
Ihn sehend stand auch ich! So möcht' ich ewig stehen,
Dacht ich, und fühlte tiefen Schmerz!

3. Dein größtes Meisterstück soll Wassersucht verderben?
Gicht? Blutsturz? Fieber? Schlagfluß? böse Luft?
O Töpfer! Solch Geschöpf? Was sollen da die Scherben,
In der verschloßnen Todtengruft?

Ode III und IV sind nicht allein matt wie I und II, sondern entbehren außerdem des geschichtlichen Interesses, wegen dessen wir jene hier abdrucken ließen.

---

## XVI. Die Tapeteninschriften in Gleims Hüttchen. (Vergl. S. 195.)

Während ich das Domgymnasium zu Halberstadt besuchte, ließ ich mir einst für ein Trinkgeld mit meinem Schulfreunde August Hesse*), jetzt Appellationsgerichtsrath in Naumburg an der Saale, Gleims Hüttchen vor dem Gröperthore aufschließen. Ich dictirte Hesse bei dieser Gelegenheit die Inschriften der Freunde Gleims im Hüttchen, oder doch wenigstens diejenigen, die mir bemerkenswerth schienen. Hesse verfaßte hierauf einen Bericht über das Hüttchen und ordnete in demselben die Inschriften alphabetisch nach dem Namen der Verfasser. Dieser Bericht ist mit einigen Weglassungen in Bezug auf Hesse's einleitende und Schlußbemerkungen folgender:

*) Man sehe über ihn meine Anthologie „Harz und Kyffhäuser" S. 17.

„Halberstadt, den 20. August 1839.

„Gleims Sommerhäuschen befindet sich auf dem nach Gleim benannten Poetengange. Hohe Linden umgeben es und daran grenzt ein freundlicher Garten. Wie manche freundliche Stunde hat der Alte in diesem Garten an der Seite seiner unsterblichen Freunde verlebt! Der Garten war und ist noch jetzt einfach und schmucklos eingerichtet. Eine schwarze hölzerne Tafel, in einer Laube aufgestellt, empfing den Eintretenden mit folgenden einladenden Worten:

„Ihr, der und die ihr
Mit Herzen und mit Mienen
Der Göttin Freundlichkeit gekommen seid,
Dem Freunde der Zufriedenheit
Mit eurer Gegenwart zu dienen —
Willkommen hier im Grünen!

„In diesem Garten liegt auch der alte Gleim begraben; sein steinernes Grabgewölbe ist mit den Urnen seiner ihm vorangegangenen Freunde umstellt. Dieser Marmorurnen sind 8 an der Zahl, und folgende Namen auf ihnen verzeichnet: Michaelis, heimgegangen den 30. September 1772. — Lessing. — Kleist. — Bodmer. — Lange. — Götz. — Pyra (heimgeg. 14. Jul. 1744.) — Geßner. Bei allen steht das Todesjahr in ähnlicher Weise, wie bei Michaelis, angedeutet. In ihrer Gesellschaft nun schlummert der Greis auf dem Flecke, wo er so oft sich mit ihnen gefreut; denn auf der Stelle, wo das Grabmahl sich jetzt befindet, stand früher Gleims Lieblingslaube. Körte und andere Freunde des Dichters hatten die Idee, über der Gruft ein Denkmal mit einer passenden Inschrift von Gleim selbst zu setzen; leider aber trat dieser Gedanke nicht in's Leben. Uebrigens bedarf Gleim auch keines Denksteines — länger vielleicht als so manches eherne Denkmal, das jetzt gegossen wird, erhält Gleims Wohlthätigkeit und Herzensgüte ihm ein Angedenken aller Halberstädter. Das Hüttchen, wie der Dichter sein Sommerhaus zu benennen pflegte, war, wie bekannt, mit den Portraits von Gleims Freunden im Innern geschmückt. Gleim hatte schon seit dem Jahre 1745 angefangen, sie zu sammeln. Auf dem Saale, wo sie sich früher befanden [?], steht noch jetzt des Alten Feldbett; er selbst mochte es hier zur Erinnerung an

seine im Kriegsgetümmel verlebten Jugendjahre aufbewahrt haben. Von diesem Saale aus tritt man in Gleims trauliches Studirstübchen, in das Wichtigste im ganzen Hüttchen. Denn an die Tapeten dieses Zimmers schrieben Gleims poetische Freunde ihre Namen, und diese Tapeten bilden ein Album, das man nicht ohne Rührung durchlaufen kann.

„Ich zeichne die wichtigsten der in Gleims Studirzimmer stehenden Namen auf, doch muß ich bemerken, daß auch zuweilen ein minder bekannter Mann aufgenommen ist, des Spruches halber entweder, der daneben steht, oder weil er für Halberstadt mir bemerkenswerth zu sein scheint.

„Die meisten der Namen befinden sich oberhalb des Kamingesimses. Die Schreibart ist durchgängig beibehalten, die Folge alphabetisch nach den Namen eingerichtet. Fast alle Schriftzüge sind mit Bleifeder gezeichnet.

1. Est deus in nobis, sunt et commercia coeli. Baggesen.
2. *Πίστις, ἐλπὶς, ἀγάπη· μείζων δὲ ἀγάπη.* [1. Cor. 13. V. 13.] Benzler 1784.
3. Aus dem Bösen kommt Gutes; so bringt mir das Gewirre des Lebens die Erneuerung in Gleims Freundschaftstempel.
   23. Juni 1795. [Vergl. S. 144.] Dohne.
4. Johann August Eberhard, den 8. Jun. 1788.
   Navibus atque quadrigis petimus bene vivere,
   Quod petis hic est — — [Hor. Ep. I. 11, 29.]
5. Wünscht uns die goldne Zeit nicht wieder,
   Da war kein Krieg, da gab's auch keine Kriegeslieder,
   Da war kein Gottsched und kein Reim,
   Doch auch kein Gleim!
   Eschenburg, 10. August 1793. (Erneuert noch 2 Mal.)
6. Ueber'n Harz zu Pferd, vom Meer
   Kam Johannes wieder her.
   Reichet liebend mir die Hand,
   Theure Schatten von der Wand!
   Hab' ich euch heraufgeweint
   Aus dem müden Abendroth,
   Sind wir vereint,
   Seid ihr nicht todt.
   22. Mai 1818. Johannes Falk.

7. Und wenn Homerus selbst in unsrer Mitt' erschien',
Gieb Acht! wir machten ihn zum Rector in Eutin,
d. 19. Juni. J. D. Fals.
(Fals war mit Voß zusammen bei Gleim — s. Nr. 26. — Auf Voß bezieht sich dieser Spruch, und kann einen Beleg abgeben, wie Voß damals vergöttert wurde.)

8. An dieses Haus.
Sei noch lange den Musen und der Freundschaft
und dem Lobe des besten Königs heilig.
Fischer mit Johannes Müller hier gewesen. 1780.
(Siehe Nr. 17.)

9. Du kleines Haus, das Linden rings umgeben,
Wie wohl ist mir in dir!
Doch wohler ist, bei meinem Leben!
Bei dem Besitzer mir.
Goekingk.

10. Des Lebens Gold, des Himmels süssestes Geschenk
ist Freundschaft.
d. 6. Mai 1783. Herder.
Licht, Liebe, Leben.
Herder, 1783. May.
Sicut erat in principio et nunc et semper.
21. Jun. 1794. Herder.
Behalten Sie mich immer so lieb, bester
Herr Canonicus, wie heute.
Emil Herder, den 21. Jun. 1794.
Kurz ist das Leben; es giebt nur eine Frucht des irdischen Lebens: ein heiliges Gemüth, Freundschaft und edle Werke.
Zum Andenken dem geliebten Freund, Halberstadt am 21. Juni 1794. Nach zweijährigem [!] Wiedersehn.
Caroline Herder.

11. J. W. Himly den 4. Juli 195 (1795.)
Die Welt ist nur ein einiges Haus.
[H., derselbe Arzt aus Braunschweig, der den erblindeten Gleim, wiewohl ohne Erfolg, operirte.]

12. Georgius Jacobi, Hic fuit non erit.
d. 14. Aug. 1780.

Fritz Jacobi 14. Aug. 1780.

Tanta sunt cujusque bona vel mala, quantus est animus, qui illa sustinet.

Erneuert den 13. Juli 1795, mit gerührtem Herzen für alle Güte des würdigsten Enkels der Barden und Vaters der Dichter dieser Zeit.

F. Jacobi.

Betty Jacobi den 13. Jul. 1795.

[Aus „Vaters" hat eine spätere Hand „Großvaters" gemacht.]

13. Ha! daß wir doch nicht unmittelbar mit den Augen malen. Auf dem langen Wege aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel — wie viel geht da verloren! Kehrer, 23. Jun. 1795.

[Emilia Galotti v. Lessing. Act. 1, Sc. 4.]

14. Unsere Weisheit sei geniessen und entbehren zu lernen.
F. v. Koepken d. 22. Mai 1793.

15. Gotthold Ephraim Lessing. 1780.
Dies in lite.

16. F. Matthisson, 26. Apr. 1794. Et in Arcadia ego. — Zum zweiten Male hier mit Herrn v. Köpken den 6. Mai 1794. Und am 17. Mai noch einmal auf seiner Rückreise in die Schweiz.

17. Johannes Müller. *Αἶεν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων.* [Ilias a. a. O. E. 208.] C'est la vie de Gleim.

18. Der Gute nur denkt froh zurück. Nachtigal.

19. Freud' und Friede dem Hüttner! Zwei glücklichen Pilgern
Gab er der Freuden so viel! Liebe ist, Liebe ihr Dank!
A. H. Niemeyer (mit seiner Gattin.)

20. Würzt den Becher der Freundschaft, trinkt die Schale des Harms leer.
20. May 1790. Carl Reinhard.

21. Du kleines Haus, ich kann kein Lied dir geben,
Nimm wenigstens denn meinen Namen auf!
Kl. Schmidt.

22. Nil amicitia dulcius. 98. Seume.

23. Diese Schrift verbleicht; doch ewig blüht mir im Herzen
Dieses schönen Tag's unvergängliches Mahl.
9. Juni 1792. C. Stolberg.

24. F. Stolberg 12. April. 94.

25. Bei Gleim war es mir, als hätte ich meinen Vater wieder gefunden. —
Liebende wieder geliebt und Besuchende wieder besucht!
Johann Heinrich Voß 26. Mai 1794.
Erneſtine Voß d. 4. Jun. 1796.

26. Weihrauch war hier d. 26. April 94, ſchreibt aber keinen Vers darunter aus vielen Gründen, worunter der wichtigſte, daß er keinen weiß.
[Nomen obscurum, nur aufgenommen der Naivetät ſeines Spruches halber.]

27. *Λάθε βιώσας.* F. A. Wolf d. 21. Jun. 94.
Sie sah mein thränend Angesicht
Und sang: die Liebe wintert nicht.
23. Aug. 1809, Abends.

„Dieß möchten ungefähr die wichtigſten der Namen und Sprüche ſein, die Gleims Tempel aufbewahrt. Faſt aus jedem derſelben kann man entnehmen, in welch' herzlichem Verhältniſſe Gleim zu ſeinen Freunden ſtand. Ein harmlos-poetiſcheres Leben als Gleim hat gewiß Niemand geführt.

„Die Wand, an der die hauptſächlichſten Inſchriften ſich befanden, iſt neuerlich eingeriſſen, ſo daß die Aufzeichnung jener Sprüche, wie ich glaube, um ſo erwünſchter ſein wird. Die abgenommenen Tapeten befinden ſich inzwiſchen im Gewahrſam des Herrn Dr. Körte."

Bis hieher der glücklicher Weiſe im Auguſt 1739 niedergeſchriebene Bericht von Heſſe. Aus dem Schlußabſatze deſſelben geht hervor, daß zwiſchen unſern gemeinſchaftlichen Beſuch des Hüttchens und der Ausarbeitung des Berichtes der Anfang der Vernichtung des Hüttchens fällt, ſo wie daß ſich die abgeriſſenen Tapeten mit den Inſchriften am 20. Auguſt 1839 in der Wohnung des bekannten Neffen von Gleim Dr. Körte in Gleims zweitem Hauſe am Domplatze unweit der Liebfrauenkirche befanden, der zwar ſeit 1815 zu unſern Vätern in Beziehung ſtand, die mit ihm in den Krieg zogen, aber bei ſeiner Kränklichkeit uns ſelbſt kaum von Anſehen bekannt war.

Das Hüttchen im Garten iſt ſpäter ganz abgebrochen und von Hrn. Oberamtmann Heine im Burchardikloſter neu aufgeſtellt worden, wie die berliner Gerichtslaube in Potsdam. Gleims Garten,

jetzt mit Gleims Denkmale, vor dem Gröperthore ist meinem Freunde, dem Bibliothekar der gleimischen Familienstiftung Herrn Seminarlehrer Jänicke, überlassen worden. Weder dieser noch Herr Oberamtmann Heine ist aber im Besitze der Tapeten. Man sieht, da in Halberstadt sich keine Abschrift befindet, diesem von mir schon seit längerer Zeit versprochenen Abdrucke der Tapeteninschriften zu Halberstadt mit Neugier entgegen. Wo sind aber die beschriebenen Tapeten beim Tode des Dr. Körte geblieben?

Eine besondere Bemerkung habe ich zu Lessings S. 286 veröffentlichter Inschrift von 1780 zu machen. In Guhrauers Lessing II S. 306—309 wird erzählt, daß F. H. Jacobi nach einer hamburger Reise bei Gleim in Halberstadt war. Guhrauer sagt: „Als Jacobi auf der Rückkehr in Gesellschaft seines Bruders Georg Lessing wieder besuchte, begleitete sie dieser nach Halberstadt, wo er einige Tage nicht unangenehm zubrachte. Hier klang der Inhalt ihrer früheren Gespräche über den Pantheismus bei Lessing in bedeutungsvollen Anspielungen nach, welche den Anderen sehr auffallend und räthselhaft waren. So, als, während sie zu Tische saßen, unversehens ein Regen kam und Gleim es bedauerte, weil sie nach Tische in seinen Garten sollten, sagte Lessing, der neben Jacobi saß: „„Jacobi, Sie wissen, das thue ich vielleicht."" „„Oder ich,"" antwortete Jacobi. Gleim sah sie etwas verwundert an, aber ohne weiter nachzufragen. In Gleims Gartenhause (das erzählt Jacobi noch) unter einem Wahlspruche von ihm schrieb Lessing sein Ἓν καὶ πᾶν." — Allerdings geht aus dem Obigen hervor, daß 1780 Lessing und beide Jacobi — und ohne Zweifel alle drei zusammen im August — bei Gleim waren und daß Lessing sich genau ein halbes Jahr vor seinem Tode noch zum Besuche bei Gleim befand. Der Regentag (14. August 1780?) mag auch für die bald nach Lessings Tode zwischen Jacobi und Mendelssohn über Lessings Spinozismus ausgesprochenen Streitigkeiten von Wichtigkeit gewesen sein. An die Tapete aber schrieb Lessing nicht „Ἓν καὶ πᾶν," sondern „Dies in lite." Auch wenn Lessing nebenbei Ἓν καὶ πᾶν geschrieben hätte, würden wir es sicherlich nicht weggelassen haben.

## XVII. Klopstock, der deutsche Dichterwald und der göttinger Hainbund.*)

An eine Stelle aus den Quellen und Belägen bei Herbst (Voß S. 285) knüpfe ich eine Untersuchung, durch welche zwei klopstock'sche Oden fast erst verständlich werden. Der Deutlichkeit wegen muß ich jedoch die Stelle bei Herbst S. 285 hier erst vollständig herſetzen: „Daß die jungen (göttinger) Dichter ihren Verein den „Bund" oder den „Hain" nannten und daß der combinirte Name „Hainbund" zuerst bei Voß, Leben Höltys 1802, S. 29 (noch nicht in „Hölty's Leben" von 1783, aber doch lange vor 1830, wohin Theodor Schäfer, Sohn des Literarhiſtorikers in Bremen, in den Theſen hinter ſeiner Doctordiſſertation — Nomen illud societatis poetarum Gottingensis Hainbund ante annum 1830 scriptum non invenitur; socii hoc nomine non utebantur — Bonn 1868, S. 63, die Entſtehung hat legen wollen) vorkommt, darf als bekannt gelten. Den einzig richtigen Urſprung des Namens „Hain" hat aber Julian Schmidt jüngſt (National-Zeitung 1870, Nr. 354 vom 2. Auguſt) dahin nachgewieſen, daß ſich der „Hain" lediglich auf Klopſtocks Ode „der Hügel und der Hain" gründe, und daß, während der Hügel Symbol der griechiſchen, der Hain das Sinnbild altdeutſcher Dichtung und Weltanſchauung ſei. — Hügel iſt = Parnaß, wie die Freunde zuvor ihren freien Verein genannt hatten, ſ. J. G. Gruber, Wielands Leben III, 48: „anſtatt auf den Parnaß zogen die neuen Barden in den Hain" u. ſ. w. — Nur iſt, zur Ergänzung der Schmidtſchen Anſicht, zu erinnern, daß Klopſtock keineswegs bloß in der angeführten Ode, noch auch in dieſer zuerſt jene Sinnbilder einführt. Es iſt vielmehr ſchon in ſeinen Jugendoden und ſpäter eine geläufige Lieblingsvorſtellung des Dichters. So ſchon im Wingolf (drittes Lied), dann in den Oden „die beiden Muſen", „an Gleim", „Aganippe und Phiala", „Kaiſer Heinrich", „die Nachahmer", „Sponda", „Thuiskon", „Skulda", „der Bach", „unſere Fürſten"." — Bis hierher Herr Wilhelm Herbſt.

Wir halten für gewiß, daß der göttinger Parnaß wegen der Oden Klopſtocks den Namen Hain annahm, und erörtern hier die Frage:

*) Wie Gleims Jagdabenteuer aus Goſche's Archiv, ſo iſt dieſe Unterſuchung aus Fleckeiſens und Maſius' Jahrbüchern wiederholt.

wie stellte sich Klopstock den deutschen Dichterwald vor und weswegen dachten sich die göttinger Dichter gleich den satirischen Feinden des Bundes die Bardenpoesie in unmittelbarer Verbindung mit dem Wodanscultus?

Zunächst haben wir alle die meist sehr schönen von Herbst citirten Odenstellen wieder angesehen. Um es kurz zu sagen, so herrschen zweierlei Vorstellungen hier bei der Erwähnung des deutschen Dichterhaines durch Klopstock vor. Bald stellt er dem Lorbeerhaine des Apollo einfach einen Hain der deutschen Dichtung entgegen, und bald überträgt er Bragas Hain auf Deutschland. In dem Haine denkt er höchstens eine Quelle, keineswegs aber einen deutschen Götzenaltar. Diese Vorstellung, der er bis 1766 treu geblieben ist, hat er in der 1767 gedichteten Ode „der Hügel und der Hain", welche den Namen und die Entstehung des göttinger Dichterbundes veranlaßt haben wird, allerdings ganz geändert.

Klopstocks vaterländische antiquarische Kenntnisse waren trotz aller seiner Bemühungen noch sehr mangelhaft. Namentlich scheint er dadurch irre geführt zu sein, daß er in Britannien ebensowol Nachkommen der Celten als der Germanen fand. Er scheint daher auch die Germanen in Deutschland für Celten gehalten zu haben. Weil Klopstock jedenfalls die Deutschen für Celten hielt, so hatte er die Druiden und die Barden auf die Vorzeit der Deutschen übertragen. Er wußte jedoch, daß der oberste Gott der Deutschen selbst (und wir fügen hinzu gerade der Norddeutschen) Wodan geheißen hatte. Er wußte ferner, daß dem Wodan das Pferd heilig gewesen war. Er kannte endlich auch ein „Maal der Urjahrhunderte Deutschlands", denn er erzählte 1771 in der Ode auf die Roßtrappe in der leider sehr schlechten Ausgabe der Werke Klopstocks von 1823 I, S. 261:

„Druiden haben und Barden, mit erobertem
Eisen, in den Felsen gehaun das einzige Maal
Der Urjahrhunderte Deutschlands,
Den Huf des heiligen weißen Rosses."

Es ist uns nicht bekannt, wie er sich diese Ansicht von dem „einzigen Maal" gebildet hat, die er nur hier klar darlegt und selbst in der „Gelehrten-Republik" sehr verwirrt vorbringt. Aber er hatte diese Ansicht jedenfalls schon im Jahre 1767. In der Ode „der Hügel und der Hain" ist sie deutlich zu erkennen. Im großen und

ganzen genommen verhält sich die Ode „der Hügel und der Hain" zu der Ode auf die Roßtrappe wie der Entwurf zur Ausführung oder auch wie das Original zur Copie. Jedenfalls bedarf die eine der andern bei der Interpretation zur Ergänzung. Dieselben Vorstellungen liegen sowol der einen wie der andern zu Grunde.

Wir erläutern zunächst „der Hügel und der Hain". Klopstock hat einen Wodansaltar entdeckt, in welchem die für ihn stets vereinigten Druiden und Barden ein Zeichen für die Nachwelt zurückgelassen haben. Den Ort nennt er noch nicht, aber der Hain liegt nicht in der Ebene, sondern „der Eiche Wipfel winket von des Haines Höh", wie auf der Roßtrappe. Auch das Zeichen in Wodans Felsen, der Roßtrappe, schwebt ihm schon vor a. a. O. S. 243:

> Die Zwillingsbrüder Alzes graben
> In Felsen auch das Gesetz der heiligen Freundschaft:
> Erst des hingehefteten Blickes lange Wahl,
> Dann Bund auf ewig! [Hainbund!]

Hier an Wodans Altare tritt dem modernen Dichter der antike Poet, der durch die erworbene Unsterblichkeit noch lebt, entgegen, weil Klopstock sich in eine heidnische Vorzeit (die deutsche) versenkt, welche keine poetischen Denkmäler zurückgelassen hat. Gleichwol weiß der Dichter (Klopstock) mit einer vortheilhaften Charakteristik der vermeinten altdeutschen Druiden, bei welcher offenbar — Ossian (!) für die altdeutsche Literatur einstehen muß, zu antworten. Um sich ein Bild „jenes feurigen Naturgesanges" zu bilden, ruft der Dichter an Wodans Altare (der Roßtrappe) „einen der Barden" seines Vaterlandes herauf. Der Barde erscheint und Barde und antiker Poet treten in einen Wettstreit des Gesanges ein. Beide richten Gebete um Sieg an ihre Götter, doch kennt der Barde von den wirklichen Göttern Deutschlands ebenso wenig wie Klopstock einen anderen als Wodan. Nach dem Wettgesange gibt Klopstock eine kurze Uebersicht über die Verhandlungen

> (Des Hügels Quelle ertönet von Zeus,
> Von Wodan der Quell des Hains),

und entschließt sich: „ich geh zu dem Quell des Hains." Zuletzt sieht er Hermann, den Cherusker, „in den Nächten des Hains" herkommen.

Und in der That, Klopstock hatte nicht allein den deutschen Dichterwald nach der Roßtrappe verlegt und die Naturstimmen des Bodethales, sein berühmtes Echo und dergleichen als Bardengesang sprechen lassen, weil er nur dort einen Wodansaltar kannte: er verlegte auch die Hermannsschlacht, die 1769 erschien, viel sonderbarer und gewaltsamer in den Dichterhain bei der Roßtrappe. Man sehe, um sich sogar hiervon zu überzeugen, in der Ausgabe von 1823, VIII besonders S. 108. Darnach findet die Hermannsschlacht an einem Flusse statt, der von dem hohen Berge Cheruskas (dem Brocken) herunterkommt. Dieser Fluß ist die Bode. Klopstock läßt nun Hermans Vater sagen, daß an dem ersten Felsen in dem von ihm so bezeichneten Bodethale die Hermannsschlacht geschlagen wäre; auf dem zweiten Felsen aber (nämlich seit dem Austritte der Bode aus dem Gebirge) sei sein Sohn Herman geboren. Dieser zweite Fels ist der Schloßberg zu Quedlinburg. Klopstock machte Gleim auf alles dies ausdrücklich aufmerksam, weil er fürchtete, es könne seinem Bardiet schaden, daß er Herman auf dem Berge geboren werden lasse, wo Heinrich der erste begraben sei. Hermans Vater hat sich vor der Hermannsschlacht auf dem nicht zu verkennenden Wege, der schon bei der Blechhütte das Bodethal verläßt und hinter dem kleinen Brunnen (Griebens Harz 11. Aufl. S. 18) zunächst die sogenannte Eckartshöhe erreicht, nach der Roßtrappe begeben, wo Druiden und Barden während der Schlacht opfern und singen. Wir haben dies Alles ohne die Citate schon S. 146. 147 angedeutet.

In demselben Jahre 1769 schrieb Klopstock endlich die Ode auf die Roßtrappe, deren Grundidee wir jetzt folgendermaßen frei, aber genau entwickeln können. An der Roßtrappe befindet sich der einzige Klopstock bekannte Wodansaltar und daher zugleich ein heiliger Hain der Dichtung, in welchem einst deutsche Barden mit Druiden gelebt haben. Klopstock, welcher selbst an der Bode geboren ist und sich in Briefen den Barden von der Bude nennt, der aber auch den Wodan um so mehr für den obersten Richter hält, als er von einem deutschen Gotte mit dem Namen „Donar" noch gar nichts weiß, beschließt nun auf der Roßtrappe zum letzten male ein Urtheil zu sprechen über die mächtigsten deutschen Fürsten seiner Zeit, nämlich über den Kaiser Joseph und über Friedrich den Großen. Er spricht dieses Urtheil vor dem Wodansaltare ebensowol im Namen der fernsten Vergangenheit

als der fernsten Zukunft seines Vaterlandes, gestützt auf die alte Heiligkeit des Ortes und auf seine eigene Unsterblichkeit als Dichter des 18. Jahrhunderts. Gerecht will er sprechen wie die allerfernste Zukunft selbst sprechen wird. Er kann daher auch nur den edelsten und höchsten Maßstab anlegen und richtet die Fürsten nach dem, was sie für die höchsten Güter der Menschheit und insbesondere für die Literatur ihres eigenen Vaterlandes gethan haben. In dieser Beziehung verurtheilt er nun Joseph II., weil dieser nicht gehalten hat, was er ihm (Klopstock) im Interesse der deutschen Literatur zu thun versprochen hatte. Friedrich dem Großen glaubte er dadurch wohl eine Art Genugthuung (vergl. S. 153. 154) gegeben zu haben, daß er Joseph II. nach diesem Gerichte, welches er seines Inhaltes wegen in den Hain der deutschen Dichtung verlegte, nicht mehr wie früher über ihn erhöhte.

Nach einem schon S. 146 Z. 16 erwähnten ungedruckten Briefe Ramlers an Gleim vom 12. Mai 1759 hatten sich einst Klopstock, Gleim, Ramler und Kramer an der Bode unter der Roßtrappe gelagert. Es scheint etwa die Stelle des jetzigen Hubertusbades, schwerlich die des jetzigen Waldkaters gewesen zu sein. Wie mochte da disputirt sein, besonders über Friedrich den Großen! Und so zeigte es sich denn auch noch 1774, daß Klopstock die Gelehrtenrepublik, als er gelegentlich den Schauplatz etwas klarer darlegte (Ausgabe der Werke von 1823 XII, S. 398—401. 412), wiederum „im Thale" (in Thale) zusammentreten ließ. Die Aldermänner unterhalten sich auf ihren Spaziergängen, die man sich nun etwa auf dem reizenden Wege vom Hubertusbade bis nach der Schallhöhle denken mag, von der eben aufgefundenen Inschrift (!) oben im Felsen, welche offenbar Klopstock selbst mit großer Beredtsamkeit zu entziffern und herzulesen versteht.

Es zeugt von einer seltenen Verehrung der Landsleute Klopstocks für seine Messiade, daß ihn die Tradition im Selkethale an derselben arbeiten läßt, wofür ich nicht das geringste Zeugniß finden konnte, während ich vor kurzem seine Briefe aus der Zeit seines Aufenthaltes in demselben in der Handschrift verglich. Vergl. S. 145. Wenn dagegen alles obige, was Klopstocks Beziehungen zur Roßtrappe betrifft, theils überhaupt noch gar nicht bemerkt und theils trotz der auch an und für sich so interessanten Roßtrappe wieder vergessen wurde, so liegt dies wenigstens in keiner Weise an ihm. Klopstock wollte nämlich

1777 selbst eine neue Inschrift für die Roßtrappe verfassen, in welcher vor allen Dingen er selbst als Barde von der Bude und Gleim als Barde von der Selke genannt werden sollten. Gleim aber ging trotz seines Versprechens hierauf nicht ein, sondern setzte später seinem Klopstock und sich selbst das Denkmal in Aspenstedt, welches zuletzt von Allmers besucht und von demselben im bremer Sonntagsblatte 1858, Nr. 11—13 beschrieben ist.

Jetzt endlich fassen wir das Resultat bestimmt zusammen. Klopstock, der die Druiden und die Barden immer vereint dachte, verlegte den deutschen Dichterhain in die Nähe des einzigen ihm seiner Meinung nach bekannten Wodansaltars. Daher rührt die feierliche, wenn auch natürlich nur scherzhafte Anrufung Wodans von Seiten der Göttinger und daher auch der ihnen gleich anfangs satirisch angedichtete Wodanscultus.

Was sodann den ja wohl überhaupt von Klopstock entdeckten deutschen Dichterwald an und für sich betrifft, so würde Klopstock jeden heiligen Hain bei einem Götzenaltare für einen deutschen Dichterwald angesehen haben. Da er aber wenigstens bis 1774 nur den vermeinten Wodansaltar auf der Roßtrappe kannte, deren Hufbildung freilich die Geognosten jetzt nur der Natur zuschreiben, so hat Klopstock seinen deutschen Dichterwald allerdings nur neben und unter die Roßtrappe, an die Lieblingsstelle aller Norddeutschen, verlegen können.

# Zusätze und Verbesserungen.

Seite 50 Zeile 13. 14 lies „Daun [nicht dann] aller Daunen Daun, Daun über alle Daunen."

Zu S. 58 Z. 8, so wie zu den übrigen Stellen über die Buchhändler Voß und Rüdiger, welche das Register außerdem nachweist, vergl. H. Kletke's Geschichte der Voss. Ztg. in Jahrg. 1872 derselben vom 23. Februar, 2. Beilage.

Zu S. 160 Anmerkung 1. Z. 4. Wie interessant die Anekdote von dem Besuche des malachowskischen Officiers auch ist, so wäre sie doch hier gewiß nicht ausführlich erzählt, wenn ich nicht zu spät erfahren hätte, daß der Brief oder dessen Inhalt doch in einer kleinen Schrift von 1769, betitelt „Zwei Briefe von Gellert", schon gedruckt und neuerdings auch in populäre Werke übergegangen ist.

Zu S. 175 Z. 29. Daß indessen Schiller das Fehlerhafte in einer solchen Anhäufung von Götternamen wenigstens später sehr lebhaft fühlte, bewies er in der Recension Bürgers durch die Bemerkungen über Bürgers hier ebenfalls zu vergleichendes

Ihr weicht Aglaja, wenn sie lacht u. s. w.

S. 191 Z. 24 sind die Worte: „z. B. in den sog. Regulativen", zu streichen, weil sie, abgesehen von dem durch den unvergeßlichen Bethmann-Hollweg freilich schon sehr ermäßigten Memorirstoff, die ganz irrige Meinung erwecken könnten, daß der Verf. die denselben zu Grunde liegende, in gewisser Hinsicht sogar volksthümliche religiöse Richtung überhaupt für „heuchlerisch" halte, während er nur den Gegensatz derselben gegen die „sogenannte deutsche Nationalliteratur", wie es in den Regulativen heißt, für unmotivirt und deshalb unwahr hält. Ein Aufsatz über den ge-

sammten deutschen Unterricht an höheren und niederen Schulen, den wir seit lange für die Vossische Zeitung zu schreiben gedenken, wird auch die Regulative unparteiisch charakterisiren. Die einberufenen Mitglieder der von dem Herrn Cultusminister Falk so weise und vorsorglich geleiteten Commission scheinen mir gerade in Bezug auf deutsche Literatur selbst nicht über den Standpunkt der Regulative hinausgegangen zu sein. Die vaterländische Literatur ist das rechte Mittel zur Erhöhung der Bildung auf deutschen Seminarien. Dahingegen hat die jetzt von den Elementarlehrern selbst mehr verlangte Geschichte der Pädagogik, wie werth sie mir auch persönlich ist, doch überhaupt nur einen geringen Werth und die Psychologie wird, selbst eklektisch behandelt, ohne Gymnasialbildung immer ein zweifelhaftes und bedenkliches Bildungsmittel bleiben. Vergl. übrigens Vorwort S. XII.

Zu S. 195 Z. 23. Wir haben uns nur ungern enthalten Schillers schönes Gedicht „die deutsche Muse" (Schillers Werke in Einem Bande, Stuttgart 1834, S. 83) zum Schlusse vollständig abdrucken zu lassen. Um so mehr bedauern wir den Druckfehler bei der Anführung des ersten Verses. Bekanntlich heißt er: „Kein augustisch Alter blühte" (nicht: glühte).

Zu S. 204 Z. 10. Man bittet lieber zu lesen „Heinsius' Arbeit" für „Mittlers Arbeit".

S. 211 Z. 25. Da der Brief vom 3. Febr. 1748 nur die Anekdote von dem Hofschneider enthält, auf welche Ramler in den anderen Briefen nie Bezug nimmt, so ist es gleichgültig, daß er hier nicht ganz an der rechten Stelle eingeschoben ist.

Zu S. 288 letzte Zeile. Jacobi legte auf die Sache Gewicht. Er schrieb 1785 in den Briefen an Mendelssohn S. 43: „So steht es auch in Gleims Gartenhause, unter einem Wahlspruche von mir [Jacobi], mit Lessings eigener Hand geschrieben." Ohne Zweifel irrt er sich. Lessing wird unter Jacobi's Inschrift No. 12 S. 286 „Dies in lite" geschrieben haben, allerdings mit deutlicher, ja, auffallender Schrift. Noch jetzt nach 33 Jahren stehen mir die gewaltigen Buchstaben, mit denen Lessing sein „Dies in lite" an die Wand schrieb, so deutlich vor Augen, daß ich sie aus dem Kopfe nachmalen könnte.

# Register.

(Wo die größere Zahl vorangestellt ist, da verweist gerade sie auf die Hauptstelle.)


Abraham, Stempelschneider 103.
Agende 193.
Akademie 171. 166. 189.
Alberti 151.
Allmers 294.
Altfranken 191.
Altmark 9. 145.
Alvensleben 142.
Amalie, Prinzessin 134.
Amazonenlieder von Weiße 55.
Amazonenstrom- und Granadierlieder 55.
Ambrosius, Cäcilie 147.
Anakreontiker 57. 101. 123. 129.
Archenholz 82.
Arndt 37.
Aschersleben 122.
Asseburg, die, bei Wolfenbüttel 16.
v. d. Asseburg-Falkenstein, A. F. 145.
Augusteisches Zeitalter 40. 154.
Aurora von Königsmark 134.

Bachmann 124. 144.
Baden 149.
Baggesen 284.
Batteux 53. 170.
Bauerngespräch der Karschin 51.
Bauernhochzeiten 15.
Baumanns Weinstube in Berlin 95.
Baumgarten, A. G. 81.
Belleisle 64.
Benzler 284. 270.
v. Berg 112. 113.
Berlin 13. 53. 209.
Bernstorf 131. 148.
Biedermann, K. 199.
Bielefeld 5. 19. 211. 213.
Bismarck, Fürst 192. 145.
Blankenburg 110. 143.
Bloch 189.
v. Blumenthal 242. 255.
Bode, die 126.
Bodmer 41. 45. 125. 237. 269. 270.
Böhm, W. 52.
Bonnell 167.
v. Borck 222.
Bornemann 17. 205. 207. 216.

Bosse in Cöthen 201.
Böttcher, Reisewagenmeister 13.
Brandenburg 190.
Braunschweig 19.
Breitinger 39. 216. 269.
Bremische Beiträge 44.
Breslau 219.
Broglio 30.
Brühl 50. 251.
Buchholz, Geh. Rath 144.
v. Buddenbrock 222.

Cadettenhof 96. 105. 220.
Canitz 27. 40.
v. Canneberg 145.
Carlyle 109. 195.
Cauer 153. 190.
Charlottenbrunn 167.
Charlottenburg 21. 105.
Christine Luise, Herzogin 142.
Cicero 166.
Colberg 53.
Cosel, Gräfin 250.
Cramer, Johann Andr. (der Vater) 133. 146. 293.
Cramer, Karl Fr. (der Sohn) 124.
Crusenhoffin 127.

Dähneke 218.
Daniel 38.
Dankelmann 99.
„Daß Garn das Frau Theresia spann" 274.
Daun 50.
Denso 99.
Denstädt 98.
Deutsche Literatur 6.
Dichterwald 289. 294.
Diedrich, Sidonie (Done) 142. 284.
Dingelstedt, Franz 182.
v. Ditfurth 51.
Dohna 159. 263.
Done 141. 284.
Doris 39. 110.
Dresden 251.
Droysen, J. G. 8. 204.
Dufour 30.
Duncker, Max 190.
du Rosée 96.

Eberhard, J. A. 284.
Edelmann 99. 210. 229.
Edone 147.
Elisabeth Christine 205.
Ermsleben 226.
Eschenburg 284.
Ewald 237.

Falk, Cultusminister 296.
Falk, J. 284.
Fals 285.
Fanny Schmidt 137. 130.
Ferney 28.
Fichte 152.
Fischer 285.
Fouqué, der Dichter 55.
Frankfurt a. O. 81.
Französisch-Buchholz 6.
Französische Colonisten 7. 105.
Freimaurer 20.
Freundschaftstempel 144.
Freytag, G. 122.
Friederici 111.
Friedrich II. 4. 15. 21.

Friedrichs äußere Erscheinung 1738. 18.
Friedrichs Erscheinung 1761. 225.
Friedrichs äußeres Auftreten 1763. 225.
Friedrichs Erscheinung um 1785. 282.
Friedrichs bisher ungedruckter Brief an den Prediger Lange 42.
Friedrichs Erziehung 3.
Friedrichs Fluchtversuch 9.
Friedrichs Regierungsantritt 80.
Friedrich Wilhelm I. 3. 11. 43.
Friedrich Wilhelm II. 188.
Friedrich Wilhelm IV. 13. 182.
Frisch, Maler 282.
Funk 149.

Galotti, Emilie 185.
Garnisonkirche 10.
Garve 167.
Gellert 157. 183.
Gervinus 45. 55.
Geßner 183.
Giseke 111. 131. 134.
Glaser, Adolf 16. 201.
Gleim 199. 66. 36. 38. 53. 71. 104. 109. 144. 146. 183. 223. 228. 293. 294.
Gleims Audienz bei Friedrich dem Großen 275.
Gleims Hüttchen 282. 195.
Gleims Jagdabenteuer 1758. 262.
v. Göchhausen 137.
Gosche 58. 289.
Goethe 51. 88. 168. 184.
v. Göckingk 208. 285.
Göttinger Dichter (s. auch Hainbund) 71. 95.
Götz, J. N. 174. 38. 97.
Graun 100.
Grimm, Brüder 191.
Grönländer 98.
Groß-Jägerndorf 82.
Guhrauer 288.
Gummersbach 9.
Günther 102. 122.
Gutsmuths 122.

Haag 24.
Hahn, L. 66.
Halberstadt 53 133. 283.
Halle 36. 37.
Hallische Dichterschule 35.
Hainbund (s. auch Göttinger Dichter) 58. 101.
Hamburg 133.
Haymburg 141.
Harzgerode 44.
Hecht 51.
Hechtel 144.
Heinrich, Prinz 184. 221.
Heinsius, Schriftsteller 204. 1.
Heinsius, Superintendent 184.
Hempel 214.
Henckel 88.
Herbst, W. 289.
Herder 285.
Hermannsschlacht von Klopstock 146.
Hermanns Tod von Klopstock 147.
Herman und die Fürsten von Klopstock 147.
Herman und Dorothea 51.

Herzberg 79.
Hesse, Aug. 283.
Hilmer 212. 213.
Himly 285.
Hirschfelde 256.
Hirzel 270. 53. 85. 127. 232.
Hökendorf 79.
Horaz 36. 41. 42.
Hornburg 54. 240.
Hudryhutt 69.
v. Hülsen, General 225.
Hüttenrode 149.

Jacobi 59. 138. 285. 286.
Zu Jacobi's Streit mit Mendelssohn über Lessing 288. 296.
Jänicke in Halberstadt 200. 288.
Jahn 37. 154.
Janke's Romanzeitung 201.
Jerxheim 143.
Inhaltsverzeichniß VII.
Joachimsthalsches Gymnasium in Berlin 98. 177. 214.
Julian 103.

Kait 9.
v. Kalckstein 22. 23.
Kalmücken 82.
Karschin 51. 106. 186.
Kästner 260.
v. Katte 9. 81.
Kaulen, eine Fischart 188.
Kehl 30.
Kehrer 286.
Keith 68.
Kesselsdorf 57.
Kleist 71. 59. 68. 80. 83. 113. 228.
Kleists Frühling 97.
Kleists Lebenslauf, von ihm selbst erzählt 254.
Kletke 52. 295.
Klopstock, der Dichter 121. 44. 179. 181. 182. 190. 216. 233. 234.
Klopstock, der Vater 121. 163.
Klopstocks Gelehrtenrepublik 190.
Klopstock, Karl 149.
Klopstock, Victor 150. 152.
v. Knebel 176. 178.
Kolin 226. 61. 63. 199.
v. König 143.
v. Köpken 286.
Kopenhagen 148.
Köpenik 11.
Kornscher Gasthof in Braunschweig 20.
Körte 37. 57. 67. 228. 264. 275. 287.
Krause 100.
Kritische Nachrichten 218.
Krüger, k. Mundkoch 13.
Kunersdorf 83.
Küstrin 12.

Lähme 209.
La Mettrie 224.
Landshut 62.
Lange 36. 43. 71. 163.
Langemack 98. 104. 165. 213.
Langensalze 131. 132.
Lappenberg 201.
Lateinische Lettern 41.
Laublingen 42.
Leibregiment 10.

Leipzig 251.
Lerche in Quedlinburg 150.
Lessing 87. 42. 43. 58. 70. 74. 75. 85. 95. 179. 190. 219. 260. 261. 288. 296.
Leuthen 100.
Lieberkühn 247.
Literaturbriefe 148.
Lissa 56. 69.
Lissabon 48.
Löbell 202. 1.
Lobkowitz, Fürst 244. 246.
Lowositz 240. 246. 56.
Lübben 200.
Ludwig XIV. 26. 172. 180.
Luisenstädtische Kirche 169.
Lynar 67.

Magdeburg 105. 144. 207.
Malachowski (nicht Malakowsky) 159.
Malplaquet 10.
v. Manteuffel 24.
Maria Theresia 47.
Marschall von Bieberstein 201.
Maupertuis 125. 235.
Mauvillon 180.
Maxen 62.
Mayerin 109.
Meil 103.
Meiningen 131.
Menzel, der Maler 57.
Merinoschafe 183.
Meta Moller 135. 131. 134.
v. Meyerink 23.
Minna von Barnhelm 88. 181.
Mittelstedt 85.
Mitchel 224.
Mollius, Stadtrath in Neu-Ruppin 13.
Mörikofer 126.
Mosheim 17.
Müller, Joh. v. 194.
Mythenabschwächung 47.

Nachdruck 58. 160.
Nachtigal (Otmar) 286.
Nadasdi 64.
Naide 98.
Nathusius' Garten 123.
Naumann 209. 212.
Neuberin 21.
Neumanns Chronik von Lübben 200.
Nicolai in Berlin 103.
Nicolai in Frankfurt 89.
Niebuhr 205.
Niemeyer, A. H. 286.

Obotriten 38. 178.
Oschersleben 134.
Oestreichische Kriegspoesie 61. 65.
Oestreichischer Erbfolgekrieg 65.
Oudenarde 10.

Panke, die 215.
Pankow 215.
Percy 54.
Philotas 76.
Pirna 240.
v. Plotho 22. 43. 91.
v. Plötz 72.
Podewils 79.
Pott 212.

Potthast 82.
Prag 49.
Preßler 59.
Preuß 1. 17.
Pützlingen 116.
Pyra 36.

Quanz 104.
Quedlinburg 44. 122. 135.
Quintus Icilius 104. 162. 223.

Rahn 130. 132.
Ramler 208. 209. 95. 38. 39. 43. 53. 71. 75. 85. 112. 146. 165. 182. 185. 223. 232.
Ramlers gereimte Quittung 274.
v. Ranke 17. 32.
Regulative 295.
Reich, Buchhändler 217.
Resewitz 145. 148.
Rheinsberg 18. 20. 22.
Richelieu 67.
Richter aus Frankfurt 97.
Richter, H. M. 63.
Riesenregiment 5.
Ritter, Prediger in Pommern 186. 208.
Ritterakademie 104.
Robespierre 180.
v. Rochow, Oberstlieutenant 9.
Rohde 222.
Röper 231.
Roßbach 30. 61. 63. 182.
Rüdiger, Buchhändler 96. 212.
Rutowski 251.

Sachsen, Königreich 183.
Sack 204. 43. 44. 99. 105. 153. 217.
Salzdahlum 16.
Sans-Souci 194.
Satiren aus dem siebenjährigen Kriege 50.
Schafgotsch 30.
Schäfer in Bonn 54.
Schiller 195.
Schinzin 127.
Schmidt, Julian 289.
Schmidt (Klamer) 151. 286.
Schönhausen bei Berlin 209. 214.
Schubart 185.
Schulenburg, Achatz V. von der 9.
v. Schulenburg, Bekannter Kleists 255.
Schultheiß 125.
Schütz, Buchhändler in Berlin 58.
Schwartz, W. 12. 207.
Schweidnitz 64. 219.
Schweizer 43. 85. 238. 267.
Schwerin 218.
Selkethal 145.
Seneca 27.
Seume 286.
Sined der Barde 64.
Soubise 67.
v. Span 11.
Speyer 236.
v. Spiegel 143. 199. 226. 262.
Stahr 58.
Steinmetz 116.
v. Stille 19. 31. 42. 105. 235.
Stobwasser 19.
Stolberg, Grafen 112. 262. 286.
Straßburg 29.
Strauß, David Friedrich 25. 125. 126. 185. 193. 201. 204.

Streuber in Eisenach 137.
Strohkranzreden 21.
Struensee 148.
Sulzer 43. 44. 104. 125. 127. 153. 213. 214. 217.
Süßmilch 99. 210.

Tapeteninschriften in Gleims Hüttchen 282.
Tauenzien 87.
Tellheim 74. 89. 201.
„Töne, frohe Leyer", anakreontisches Lied von Lessing und Ramler 220.
Torgau 62.
Trakehnen 18.

Uebersetzungen 166.
Uz 21. 38.

Varnhagen 69.
Voigts Dahlum 110. 114.
Volkspoesie 46.
Voltaire 19. 25.
Voß, Buchhändler 58. 76. 79. 88. 218. 247.
Vossische Zeitung 200. 295.
Voß, J. H. 97. 179. 287.
Votum regis 12.

Walthers Garten 123.
Waseberg 230.
Waser 217.
Welfen 15.
Weiß, Demoiselle 259.
Weißenfels (Roßbach) 262.
Werder bei Magdeburg 124.
Werdersches Gymnasium 41.
„Wer kan die schon gemischte Kart" 273.
Werneuchen 96.
Wernigerode 262.
Westermanns illustrirte Monatshefte 16. 199.
„Wie das Volk spricht" 169.
Wieland 76.
Wiggert 144.
Wilhelm, Prinz 22.
v. Willich 23.
Wintheme 151.
Wippra 100.
Wolf, Philosoph 27.
Wolf, F. A. 287.
v. Wöllner 187.

Zewen 66.
Zittau 251. 252. 256.
Zorndorf 75. 78. 84.
Züricher See 126.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

3477-7

LIBRARY OF CONGRESS
1800

LIBRARY OF CONGRESS
0 020 517 451 5